


DOMI-NUS ILLU-MINA-TIO MEA
Taylor Institution.

Biographische
Denkmale.

Von
K. A. Varnhagen von Ense.

Vierter Theil.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Berlin,
Druck und Verlag von G. Reimer.
1846.

Inhalt.

Paul Flemming.

Frische Kraft in glücklicher Natur und entschiedenem Talent haben wenig deutsche Dichter schöner aufzuweisen, reizenden Stoff der Persönlichkeit und Umgebung bieten wenige reicher dar, als Paul Flemming, dessen Leben und Dichten uns hier zu betrachten vorliegt. Er wurde geboren im Jahr 1609 am 5. Oktober zu Hartenstein, einer kleinen Stadt an der Mulde im Voigtlande. Sein Vater war daselbst lutherischer Prediger, angesehn durch geistliches Amt und bürgerlichen Ehrenstand, von namhafter Wohlhabenheit. Seine Mutter scheint früh gestorben; doch die liebevolle Sorgfalt einer Stiefmutter machte diesen Verlust ihn weniger empfinden. In seinen Gedichten erwähnt er, neben dem alten Vater und der frommen Mutter, auch lieber Schwestern, aber keines Bruders, und erscheint demnach als einziger Sohn des Hauses. Mehr ist uns von seiner Familie nicht bekannt. Der Vater vertauschte, noch während des Sohnes Kindheit, den Aufenthalt von Hartenstein mit dem von Wechselburg, einem gleichfalls an der Mulde gelegenen Ort, wo er sein Predigtamt in neuer, wahrscheinlich besserer Stelle

1 *

fortsetzte. Beiden Orten blieb das heimathliche Gefühl erster Jugend in des Dichters Herzen zugewandt; mit einem Jubelliede begrüßte er späterhin das Wiedersehn von Wechselburg, wo ihm in ländlichem Glück ein freudiger Aufenthalt beschieden dünkte, und in weiten Fernen Asiens rief er die Vorstellung seines Hartensteins, wo „der edle Muldenfluß in bergigten Gebüschen so sanfte geht, und wo der Knabe so oft lustig in der Fluth geschwommen," sehnsüchtig vor seine Seele. Wir dürfen annehmen, daß seiner Jugend kein Vortheil guten Beispiels und angemessenen Unterrichts gefehlt habe, sein Gang der Entwickelung war im voraus geebnet, Umgebung und Hülfsmittel mit Sinn und Neigung in förderlicher Uebereinstimmung. Wir sehen oft, und in Deutschland vorzugsweise häufig, daß höhere Gaben und Kräfte in verkümmerter Lage und verkehrter Richtung, unter unsäglichen Drangsalen und Mühen, aus tiefster Armuth und Niedrigkeit siegreich emporringen, und ein durchkämpftes Leben doch zuletzt mit herrlichem Gewinne krönen, ein Anblick, der das Herz rührt und stärkt mit innigster Erhebung und Zuversicht; allein es giebt andre Lebensgebilde, in welchen Beruf und Verdienst, mit ursprünglichem Glück im Bunde, unserm Blicke noch weit größere Befriedigung gewähren. Unermeßlich sind die Vorzüge einer im Schutz äußeren Wohlstandes, im Bewußtsein gesicherter Zukunft begonnenen Laufbahn, die, mit rechtzeitiger Darbietung aller Hülfsmittel, unter lauter Fördernissen, gradezu auf ihr

Ziel führt, und durch keine Versagungen und Hemmungen nöthigt, dem äußeren Fortkommen auf traurigen Umwegen und in schwankendem Wechsel, wenn auch nur für einige Zeit, das innere Streben aufzuopfern; ein Unterschied, der, trotz aller später etwa scheinbar sich herstellenden Gleichheit, zwei wesentlich verschiedene Klassen von Menschenleben bedingt. In diesem Sinne haben wir Flemming glücklich zu preisen, daß seine Jugend auf solche Weise begünstigt war, wodurch sein Dasein in eigenster Schönheit und Frische sich unverkümmert entfalten durfte.

Nachdem seine guten Anlagen in häuslicher Pflege weit genug gediehen, bezog er die Fürstenschule zu Meißen, in schöner Gegend eine gesegnete Anstalt gelehrten Unterrichts. Auch diesem Aufenthalte, den ernsteren Spielen und Beschäftigungen dieser reiferen Jugend, hatte Flemming nur dankbare Empfindung, nur liebevolles Gedenken zu widmen, ungetrübt von Mißbetrachtung und Bedauern. Hier nährte sich sein reger Geist besonders mit dem Studium der Alten; den Dichtern und Weltweisen der Griechen und Römer wurde er innig vertraut; in der Ausübung der lateinischen Dichtkunst erlangte er gründliche Fertigkeit. Aber auch in deutscher Dichtung, für welche sein lebhafter Sinn schon in frühster Kindheit erweckt war, muß er auf der Schule sich glücklich hervorgethan haben, und der erste Kranz, der ihm später, wie er sich ausdrückt, an der Mulde, etwa bei einem Besuchsaufenthalt in Wechselburg, zu-

erkannt worden, mag ihm schon hier durch anerkennende Lehrer und bewundernde Mitschüler vorbereitet gewesen sein. Begeisterndes Muster und Vorbild war dem dichterischen Jüngling der damals im vaterländischen Gesange mächtig strahlende Martin Opitz von Boberfeld, auch in den Folgezeiten noch als Wiederhersteller der deutschen Dichtkunst mit Recht anerkannt. Opitz, im Jahre 1597 geboren, und also zwölf Jahre älter als Flemming, stand in der Blüthe des Wirkens, und ärntete aus dem weiten Kreise des Vaterlandes den Preis der Bewunderung, welchen, nach einer Zeit schlechter Verwilderung in Kunst und Sprache, seine in beiden ungewohnte Kraft und Fülle wohl verdienten. Ihm nachzueifern war der höchste Reiz, ihn zu übertreffen durfte niemand hoffen. Flemming sagt in einem Gedicht, er möchte anstimmen:

„Ein Lied, das jeder ehrt, und kaum der dritte kann,
Das mich mein Opitz lehrt, der Preis der ersten Sänger,
Die redlich Deutsch verstehn.“ —

Diese Verehrung für den Meister und Lehrer verkündet sich noch in vielen andern Gedichten, und bleibt auch dieselbe, nachdem Flemming in aufrichtigem Bewußtsein sich längst an jenes Seite gestellt fühlen mußte. Daß er Opitz seinen Lehrer nennt, bezieht sich nur auf dessen Schriften; es findet sich keine Spur, daß Beide einander persönlich gekannt haben.

Nach beendigten Schuljahren ging Flemming um

das Jahr 1628 auf die Universität nach Leipzig. Sein lebhafter Geist, sein regsam nach den Mannigfaltigkeiten der Welt begehrender Sinn, abgeneigt dem in strenge Formen eingezwängten Studium der Theologie, wandte sich zu dem der Arzneikunde, welche mit allen Wissenschaften und mit Welt und Leben stets in freiester Verbindung erschien. An seinem Eifer und Fleiß in dem erwählten Fach ist nicht zu zweifeln, er gedenkt desselben stets in guten Ehren, und blieb der Meditrinen, seinem zweiten Heiligthum, wie er sich ausdrückt, bis an sein Lebensende getreu. Aber ihn freute, den Gott der Heilkunst auch als den Gott der Lieder zu verehren, und der doppelten Eigenschaft Phöbus Apollons in doppeltem Dienste zu huldigen. Unter fortwährendem Studium der Alten, bei ernsterem Eindringen in die Wissenschaften, und in aller reichen Lebensfülle akademischer Jahre entfalteten sich schnell die Schwingen seiner Dichtung, und erhoben durch ungewöhnliches Gelingen den Namen des studirenden Jünglings frühe schon zur ehrenden Berühmtheit. Hier an der Parthe, bemerkt er, habe er den zweiten Kranz empfangen, während auch ein dritter Lorbeerkranz für sein Haupt schon halbgeflochten war. Was es mit diesen Kränzen für nähere Bewandtniß habe, ist unbekannt; doch findet sich aus dieser Zeit die Andeutung, daß der Fürst, nämlich der Kurfürst von Sachsen, für Flemming's Gedichte günstigen Antheil bezeigt. Unser Dichter wurde in Leipzig Magister der freien Künste, auch erhielt er noch daselbst

die Würde eines Kaiserlichen gekrönten Poeten, welche die Kaiserlichen Pfalzgrafen zu verleihen ermächtigt waren, vielleicht ist auf diese Auszeichnungen hier angespielt. Flemming's Gesänge indeß, noch zwischen lateinischer und deutscher Sprache nach Umständen und Laune wechselnd, waren zuerst, wie auch in der Folge, hauptsächlich Gelegenheitsgedichte, die Vorgänge des kleinen und großen Lebens nach Gebühr verherrlichend. Von eignen Empfindungen des Dichters tritt zuerst die Freundschaft hervor; aber auch die Liebe stellt sich ohne Säumen ein. Die angenehmen Verhältnisse der Universitätsfreunde zeigen sich im reichsten Glanze; doch nicht ohne Schmerz ist dieser jugendliche Verkehr, denn auch früher Tod betritt den schönen Kreis, und ein geliebter Freund, welcher Daphnis genannt wird, bleibt für die Nachlebenden ein Gegenstand langer Trauer. Aber die Jugend überträgt jeden Verlust, für den das fortschreitende Leben noch stets Ersatz hat. Der Kreis der Freunde erweitert sich, ihre Herzen glühen lebhafter. Nicht Flemming allein dichtet, ihm antwortet manches dichterische Gemüth. Ein Schlesier, Gottfried Wilhelm Herseld, besingt in wackern Zeilen den Namenstag Flemming's „seines werthen Freundes und liebsten Stubengesellen," die Namen Martin Christenius, Georg Gloger, dessen Disputation und bald auch frühen Tod er besingt, Tycho von Jessen aus Flensburg, Otto Heinrich von Koseritz aus Meißen, sind in Flemming's Gedichtesammlung durch ihre eignen wie durch seine Lie-

der aufbewahrt. Er selbst erscheint in diesem Umgang überaus liebenswürdig, von reichstem Gemüth, beseeltester Einbildungskraft, überschwänglichster Empfindung; die Frische und Wärme, mit welchen er das freudige Freundesleben ausdrückt, strömt heutiges Tages dem Leser seiner Lieder noch unmerklich ein. Ein Frühlingsgedicht, das in 61 Strophen eines seiner besten Freunde Geburtstag besingt, mag durch folgende Stellen davon Zeugniß geben. Der Dichter ist vor Tag aufgestanden, statt aber, gleich dem Freunde, sich dem gewohnten Fleiße hinzugeben, hebt er an:

„Sind wir itzt nicht in dem Maien,
In der besten Jahreszeit,
Da man alles sich sieht freuen,
Was sich reget weit und breit,
Da die stolze Welt sich putzt,
Und in jungem Schmucke stutzt?“

Dann kommt die Aufforderung, der süßen Lieblichkeit sich zu bequemen, die Bücher zu lassen, des gelehrten Strebens geringen Ertrag, des zweifelhaften Nachruhms eitle Lockung einzusehn. Aber indem er mahnt, vor allem zu leben, während man im Leben sei, warnt er sogleich, deßhalb nun nicht jeder Freude zu folgen, da auch Rohheit und selbst Schande sich unter diesem Scheine darbieten; er bekennt frei:

„Was für Freuden mir behagen,
Sind von schnöden Lüsten weit.

Worzu mich die Sinnen tragen,
Ist vergönnte Fröhlichkeit,
Was ist ehrbar, was gerühmt,
Was bedachte Weisen ziemt,

Was die müde Seele speiset,
Und den lassen Leib ergetzt,
Was zum höchsten Gut uns weiset,
Und in sanften Wohlstand setzt,
Ich, du, der, und alle wir
Sind von dessentwegen hier."

Zu solchen edlen Freuden führt er seinen Freund zunächst in das Rosenthal, den lieblichen Lustort bei Leipzig, und giebt in raschen, kräftigen Strophen die theils zarten, theils derben Naturbilder, die sich dort dem Blick eröffnen; von dem Thau, von der Morgenröthe, von der Nachtigall:

„Und itzt ist vor zweien Stunden,
Als es noch war tiefe Nacht,
Eh' es jemand hat empfunden,
Schon die Nachtigall erwacht,
Welche denn verführet schon
Manchen lieben süßen Ton.

Nun begrüßen auch die andern,
Die kein Nest mehr halten mag,
Und durch freie Lüfte wandern,
Durch ihr Lied den jungen Tag;

Keines will vom andern ein
In der Kunst getrieben sein."

Hierauf singt er von der Buhlschaft in der jungen Blätter Schatten, an den sanften Ufern, von den ausverschämten Fröschen, von dem Treiben des Fischers, Feldmanns und Gärtners, von den Rindern, Ziegen und Lämmern auf der Weide. Dann aber lenkt er ein:

„Hast du der Lust satt gepflogen,
Wohl, so lege dich mit mir
Unter den gewölbten Bogen
Dieser hohen Linden hier,
Da denn solche sanfte Rast
Uns benimmt der Glieder Last.

Was die Vögel tiriliren,
Das hallt wieder durch die Kluft.
Was wir hier für Reden führen,
Das verschweigt die stille Luft.
Und da werd' ich melden viel,
Das ich itzt nur denken will."

Der verlorene Freund schwebt vor seiner Seele:

„Daphnis werd' ich erstlich klagen,
Daphnis, meinen andern mich,
Und was er mir macht für Plagen,
Seit er mir entrissen sich.
Seit er sich von mir gewandt,
Bin ich selbst mir unbekannt."

Er fährt in Beschreibung seines Leides fort, und sagt dann zu dem gegenwärtigen Freunde:

„Dieses alles wirst du hören,
Und mich ansehn unverwandt,
Drauf dich sehnlich zu mir kehren,
Dar mir bieten deine Hand,
Und mit feuriger Begier
Diese Worte sagen mir."

Nun läßt er den Freund selber reden, dessen Wort sogleich zündet, und die feurige Antwort empfängt:

„„„Hast du etwas vor verloren,
Suche selbigs nur in mir!""" —
Ich, als wär' ich neugeboren,
Werde wenden mich zu dir,
Sprechend: Lieber, geh' es ein,
Du, du sollst mein Daphnis sein!

Linde du, und ihr, ihr Wiesen,
Ihr, ihr sollet Zeugen sein,
Daß ich diesen Meinen, diesen,
Gleich als meinen Daphnis mein'!
Ich bin deine. Meine du.
Ganze Gegend, höre zu!

Den zu höherem Bunde Geweihten führt er sodann neuen Lustörtern zu, nach Gohlitz, Schönfeld, Pfaffendorf, wo im Wechsel der Vergnügungen und Spiele, die namentlich aufgezählt und zum Theil in derben

Zügen bezeichnet werden, auch andre Freunde noch hinzukommen, und das Fest in Lust und Freude, bei mäßigem Trunk und Abendmahl, bis zum folgenden Morgen fortgesetzt wird. Einige Zeilen des Gedichts deuten auf bevorstehende Entfernung aus dem Vaterlande, auf die Absicht in die Fremde zu reisen, daher dasselbe schon der letzten Zeit des akademischen Aufenthalts angehören mag.

Dem Reize weiblicher Schönheit und Huld scheint sein Herz zuerst durch ein Mädchen erschlossen, die er unter dem Namen Rubelle besingt:

„Rubelle, die ich pflag mehr als mich selbst zu lieben,
Rubelle, von Gestalt und Sitten hochbenamt;"

sie starb an der Pest, ließ aber in dem Dichter ein theures Andenken zurück, das in seiner Seele lebendig fortwirkte, ohne jedoch den immer frischen Quell neuer Neigungen in ihm festzuhalten. Er berühmt sich sogleich:

„Die weiße Balthie, um die zu einem Schwane
Zeus itzt auch würde noch, fing mich mit ihrer Zier."

Ein schönes Sonett ist demselben Namen zugeeignet. Darauf wurde ihm eine Roxolane hold, welcher das Beiwort „die lange" den schönen schlanken Wuchs bezeichnen muß. Aber auch eine Albia, deren Bild ihm auf der weiten Reise später die Vorstellung der Heim=

kehr versüßt, kommt noch aus dieser Zeit vor, und wer weiß, wie manche noch der vielen erdichteten Namen, welchen er die, — zweifelsohne minder zahlreichen, — Gegenstände seiner Liebesneigung unterlegt, die oft selber mehr in Dichtung als in Wirklichkeit bestehen mochte, wenigstens durch ihre Beziehungen hieher gehören! Seine Liebe, wie sehr auch sinnliches Feuer in ihrem Ausdruck walten mag, ist vor allem dichterisch, und ihre Gluth, so vielen Gestalten zugewendet, vielleicht im Wesen nicht unterschieden von derjenigen, welche Petrarcha, nicht minder feurig, stets an denselben Namen der Einen Laura knüpft. Der größte Sonettendichter Italiens mag hier auch in andrer Hinsicht zur Vergleichung genannt sein. Die Sonette Flemming's haben, was Lieblichkeit, Anmuth, Maß, Zartheit und Fülle betrifft, keinen anderen nachzustehn, wenngleich in damaliger Sprache und Versart uns Späteren manche Härte fühlbar wird. Wer dürfte folgendem Sonett die größte Schönheit absprechen?

„Du sagst mir dies und das, von dir, von mir, und dem,
Was einst der Zweck soll sein nach diesen langen Plagen.
Itzt hast du dieses da, dort jenes hören sagen,
Und frag' ich denn darnach, so weißt du nicht von wem.

O Schöne, wär' ich dir von Herzen angenehm,
Ich weiß, du würdest nicht nach fremden Mähren fragen,
Die, wie sie mich bei dir, so dich bei mir verklagen;
Ich aber halte mich auf allen Fall bequem.

Stell deinen Zweifel ab, und laß die Leute lügen;
Es wird zu seiner Zeit sich alles müssen fügen.
Laß deinen starken Trost mein festes Herze sein,

Wie meinem deines ist. Und wenn ich bin geschieden,
So laß dies Einige dich sprechen stets zufrieden:
Mein Herze steht bei Ja, wenn alles schwört auf Nein."

Oder diesem andern:

„Willkommen, süßer Gast, du Balsam meiner Wunden!
Wo kömmst du itzund her? Mein Schatz, umfange mich!
Was hältst du mich doch auf? Warum versteckst du dich?
Wo bist du? komm doch her, ei komm doch her von Stunden!

Ach, wie zu rechter Zeit hast du dich hergefunden!
Wie? ist sie wieder weg? Was täuscht sie mich und sich?
Dort ist sie. Aber was? Wie ist mir? Schlummer' ich?
Sie war es aber doch. Wie? Ist sie denn verschwunden?

Ach melde doch ein Wort! Hier bin ich. Wo bist du?
St! nein! Ich höre nichts. Wie geht es denn hier zu?
Sie stunde ja vor mir. Ich bin ja nicht verrücket.

Ach nein, itzt find' ich mich! Sie war es leibhaft nicht.
Es war ihr Wiederschein in meiner Augen Licht,
In welche sich ihr Bild, das schöne, hat gedrücket."

Und von dieser Art sind viele, in mannigfachem Wechsel von Inhalt und Wendung. Auch in lateinischen Gedichten feierte Flemming die Geliebte; eine kleine Sammlung erschien unter dem Titel: „Rubella, seu suaviorum liber," im Jahre 1631 zu Leipzig im Druck; sie ist aber für unsere Betrachtung nicht erheblich.

Während Flemming die glücklichen Universitätsjahre in Studien, Dichtkunst und Jugendgenuß friedlich hinbrachte, war in dem deutschen Vaterlande schon längst ein verderbliches Kriegesfeuer ringsher entzündet, dessen Flammen furchtbar hin und her wogten, und bald kein deutsches Land verschont ließen. Die Gräuel des dreißigjährigen Krieges wütheten seit dem Jahre 1618 in wechselnden Niederlagen und Vortheilen der beiden streitenden Religionspartheien, und auch Sachsen wurde von den Kriegsheeren des Kaisers und seiner Gegner mehrmals heimgesucht. Das Ungewitter der Zeitläufte zog öfters gegen Leipzig heran, und erschütterte den Ruhestand des gewerbfleißigen, wohlhabenden Bürgerthums, des friedlichen, blühenden Musensitzes. Flemming, aufgeweckt durch so nahe Kriegsereignisse, wandte den Sinn lebhaft auf die Angelegenheiten des Vaterlandes. Er fühlte früh den Jammer, welchen Zwietracht und Haß in zerstörender Wuth über die deutschen Völker brachten. Der protestantischen Kirche in frommer Gesinnung ergeben, und als Landsmann zunächst den Sachsen angeschlossen, fand er sich in beider Beziehung von selbst auf die Seite derjenigen Parthei gestellt, welche gegen die Alleinmacht des Kaisers und der katholischen Kirche im deutschen Reiche für die Glaubensfreiheit die Waffen führte. Sein glühender Eifer wurde auch bei diesem Anlaß zu Gesängen. In das Stammbuch seines Freundes Christenius schrieb er neben ein Abbild der Stadt Stralsund heftige Zeilen

gegen den Kaiserlichen Feldherrn Albrecht von Wallenstein, dessen grimmige Wuth in wiederholten Stürmen an jener Festung gescheitert war. In vielen Stellen seiner Lieder spricht der Schmerz über die wilde Zerrüttung sich rührend aus, in andern sucht er, wie sich selbst, so die Freunde, zu ausharrender Kraft, zu tröstlicher Hoffnung aufzurichten. Inzwischen landete Gustav Adolf, König von Schweden, im Juni 1630 mit einer auserlesenen Heerschaar an der deutschen Küste, und erschien den fast überall schon unterliegenden Protestanten als ersehnter Retter. Die Kaiserlichen Generale wichen vor ihm zurück; Pommern, Brandenburg und Sachsen nahmen sein Bündniß an; zwar fiel noch am 10. Mai des folgenden Jahres die Stadt Magdeburg der ungezügelten Wuth der Kaiserlichen Kriegsvölker, welche der Graf von Tilly anführte, nach harter Belagerung zum schrecklichsten Opfer, und auch Sachsen mußte alles Unheil feindlicher Gewalt furchtbar erfahren, aber schon am 7. September desselben Jahres erfocht Gustav Adolf bei Leipzig selbst einen großen Sieg über die Kaiserlichen, und alles protestantische Land athmete frohlockend aus Unterdrückung und Angst empor. Heißen Antheil nahm Flemming an diesem großen Ereigniß, das gleichsam unter seinen Augen Statt fand. Als bald nachher Gustav Adolfs Gemahlin, die Königin Maria Eleonore, der Heldenbahn ihres Gatten folgend, in Leipzig eintraf, dichtete Flemming ihr im Namen der Bürger ein Lied des Willkommens,

worin seine Gesinnung hell und laut sich ausspricht. Nachdem er die Fürstin angeredet, und ihr ein Lied angekündigt, wendet er sich zu der Frage:

„Was doch aber soll ich spielen,
Was doch soll ich heben an?
Wie vor deinem Herren fielen
So viel hunderttausend Mann?
Wie von Kriegern, wie von Rossen
Blutgefüllte Bäche flossen?

Wie der Elben breiter Rücken
Sich vor ihm gezogen ein?
Wie sich vor ihm knechtlich bücken
Der bezwungne Main und Rhein?
Wie sich ihre stolzen Wellen
Ihm zu Dienste müssen stellen?"

Doch seine Muse versagt sich diesmal so hohen Dingen, er will jetzt nur die Königin begrüßen, und die Herrlichkeit preisen, welche durch ihre Gegenwart auch der Natur sich mittheilt. Dann gedenkt er der theuren Stadt:

„Leipzig rühmet sich der Ehren,
Die du ihm hast angethan;
Daß du ein hier wollen kehren,
Und den Ort selbst sehen an;
Den Ort, da dein Held sich wagte,
Und den Feind zu Felde jagte."

Er wünscht, daß der König sich bald hier mit der Königin zusammen finden möge, aber er weiß, daß noch nicht alles gethan ist, seine Hoffnungen nehmen den kühnsten Flug:

„Doch verzeug noch, Königinne,
Bis er ganz den Feind zerschmeißt,
Bis die Donau ihm zu Sinne,
Bis die Tiber ihm recht fleußt,
Das denn, hat es Gott versehen,
Eh' als balde kann geschehen.“

Bis dahin möge die Fürstin, schließt er, in Leipzig verweilen; niemand könne ihr vergelten, was ihr König für Sachsen noch thun werde, aber alles, was Meißen vermöge, solle ihr zu Diensten aufgeboten sein.

Doch solch glänzende Hoffnungen erfüllten sich keineswegs. Gustav Adolf erfocht noch manchen Sieg, aber auch die Kaiserlichen Waffen, auf's neue dem furchtbaren Wallenstein vertraut, erschienen verstärkt im Feld, und abermals zogen die Ereignisse den Schauplatz der Verwüstung nach Sachsen. Wiederum in Leipzigs Nähe, bei Lützen, kam es den 6. November 1632 zwischen den Heeren zur blutigen Entscheidung, die Kaiserlichen verloren die Schlacht, und wichen fliehend aus dem Lande, aber Gustav Adolf fand im Siege zugleich den Heldentod. Dieser zweiten Errettung, wiewohl durch solchen Verlust getrübt, sang Flemming ein freudiges Danklied, welches anhebt:

„Billig ist's, daß wir uns freuen,
Und mit lautem Jauchzen schreien,
Lob sei Gott und seiner Macht!
Der die stolzen Feinde beuget,
Und mit seiner Allmacht zeuget,
Daß er uns noch nimt in Acht.

Zweimal kamen sie gezogen,
Zweimal sind sie auch geflogen,
Nicht ohn' mächtigen Verlust.
Schreit, ihr Jungen, ruft, ihr Alten,
Zweimal hat das Feld behalten
Gott und unser Held August."

August hier anstatt Gustav. Er ruft den Helden wiederholt an, der aus so weiter Ferne gekommen, für seine Glaubensbrüder zu streiten, der auch im Sterben gesiegt, und dessen Geist noch immer den Schaaren zum Siege voranschreiten wird. Doch indem der Dichter die schöne Stadt und ihre frommen Bürger wegen ihrer Rettung glücklich preist, und nochmals des gefallenen Retters erwähnt, gedenkt er der nahen Weihnachtszeit, und eines andern Retters, der jedes Vertrauen rechtfertigt:

„Ist schon unser Heiland blieben,
Gott hat einen schon verschrieben,
Der ihn rächen kann und soll,
Ihn, und uns, und alle Frommen.
Kömmt er? Ja. Er ist schon kommen.
Gläubige, gehabt euch wohl!"

Ein Gedicht auf die Geburt Christi schließt an das vorstehende sich unmittelbar an; nachdem der Dichter, in süßen, lebhaften Ausbrüchen, das segenvolle Ereigniß gefeiert, wendet er sich zu der Betrachtung des weltlichen Jammerzustandes zurück, und fleht:

„Kleiner Gast, doch auch zugleiche
Großer Wirth der weiten Welt,
Gieb doch künftig unserm Reiche,
Daß es sich zufrieden stellt,
Daß doch mit dem alten Jahre
Hin auch alle Plage fahre.

Segne künftig unsre Linden,
Unsre halbgestorbne Stadt,
Daß sich möge wiederfinden,
Was der Krieg verderbet hat,
Reinige die faulen Lüfte,
Die so schwanger sein mit Gifte!“

Die ansteckenden Krankheiten, welche im Gefolge der Schlachten und Heerzüge ganzen Länderstrecken verbleiben, gingen damals leicht noch in wirkliche Pest über; Stadt und Land waren durch sie verödet, vielleicht ward auch in dieser Zeit die geliebte Rubella dahingerafft.

Der Gesichtskreis war bald wieder umnachtet, die Ereignisse schwankten in verworrenen Kämpfen hin und her, im Sturme der rohen Kriegsgewalten verschwand Zweck und Ziel, Verwüstung und Grausamkeit machten jede Schaar zur feindlichen. Deutschland schien in blin-

der Wuth unter eignen und fremden Schwertern verbluten zu müssen, aller Orten tobte der Krieg, und nirgends erschien den unglückseligen Völkern ein Hoffnungsschimmer des von allen umsonst versuchten Friedens. Um diese Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges, durch welchen die Macht und Größe Deutschlands gebrochen worden, und von dessen Drangsalen einst blühende Landschaften und Städte bis auf die neuesten Zeiten sich nicht zu erholen vermocht, in ganzer Fülle zu schauen, ist es nöthig in das Einzelne der Vorgänge einzugehn, wie sie uns in dem merkwürdigen Roman, den unter dem Namen „der abentheuerliche Simplicissimus" ein Kampfgenosse jener Zeit herausgegeben, in unmittelbaren Lebensschilderungen aufbewahrt sind. Dann erst begreifen wir recht die tiefe Zerrüttung und den trostlosen Schmerz, in welchen ein Gefühl, wie Flemming's, bei dem Anblicke des Vaterlandes mehr und mehr versinken mußte. In der That mußte dieser Anblick dem Jünglinge, der nur Edles dachte und Schönes wollte, das Herz zerreißen; jedes Verhältniß stand fortwährend unabwendbarer Schmach und gränzenlosem Jammer ausgesetzt, unaufhörlich erneute sich die Angst und Sorge für Angehörige und Freunde, alles war geplündert, erschöpft, das bürgerliche Leben im Stocken, jede Bahn gestört, aller Boden unter den Füßen wankte. Wir finden in Flemming's Gedichten, welche dieser Zeit, allen Zeichen nach, angehören, eine düstre Schwermuth und bittre Verstimmung. Noch in manchen Liedern

trauert er um Gustav Adolf, in dessen letzter Schlacht die nachfolgenden Ereignisse allmählig weniger seinen Sieg, und desto mehr seinen Tod empfinden ließen. Doch wendet sich die Theilnahme des Dichters, über die streitenden Partheien hinaus, entschiedener auf das gemeinsame Schicksal des Vaterlandes, er wünscht nicht sowohl der Seinigen Uebergewicht, als das Ende des allgemeinen Jammers, die Versöhnung der blutigen Zwietracht, das Bedürfniß Aller, den theuren Frieden. Also ruft er flehend zu dem Erbarmer:

„Kann es sein, so gieb uns Rast,
Der du alles kannst und hast.
Friedensfürst bist du genannt,
Bring' du uns in Friedenstand!

Und ihr Feinde, gebt es zu,
Setzet euch mit uns in Ruh,
Daß wir bei der letzten Zeit
Stehn in sichrer Einigkeit!"

In einem Gedichte, worin Germania redend eingeführt wird, läßt er sie zwar rühmen:

„Aus Sachsen sind ihr Viel, die noch im Lobe schweben,
Die mir so manchesmal erleichtert meinen Schmerz.
Das hohe Brandenburg, das muß ich ewig preisen,
Wie auch die schöne Pfalz von wegen ihrer Treu';
An Hessen hab' ich Trost; die tapfern Thaten weisen,
Was Lüneburg verdient, was Anhalt würdig sei;

Das frische Mecklenburg, das weitbelobte Baden,
Das theure Würtemberg, sind alten Lobes voll; —"

Und ferner:

„Ach meine, seht doch an die starken Niederländer,
Ihr obwohl kleines Land beschämt die ganze Welt,
Sie führen Thaten aus, durch ihrer Bündniß Bänder,
Die über Hoffen sind." —

Allein, wie sehr Germania diese, die protestantischen Vorkämpfer, für ihre liebsten Söhne und für den Grund und Stein ihrer Hoffnung erklärt, so versäumt sie doch nicht, auch des Kaisers mit Ehrfurcht zu gedenken, und ruft jenen zu:

— „Klagt auch von meinetwegen
Mein großes Herzeleid dem hohen Ferdinand,
Als dem ich anvertraut mein liebes Volk zu pflegen,
Ja, der beschützen soll mich, Zepter, Kron' und Land.
Sagt ihm, er wolle doch nur dies bei ihm gedenken,
Wie ich ohn' alle Schuld erstarb in solcher Pein,
Er woll' ihm doch durch euch das Herze lassen lenken,
Und als ein treuer Sohn mir Mutter gnädig sein!"

Diese schon dem Partheiwesen entrückte Vaterlandsliebe verschwistert sich mit seiner Frömmigkeit, und für die Leiden, denen auf Erden keine Hülfe sich zeigt, sucht er in höheren Gebieten den Trost der Hoffnung, oder die Kraft der Ergebung und Geduld. Seine Frömmigkeit ist ein edler christlicher Sinn, eine herzliche An-

dacht, von regem Gefühl und hohen Gedanken getragen, rein, heiter, stark, wie sein ganzes Wesen, ohne Wirrniß und Aberglauben. Der dichterische Gehalt der heiligen Schrift zog ihn frühzeitig an. Im Jahr 1631 erschien von ihm zu Leipzig: „Davids, des hebräischen Königs und Propheten, Bußpsalmen, und Manasse des Königs Juda, Gebet, als er zu Babel gefangen war. Durch Paul Flemmingen in deutsche Reime gebracht.“ Die kleine Schrift ist der Gräfin Katharina von Schönburg durch ein treffliches Sonett gewidmet. Das Jahr darauf gab er ebendaselbst sein schönes „Klagegedicht über das unschuldigste Leiden und Tod unsers Erlösers Jesu Christi,“ in Druck, dem Professor der Dichtkunst in Wittenberg, August Buchner, durch lateinische Verse zugeeignet. Diese und andre seiner geistlichen Gedichte zeichnen sich durch Fülle und Lebhaftigkeit der Bilder und Empfindungen aus. Als froher Jüngling schon ist Flemming mit dem Ernste des Lebens erfüllt, und so auch mit dem Bilde des Todes wohlvertraut. In den Taumel seiner Fröhlichkeit, in das Entzücken seiner Weltbetrachtung, mischt sich diese ernste Vorstellung; er schaut sie ruhig an, er weiß das Leben zu schätzen, aber auch aller Eitelkeit zu entsagen. So beginnt ein Lied:

„Hier ist nichts, denn finstre Nacht,
Blinde Schatten, schwarze Höhlen,
Da die einverscharrten Seelen
Kaum nicht werden umgebracht.

O die dreimal armen Seelen,
Die sich also müssen quälen!"

Aller Genuß, ja selbst der Ruhm in Kunst und Wissenschaft, für welchen das stolze Herz sonst leidenschaftlich glüht, die Namen der größten Weisen und Dichter, schwinden seinem Blicke dahin, und er schließt mit den schönen Strophen:

„Weisheit ist nicht, wie ihr denkt,
Eine Kunst, die so zu lernen,
Weisheit kommt her aus den Sternen.
Sie ist's, die der Himmel schenkt,
Und in solche Seelen senket,
Die sich vor zu ihm gelenket.

Vater, der du Aller bist,
Doch um so viel mehr der Deinen,
Laß mir dein Licht, Selbstlicht, scheinen!
Scheide Wahrheit von der List,
So wird aller Weisen Wissen
Meiner Einfalt weichen müssen."

In einem anderen Gedichte heißt es:

„Könnt' ich ein' jede Kunst, wär' aller Reichthum meine,
Hätt' ich der Ehren Thron zu eigen ganz alleine,
Ging' alles mir nach Lust, und wüßt' ich keine Zeit,
Die mich von Jugend auf nicht herzlich hätt' erfreut,
Ja wüßt' ich, welches doch noch keinem ist gegeben,
Daß ich auch keinen Tod auf Erden sollt' erleben, —

Ganz Alles hätt' ich ganz: was wäre dieses Alles?
Ein Alles auf den Schein, ein Konterfei des Schalles,
Des Schatten liebliches Bild, Verblendung des Gesichts,
Ein Schlauch an Leere voll, mit einem Worte, Nichts!"

Diesen Zeilen schließen wir andre an, obwohl nicht aus demselben Gedicht:

„Mein Alles und mein Nichts, mein Leben, meinen Tod,
Das hab' ich bei mir selbst. Hilfst du, so hat's nicht Noth.
Ich will, ich mag, ich soll, ich kann mir selbst nicht rathen;
Dich will ich's lassen thun; du hast bei dir die Thaten.
Die Wünsche thu' ich nur. Ich lasse mich ganz dir.
Ich will nicht meine sein. Nimm mich nur, gieb dich mir."

Aber nicht immer konnte solche Stimmung herrschen, die Macht der Welt befiel mit aller irdischen Bedrängniß den für die Welt begabten Sinn, und auch in ihrem Gebiete suchte er, wo nicht Trost, doch Betäubung. So lautet ein Lied Flemming's vom Jahre 1632 an einen guten Freund:

„Laß der Zeit nur ihren Willen,
Und vergönn' ihr ihren Lauf.
Sie wird selbst sich müssen stillen,
Wenn wir nichts nicht geben drauf.
Meistes Elend wird verschmerzet,
Wenn man's nicht zu sehr beherzet.

Ist es heute trübes Wetter,
Morgen wird es heiter sein,

Stimmen doch die großen Götter
Stets an Lust nicht überein.
Und wer weiß, wie lang' er bleibet,
Der uns itzo so vertreibet."

Und zum Schlusse:

„Unterdessen sei der deine.
Brich nicht ab der ersten Kost.
Labe dich mit altem Weine,
Und versuch den jungen Most.
Laß uns einen Rausch noch kaufen,
Ehe denn wir müssen laufen!"

Wir haben nunmehr die Poesie Flemming's nach ihren Hauptbestandtheilen sich entwickeln sehn; allein ihre höchste Bedeutung lag noch in ferneren Schicksalen und Wendungen des Lebens ihr beschieden. Der Zustand in Sachsen wurde je länger je trostloser. Zum drittenmale wurde das Land ein Opfer der Kriegsverwüstung; der Gram überwältigte Flemming's Herz, er fand seines Bleibens dort nicht mehr. Die Kreise der Nächsten und Freunde waren zerstört, manche von diesen durch Tod entrissen, viele durch Kriegsgetümmel entfernt, oder zu Grunde gerichtet. Die bisherige Freude und Aussicht des Lebens war für Flemming erloschen. In dieser unglücklichen Zeit bestand er großen inneren Kampf. In vergeblichem Harren sah er die Tage nutzlos schwinden; er wünschte die Heimath für einige Zeit zu verlassen, die Fremde zog seinen

Blick an, aber ihn schmerzte zugleich, von dem theuren Vaterlande und den lieben Seinen in solcher Noth zu scheiden. Endlich doch mußte der Entschluß zur Reise kommen, ihn scheint zuletzt mehr die Macht der Umstände als freier Willen bestimmt zu haben. In dieser Unruhe schreibt Flemming an seinen vertrautesten Freund voll banger Wehmuth nach einem gehabten Traume:

„Muß ich den langen Tag gleich nichts nicht thun als
klagen,
Und mich vom Morgen an bis an den Abend schlagen
Mit der und jener Angst, die mir auch manche Nacht
Durch Kummer, Furcht und Pein dem Tage gleiche macht
In wachender Begier; so pfleget doch zuweilen
Die Sorgen meiner Qual der Schlaf zu übereilen,
Wie selten es auch kömmt, und kehrt mir meinen Schmerz
In ein gewolltest Spiel und lächerlichen Scherz,
Als wie mir's heute ging. Du weißt, um was ich traure,
Was, auf die Thränen auch, ich oft bei dir bedaure.
Du weißt es neben mir. Heut ist der vierte Tag,
Daß ich für Leide nicht für Leute gehen mag.
Ich zwinge mich in mir, und kann mich doch nicht beugen,
Wie sehr ich wider mich mich führe selbst zum Zeugen.
Es ist kein andrer Rath. Ich muß mich geben drein.
Man fragt nicht, ob ich will. Es muß vertragen sein.
Dies weiß ich mehr als wohl, und gleichwohl führ' ich Klagen,
Als ob ich mich der Noth des Glückes könnt' entschlagen.
Umsonst ist's was ich thu'! Und thu' ich noch so sehr!
Denn mein Verhängniß will's. Was darf ich wollen mehr?"

Das Abwarten dieser Zeitläufte erschöpft seine Geduld, er sieht nichts Gutes dabei herauskommen:

„Was nutzet uns dies Thun, als nur zu unserm Schaden!
Indeß dreht Klotho hart an unsrem schwachen Faden,
An dem dies Leben hängt. Die Jugend die wird alt.
Die Schönheit schwindet hin. Wir werden ungestalt.
Wir sind an Mangel reich. Vergessen, das wir wissen.
Wer will wohl dermaleinst uns alte Jungen küssen?
Uns kluge Thoren ehr'n? Freund, auf, und laß uns gehn!
Auf! es ist hohe Zeit, dem Uebel zu entstehn."

Weiterhin sagt er:

„Soll uns gerathen sein, so muß ein ander Land,
Ein andrer Stand forthin uns füllen unsre Hand."

Hierauf verbündet er sich zur innigsten Genossenschaft mit seinem Freunde, sie wollen zusammen in die weite Welt ziehen; er ruft ihm zu:

„Sei herzig, wie du bist, und laß dich das vergnügen,
Daß unsre Geister sich so wohl zusammenfügen. —
Du bist mir ähnlich ganz. Mein Wollen ist dein Rath,
Auf nein, als wie auf ja, dein Wille meine That.
— — Mich hat zu dir getragen
Die stille Neigung selbst, die die Gemüther lenkt,
Und gleiche Regungen in gleiche Seelen senkt.
Es ist was Himmlisches in unserm jedren Blute,
Das seine Göttlichkeit beweiset in dem Muthe."

Zuletzt verheißt er ihm:

„Mein Bund soll mit dir sein, so lange man wird wissen,
Daß sich ein Flemming hab' auf solch ein Thun beflissen,
Das seine Deutschen rühmt, und ihre Sprach' erhebt,
Das mit der Ewigkeit auch in die Wette lebt."

Aus einem anderen Gedicht ersehen wir, daß dieser Freund Hartmann Grahmann war, ein junger Arzt aus Stadt-Ilm, der in Leipzig seine Studien fortsetzte, und Flemming's Geschick forthin mit dem seinigen verband. In diesem letzteren Gedichte spricht Flemming von seinem Weggehn so:

— — „Ich trug für manchen Sieg
Schon manchen Lorbeerkranz. Als aber gleich der Krieg,
Erbarm es Gott, der Krieg, mit welchem wir uns Deutschen
Von so viel Jahren her nun ganz zu Tode peitschen,
Mein Meißen drittens traf, so gab ich mich der Flucht,
Die niemand schelten kann, und ich mir oft gesucht.
Ganz einem Vogel gleich, der flügg' ist auszufliegen,
Und gleichwohl noch nicht traut, schaut, wenn er Lust kann kriegen,
Die Aeltern da sind aus, der Habicht ohngefähr
Setzt auf das bloße Nest aus freien Lüften her;
Die Noth erweckt den Muth. Er reißt sich aus den Nöthen,
Fleugt hier und da umher, und traut sich sichern Stätten.
Mein Bleiben war nicht mehr. Zudem war dies mein Rath,
Was gilt bei uns ein Mann, der nicht gereiset hat?
Ich gab mich in die Welt, da ich zur guten Stunde
Dich, Bruder, und mit dir ein gutes Mittel funde,
In Ausgang einen Zug." — —

Welche Verhältnisse den Freunden, da Noth und Unruhe sie am höchsten bedrängten, sich als Ausweg und Zukunft eröffneten, werden wir sogleich ersehen.

Herzog Friedrich, regierender Herr zu Schleswig-Holstein, war bisher zwar in dem allgemeinen Unheil vor allen Fürsten Deutschlands noch am meisten mit Land und Leuten verschont geblieben, doch sah er schmerzlich die Wehen eines Krieges, der in seinem Fortgange die Sache des Vaterlandes mehr und mehr verschwinden, und in den kämpfenden Partheien selbst nur noch blinde Werkzeuge fremder Selbstsucht erkennen ließ. Nicht berufen, an diesen Ereignissen kriegerischen Antheil zu nehmen, begnügte sich der Herzog, den wechselnden Umständen staatsklug nachzugeben, und jedes Aeußerste zu vermeiden. Gesinnung und Glauben stellten ihn auf die Seite der Protestanten, aber das Verhältniß zu Dänemark, dessen Nachbarschaft auch im freundlichen Anschein oftmals drückend wurde, ließ ihn nicht ungern auch die Sache des Kaisers im Vortheil sehen. Der Herzog war weder Krieger noch Staatsmann genug, um in dieser Lage bedeutend aufzutreten; allein er hatte Geist und Einbildungskraft, welche weit über die Gränzen seines kleinen Landes hinausstrebten. Alles Merkwürdige und Außerordentliche zog ihn an, er sammelte Kunstwerke und Seltenheiten, erwarb mancherlei Kenntnisse; das alte Testament im hebräischen Grundtexte lesen zu können, war ihm eine nicht geringe Freude; er versuchte sich in allerlei Thätigkeit; mit

Kaiser Ferdinand dem Zweiten und andern Fürsten und bedeutenden Personen unterhielt er eigenhändigen Briefwechsel; er legte kunstvolle Gärten an, gab der Stadt Tönningen neue Festungswerke, und gründete an der Eider eine neue Stadt nach seinem Namen, die er zum Stapelplatze des persischen und ostindischen Handels zu erheben dachte. Seine weitaussehenden Plane, den Welthandel, dessen Ertrag man in Hollands wachsenden Reichthümern nicht ohne Neid vor Augen hatte, wenigstens zum Theil an Holstein zu bringen, verschwisterten sich mit andern Gedanken, welche den Vortheil Holsteins mit den wichtigsten Zwecken für Deutschland in Verbindung setzten. Eine ruhmvolle Ausführung wünschte er der Welt zu zeigen, und dazu schien die Gelegenheit am günstigsten dargeboten in einer Gesandtschaft, welche von Holstein durch Rußland nach Persien ziehen sollte. Die Handelsabsichten für Holstein konnten auf diesem Wege am sichersten erfüllt werden, allein auch den politischen Angelegenheiten Deutschlands war damit eine hülfreiche Lenkung zugedacht. Dieser letztere Gesichtspunkt wurde besonders festgehalten, in Flemming's Gedichten ist er der einzige, unter welchem die Gesandtschaftsreise erscheint, der Handelsabsichten wird nicht erwähnt. Er schildert den Herzog Friedrich als einen fürsorgenden Vaterlandsfreund:

„Der, da Europa selbst ihr' eigne Brust durchstach,
Und ihren schönen Leib gleich wie zu Stücken brach,

So ernstlich war bedacht, alleine von so Vielen,
Woher ein Mittel doch wohl wäre zu erzielen,
Das für der Mutter Fall, die schon zu Boden sank,
Und nun ihr eigen Blut als für ein Labsal trank,
Recht werth und kräftig sei. Er sah in's Nah' und Weite,
Zu Hause war kein Rath, kein Landsmann war zur Seite.
Ob, sprach er, unsre Welt nichts für die Wunden hat,
So weiß doch Asien der kranken Schwester Rath.
Bald hieß er Boten gehn in Elams ferne Gränzen,
Um diesen harten Bruch hinwieder zu ergänzen."

Man sah bereits Persien zur Bekämpfung der Türken aufgeregt, dem deutschen Kaiser dadurch freie Hand gegeben, seine Macht und Aufmerksamkeit ganz auf das Friedenswerk in Deutschland zu richten, und alsdann die vereinten deutschen Waffen gleichfalls gegen die Türken zu wenden; ja die ganze Christenheit sollte sich zu einem Kreuzzuge gegen ihren Erbfeind verbinden, und siegreich bis Konstantinopel vordringen. Flemming sagt in diesem Sinne:

„Nunmehr bricht die Zeit heran,
Daß du, Christ, dich eins sollst rächen,
Und dem seine Kräfte brechen,
Der dir alles Leid thut an,
Der so oft dein Blut gelecket,
Und mit bloßem Namen schrecket.

Däucht mich's, oder seh' ich's schon,
Wie die lauten Feldposaunen,
Und die donnernden Karthaunen

Untermengen ihren Ton,
Daß des Bosphors seine Wellen
Furchtsam sich als Steine stellen?

Unsre Donau fleußt uns vor,
Leitet mit erfreuten Wellen
Unsre tapfern Bundsgesellen
Bis fast vor des Hundes Thor.
Byzanz, du sollst unser heißen,
Eh daß du dich denkst zu schmeißen."

Die Deutschen sollen dazu vereinigt sein:

„Landsmann, Deutscher, thu' alsdann,
Was du bist an dir gewohnet,
Es gilt hier nicht, daß man schonet.
Itzund hast du deinen Mann.
Vor, und itzt noch, schlägst du Blinder
Auf dich selbst und deine Kinder."

In vielen andern Stellen wird dieses große Unternehmen, diese zu Deutschlands Heil übernommene Mühe und Arbeit, nach Gebühr gepriesen, und dem Fürsten wie den Gesandten zu hohen Ehren angerechnet. Wir lassen billig dahingestellt, wie weit politische Träume hier über politische Wahrscheinlichkeit hinausgegangen, doch ergiebt sich aus mehreren Anzeigen, daß bei solchem Vorhaben der deutsche Kaiser sowohl als der König von Spanien nicht ohne Antheil geblieben, welche denn auch, in Bezug auf Holland, dem holsteinischen Handelsbestreben nur günstig sein konnten. Dieses letz-

tere, bezweckend, neue Handelswege zwischen dem Norden von Europa und dem Orient vermittelst Rußlands aufzuschließen, mußte sich auch den Schweden genehm zeigen, deren Küstenländer am baltischen Meere dabei gewinnreiche Betheiligung zu erwarten hatten. So vereinigten sich hier die widerstreitendsten politischen Beziehungen in demselben Unternehmen, das nach verschiedenen Seiten ein verschiedenes Antlitz wandte. Im Schutze des geheimnißvollen Dunkels, welches den diplomatischen Dingen zu Gute kommt, blieben die Widersprüche einstweilen verdeckt, und wenn die eigentliche Bewandtniß der Sache den Fremden nicht sogleich ganz klar wurde, so war vielleicht der Herzog Friedrich selbst in diesem Betracht auch nicht ganz sicher; ihn befriedigte, ein großes Werk vorzuhaben, an welches glänzende Vorstellungen und erwünschte Thätigkeit geknüpft waren. Mit großem Ernst und Eifer betrieb er die Anstalten für die beschlossene Gesandtschaft. Neben den politischen und kaufmännischen Absichten mußte einem Sinne, wie dem seinigen, auch wissenschaftlicher Gewinn vorschweben, und er war demnach bedacht, seine Gesandtschaft auch mit unterrichteten und aufgeweckten Köpfen wohl auszustatten. Der Ruf seines Vorhabens verbreitete sich alsbald, und erscholl auch in Sachsen; brauchbare Männer verschiedenen Standes und Gewerbes erhielten Anträge. Adam Olearius, von Aschersleben gebürtig, in mancherlei Wissenschaften, besonders aber in der Mathematik ausgezeichnet, vertauschte sein

philosophisches Lehramt in Leipzig mit holsteinischen Staatsdiensten. Wahrscheinlich durch ihn veranlaßt, folgten auch die Freunde Hartmann Grahmann und Flemming dem vielversprechenden Anerbieten. Für die jugendliche Einbildungskraft mußte die weite Reise nach Persien, unter so glänzenden und begünstigten Verhältnissen, ungemeinen Reiz haben; allein auch manches Bedenken durfte sich einstellen. Man konnte sich nicht verhehlen, daß die Unternehmung auch Ungemach und Noth und Gefahren aller Art zu gewärtigen habe, daß eine lange Reihe von Jahren darüber hingehen, daß die Rückkehr ungewiß und das Schicksal der Angehörigen inzwischen im zerrütteten Vaterlande jedem Zufall überlassen sei. In diesen Betrachtungen mochte der Grund des inneren Kampfes liegen, dessen Flemming erwähnt, jedoch blieb es bei dem ersten Entschluß. Der alte Vater, der durch den Krieg einen Theil seines Vermögens eingebüßt, wollte den Sohn nicht hindern, sein besseres Glück in der Welt aufzusuchen; schwerer gab die Mutter ihre Einwilligung; sie liebte den Stiefsohn wie ein eignes Kind, und Flemming gedenkt noch spät des schmerzlichen Augenblicks:

„Ich sehe noch die Angst des fürchtenden Gesichtes,
Als, Mutter, ich vor euch mit halber Freude trat,
Und, um zu reisen aus, gewollten Urlaub bat,
Den ich euch fast zwang ab. — —
Verzeiht mir's, Selige, hab' ich euch da betrübt,
Und etwas Fremdes mehr, als euren Wunsch geliebt!“

Inzwischen kam die Zeit der Abreise heran. Grahmann war zum Leibarzt der Gesandten ersehen, Flemming, der schon im Jahre 1631 die akademische Würde eines Magisters der freien Künste empfangen, aber sein ärztliches Studium noch nicht vollendet hatte, wurde in der Eigenschaft eines Hofjunkers und Truchseß bei der Gesandtschaft angestellt. Sein Entschluß, Deutschland zu verlassen, fand manchen Tadel. Indem er sich freute, den Anblick der Kriegeszerrüttung zu meiden, und dafür den der Wunder des Orients einzutauschen, konnte er doch nicht zugeben, daß man ihn der Gleichgültigkeit gegen das Vaterland beschuldigte. In einem Gedicht an Martin Christenius sagt er gegen diesen Vorwurf:

„Mutter Deutschland, und auch ihr,
Vater, Mutter, Schwestern, Freunde,
Mein! erlaubet dies doch mir,
Daß ihr mehr wünscht eurem Feinde,
Daß ich fremder Länder Zier
Unserm Meißen setze für!“

Er verspricht, seine Poesie solle auch in der Ferne zu der Seinen Lust und Ehre gedeihen, den Ruhm der deutschen Sprache bei Fremden ausbreiten, und deren Herrlichkeit in reichen Bildern zurückführen. Gegen Ende des Sommers 1633 fanden sich die Berufenen in Gottorff ein. In diese Zeit ungefähr fällt ein Gedicht Flemming's, durch welches er bei dem großen Reisevorhaben sich und die Seinen der Fürsorge Got-

tes empfiehlt, und sich in dessen Fügungen mit frommer Zuversicht ergiebt. Das Lied steht noch jetzt in vielen protestantischen Gesangbüchern; der Anfang heißt:

„In allen meinen Thaten,
Laß ich den Höchsten rathen,
Der alles kann und hat,
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Rath und That."

Er ist auch auf den Tod gefaßt, wenn es Gott will, der die rechte Zeit ja weiß, allein sein Inneres hegt daneben heitre Lebensaussicht:

„Gefällt es seiner Güte,
Und sagt mir mein Gemüthe
Nicht was Vergeblichs zu,
So werd' ich Gott noch preisen,
Mit manchen schönen Weisen
Daheim in meiner Ruh.

Indeß wird er den Meinen
Mit Segen auch erscheinen,
Ihr Schutz wie meiner sein,
Wird beiderseits gewähren,
Was unser Wunsch und Zähren
Ihn bitten überein."

Mit solchen Empfindungen schied Flemming aus dem Vaterlande; doch seine freudigen Hoffnungen und heißen Wünsche erfüllten sich nur zum Theil.

Das große Unternehmen des Herzogs von Holstein theilte sich in mehrere gesonderte Ausführungen. Zuerst war es nöthig, den schwedischen Hof zu gewinnen, und der Mitwirkung desselben sicher zu sein. Hierauf mußte an den Zar von Moskau, Michael Feodorowitsch, Schwager des Herzogs, eine Sendung geschehn, um bei demselben das weitere Vorhaben günstig einzuleiten, und für die Gesandtschaft nach Persien den freien Durchzug durch sein Reich anzusprechen. Erst wenn dieses gelungen, und der Weg auf solche Weise eröffnet war, konnte die Hauptsendung nach Persien vor sich gehn. Mit Schweden, wo die holsteinischen Vorschläge gutes Gehör fanden, war bald ein erwünschtes Einverständniß zu Stande gebracht. Die Sendung nach Moskau wurde dann eiligst angeordnet. Zu Gesandten wurden ernannt Philipp Kruse, Lizenziat der Rechte, von Eisleben gebürtig, und Otto Brüggemann, von Hamburg. Jener, schon reiferen Alters, hatte alle Eigenschaften eines kenntnißreichen, klugen, wohlberedten Unterhändlers, wie er zur Ausrichtung eines so schwierigen und in mancherlei diplomatischen Verwickelungen befangenen Geschäfts erforderlich war; allein da weiterhin die Reise, wegen der Gegenden und Völker, durch welche sie führte, und wegen der Gefahren und Zufälle, die ihr zu Wasser und zu Lande drohten, mehr und mehr den Karakter eines gerüsteten, fast kriegerischen Zuges annehmen mußte, so hatte man bei der Wahl Brüggemanns hauptsächlich die Eigenschaften berücksichtigt, durch

welche derselbe als ein erfahrner, in Krieg und Frieden schon weit herumgekommener Thatmensch, für solche Verhältnisse besonders tüchtig erschien. In den Aufträgen und Verrichtungen war jedoch keine Sonderung festgesetzt, sie blieben für Beide ungetheilt gemeinsam. Als Gesandtschaftsrath war ihnen der schon genannte Olearius beigegeben, welchem wir eine wohlverfaßte Beschreibung der ganzen Reise zu danken haben, Hartmann Grahmann als Arzt, Albrecht von Mandelsloh als Stallmeister, Christoph von Uechtritz als Kammerherr, unser Flemming nebst den Patriciern Hieronymus Imhoff aus Nürnberg und Hans Grünewald aus Danzig, und noch einigen Andern, als Hofjunker und Truchsesse, zu deren Amt unter andern auch gehörte, bei Gastmählen die Speisen vorzulegen, ferner ein Schiffer Michael Kordes aus Lübeck, der auf der Wolga und dem kaspischen Meere gebraucht werden sollte; diese, nebst einer zahlreichen Dienerschaft, im Ganzen ein Gefolge von vierunddreißig Personen, schlossen sich dem Zuge glänzend an. Auch ein Arzt, welchen der Zar aus Deutschland, nach des Herzogs von Holstein Wahl und Fürsorge, zu seinem Leibarzt berufen hatte, reiste mit. Die Gesandten gingen am 22. Oktober 1633 von Gottorff ab, vereinigten ihre sämmtliche Gesellschaft in Hamburg, und zogen von da, nachdem alles vollständig und bestens geordnet war, über Lübeck nach Travemünde, wo sie am 9. November zu Schiffe gingen. Eine von Wind und Wetter beschleunigte Seefahrt brachte sie

ohne sonderliche Gefährde nach Riga, wo sie schon am 14. November glücklich anlangten.

Hier wurde die Gesandtschaft von dem schwedischen Gouverneur und seinen Offizieren sehr wohl empfangen, von dem Rathe der Stadt mit Lebensmitteln und anderem Nothwendigen beschenkt; mußte aber fünf Wochen daselbst liegen bleiben, um Frost und Schlittenbahn abzuwarten, da die morastige Gegend in dieser Jahreszeit sonst schwerlich ein Fortkommen gestattete. Am 14. Dezember endlich konnte die Reise vor sich gehn, eine Menge von Schlitten wurden herbeigeschafft, aber ein erstes Ungemach zeigte sich darin, daß jeder im Schlitten sitzend sein Pferd selbst leiten mußte, welches die meisten erst auf ihre Gefahr zu lernen hatten. Nach einer beschwerlichen, neuntägigen, durch häufiges Umwerfen gestörten Fahrt, wobei doch größeres Unglück verhütet blieb, erreichten sie die Stadt Dorpat, wo die im vorhergehenden Jahre gestiftete hohe Schule noch wenig Leben hatte, es waren Professoren genug, aber wenig mehr als ein Dutzend Studenten dort. Nach der Feier des Weihnachtsfestes ging die Reise nach Narva fort, wo man am 3. Januar 1634 ankam. Der Winter bot noch immer die besten Wege, allein die holsteinischen Gesandten sollten zur Weiterreise nach Moskau hier erst die schwedischen abwarten, welche der Hof von Stockholm in der nämlichen Angelegenheit an den Zar zu schicken versprochen hatte. Diese breilten

sich aber nicht, man mußte 22 Wochen lang auf sie warten, unter vielfachem Ueberdruß, den alle Vergnügungen, welchen man sich in Stadt und Umgegend ergab, nicht entfernen konnten, und unter zahllosen Händeln und Schlägereien, die unaufhörlich zwischen den Leuten der Gesandten und den Soldaten der Besatzung zu schlichten waren. Die Lebensmittel wurden endlich selten, und da sich die Ankunft der schwedischen Gesandten immer noch verzögerte, inzwischen jedoch die Ernennung des Gouverneurs von Reval zum Haupte der Sendung bekannt wurde, so begaben die holsteinischen Gesandten sich mit zwölf Personen einstweilen nach dieser Stadt, während das übrige Gefolge sich ferner in Narva bequemen mußte. Unser Flemming aber erfuhr die Begünstigung, schon am 28. Februar, bei noch gutem Wetter, mit einigen Leuten, den Handpferden und dem Gepäck nach Groß-Naugart vorausgesandt zu werden; mit ihm reiste zugleich des Zars Leibarzt, der dann ohne Aufenthalt zu seiner Bestimmung weiterging. In dieser ansehnlichen Stadt, wo deutsche Bildung und Sitte, während früherer Handelsblüthe reich hieher verpflanzt, und russisches Volksleben, ursprünglich dem Boden angehörend, theils getrennt, theils gemischt bestanden, konnte der Dichter, den bisher die Reise wenig angeregt zu haben scheint, wieder freier zu den Eingebungen der Muse sich erheben. Er überschaut seine Lage, das in die Ferne gerückte Vaterland, das noch entlegnere Ziel der betre-

tenen Bahn. Er überläßt sich tröstlicher Betrachtung, indem er sich selber anredet:

— — „So sei ein wenig deine,
Mein Flemming, weil du kannst. Du hast noch dieses Eine
Von allem, was du hattst, dich, den dir niemand nimmt;
Wiewohl noch Mancher itzt auch um sich selbsten kömmt,
Des Andren mehr als sein! Ist alles denn verloren,
So lass' es, wo es ist. Es wird noch stets geboren,
Das so geht wieder hin. Das blinde Glücke scherzt;
Verwechselt Gab' und Raub. Was ist es, das dich schmerzt?
Fürwahr, ein großes Nichts. Du bist ja noch derselbe.
Lebst sichrer als zuvor. Kannst du nicht an der Elbe
Und Mulde sicher sein, so such' ein' andre Statt,
Die mit geringrer Lust auch wen'ger Sorge hat."

Er nimmt sich den Weisen zum Vorbild, der sein Verhängniß aufnimmt, wie es ihm geboten wird, auch traurend froh und in Armuth reich sein kann. Daher will er nicht zurückblicken, sondern genießend um sich her schauen, und muthig vorwärts trachten:

„Des alten Vatern Noth, der frommen Mutter Leid,
Der lieben Schwestern Angst, so vieler Freunde Neid,
Setz' itzt ein wenig aus. Thu, was der Himmel heißet.
Nimm der Bequemheit wahr, eh sie sich dir entreißet.
Zeuch in die Mitternacht, in das entlegne Land,
Das mancher tadelt mehr, als das ihm ist bekannt.
Thu was dir noch vergönnt der Frühling deiner Jahre.
Laß sagen, was man will, erfahre du das Wahre.

Dem traut man, was man sieht. Und hoffe dies darbei,
Daß in der Barbarei auch was zu finden sei,
Das nicht barbarisch ist. — Wohlan, ich bin vergnüget,
Es hat mich nicht gereut, daß ich mich her verfüget."

Auch die Reise war ja bisher glücklich:

„Ich bin wohl kommen an, hier, wo Kalisto steht,
Und Arkas, der mir nun fast auf der Scheitel geht.
Der Belt der war mir gut. Die Düna floß mir linde,
Die Nau die war mein Freund, ich ging mit gutem Winde,
Wo Wind vonnöthen war. Die Welchda seh' ich nun,
Die mich um ihren Rand läßt nach Begehren ruhn."

Er kann nicht vorbei, ohne das Geschick des Volkes zu preisen, das hier vor seinen Augen in Armuth und Niedrigkeit, aber zugleich in harmloser Unschuld und im unverkümmerten Glück eines sichern Naturzustandes lebt. In starken Zügen führt er diese Anschauung eines saturnischen Zeitalters aus, welche wir an jenen Zuständen wohl zuletzt gesucht hätten, der Dichter aber gewiß in Wahrheit mit ihnen verknüpft gefunden. Sein Wohlgefallen an dem Lande und dessen Bewohnern bezeigt er noch in einem andern Gedicht, worin er das Schicksal des Ovidius, der in solche Fremde verbannt auch dort den Ruhm seiner Lieder ausbreitete, willig übernehmen möchte:

„Ich wollt', als wie ich vor bei meiner Muld' und Saalen,
Um euren Oby thun. In den begrünten Thalen

Des Dnieper wohnhaft sein, und eures Landes Zier
Auf mein' und euer' Art den Wäldern singen für.
Ich weiß, ich wär' euch lieb!" — —

Auch hatte er das Glück einen Musenfreund, einen Liebhaber insbesondere der deutschen Dichtkunst, dort anzutreffen in Heinrich Nienburg, deutschem Oberdolmetscher des Zars. Mit diesem Freunde verlebte er glückliche Tage. Indeß wandte Sehnen und Dichten sich oftmals auch nach den in Narva zurückgebliebenen Reisegefährten hin. Er wünscht, daß ihre Verzögerung bald aufhören möge, jetzt gleich, da der Frühling schon erblüht, und die goldne Sonne höhere Kraft gewinnt. Ein Lied an Grahmann, „den besten seiner besten Freunde," spricht die schmerzlichste Ungeduld aus.

Endlich in der Mitte des Mai's, nachdem die schwedischen Gesandten allmählig in Narva sich eingefunden, reisten auch die holsteinischen von Reval dahin zurück. Nach neuen Zögerungen begaben sie sich am Ende des Monats vereinigt auf den Weg, fanden aber in Nöteburg neuen Aufenthalt, und harrten hier der Ankunft eines russischen Pristaff oder Schaffners, der an der Gränze die Gesandten aufzunehmen und für ihre Weiterreise Sorge zu tragen hatte. Gegen Ende des Juni kam ein solcher mit der gewöhnlichen Bedeckung Strelitzen von Groß-Naugart an, der aber fürerst nur die schwedischen Gesandten allein abholen sollte. Die völkerrechtlichen Beziehungen wurden von den Russen noch ganz in asiatischer Art behandelt, argwöhnisch,

langsam, prunkvoll und umständlich. Aller Verkehr geschah durch Dolmetscher. Die Gesandten mußten kostbare Geschenke darbringen, dagegen wurden sie während der Dauer ihrer Sendung von dem Zar mit großem Aufwand freigehalten. Um die Ceremonien an der Gränze mitanzusehn, begleitete Olearius die Schweden dahin; die Sorgfalt, auch im Kleinsten sich nichts zu vergeben, vielmehr allerlei Vorzüge durch Trotz oder List an sich zu bringen, und den Gegentheil möglichst zu bedrücken, ging bis zum Lächerlichen. Als nach drei Wochen die Holsteiner endlich am 20. Juli nachgeholt wurden, fanden sie jedoch leichteren Zugang, man nahm es mit ihnen, da sie nicht, wie die Schweden, unmittelbare Gränznachbarn waren, weniger genau. Sie schifften auf sieben Booten über den See Ladoga, und sodann, nicht ohne überstandene Gefahr, auf dem Flusse Wolchda vollends nach Groß-Naugart, wo sie am 28. Juli anlangten. Flemming und die andern Vorausgesandten, die hier über vier Monate sehnend geharrt, waren den Ankommenden auf einem Boote eine Meile weit freudigst entgegengeschifft. In Groß-Naugart wurde vier Tage verweilt, darauf aber die Reise ernstlich fortgesetzt, erst noch zu Schiff, dann fernerhin zu Pferde, voran Zeug und Geräthe auf fünfzig Karren. Unterwegs begegneten ihnen viele deutsche Offiziere und Soldaten, die nach geendigtem Kriege vor Smolensk aus Rußland wieder heimzogen. Unter manchen Beschwerden gelangte die Gesandtschaft über Torsok und

Twer endlich am 13. August in die Nähe von Moskau, und hielt daselbst am folgenden Tag ihren feierlichen Einzug. Damit an dem abgemessenen Orte des ersten Zusammenkommens weder die zum Empfange befehligten vornehmen Russen, noch hinwieder die holsteinischen Gesandten in den Fall kämen zu warten, so wurde sorgsam ein gleichzeitiges Eintreffen veranstaltet, indem zahlreiche Boten zu Pferde hin und her sprengten, um den einen Zug nach Maßgabe des andern bald langsamer, bald schneller, bald wieder langsamer fortrücken zu lassen. Unter großem Prunk und Zudrang ritten sie in die Stadt, wo sie, weil kurz vorher in einer großen Feuersbrunst nebst 5000 Häusern auch der Gesandtenhof abgebrannt war, zwei hölzerne Bürgerhäuser zur Wohnung erhielten, und sogleich nach Landesart reichlich verpflegt wurden. Bis sie vor den Zar gekommen, durften sie jedoch nicht ausgehen.

Der feierliche Aufritt der Gesandtschaft zur öffentlichen Audienz bei dem Zar geschah am 19. August mit großem Prunk; die Geschenke, als Pferde, Pferdezeug, kostbares Geräth, künstliches Uhrwerk, Spiegel und ein Fernglas, wurden zur Schau getragen; hin und her reitende Boten ordneten abermals den Zug bald geschwinder, bald langsamer, je nachdem der Zar oder die Gesandten dem Saale näher waren. Der Zar Michael Feodorowitsch empfing die Gesandtschaft sehr gnädig, und ließ nicht nur die Gesandten selbst, sondern auch, aus besonderer Huld, die Hauptpersonen

ihres Gefolges zum Handkusse gelangen, wie denn auch Flemming Theil an dieser Ehre hatte, welche doch durch den Umstand, daß unmittelbar nachher, vor Aller Augen, der Zar seine Hände reinzuwaschen pflegte, eine nicht ganz befriedigende Nebenbeziehung bekam. Die Gesandtschaft wurde an diesem Tage von der Tafel des Zars außergewöhnlich gespeist, und durfte nunmehr auch überall in der Stadt frei verkehren. Hierauf wurde mit den Bojaren oder Ministern des Zars in wiederholten geheimen Audienzen das Geschäft verhandelt, woran auch die schwedischen Gesandten Theil nahmen. Die holsteinischen Anträge, hauptsächlich dahin lautend, den persischen Seidenhandel über Rußland und Liefland, mit großem Gewinn der Zwischenländer, nach Holstein zu lenken, fanden anfangs große Schwierigkeiten. Die Russen trugen mancherlei Verdacht und Argwohn gegen die Schweden, welche mit den Tataren und mit den Persern politische Verbindungen beabsichtigen konnten, deren Folgen für Rußland nachtheilig werden mußten. Der neue Handelsweg konnte auch den schon bestehenden Verkehr der Russen mit Persien und den gewinnreichen Handel über Archangel mit den Holländern auf mancherlei Art gefährden. Die Schweden ihrerseits waren gegen die Holsteiner mißtrauisch, welchen sie außer den offenbaren noch geheime Absichten beimaßen, und suchten daher die eigne Sache möglichst unabhängig von der holsteinischen anzuordnen, wobei hauptsächlich Arend Spiering, ein der Handels-

verhältnisse überaus kundiger Mann, den, weil er später nachgeschickt wurde, die Russen anfangs durchaus nicht als Gesandten erkennen wollten, den thätigsten Eifer zeigte. Inzwischen, da die Holsteiner in alle, von den Russen absichtlich überspannte Forderungen zu deren eignem Erstaunen willigten, und ihnen von dem zu hoffenden Gewinn fast mehr, als überhaupt zu hoffen war, zugestanden, so nahm der Zar ferner keinen Anstand, seinem Schwager dem Herzoge von Holstein zu gestatten, was bisher Kaiser, Päbste und Könige vergebens nachgesucht, den Durchzug nämlich durch das innere Rußland für eine Gesandschaft nach Persien, jedoch mit der ausdrücklichen Vorkehrung, daß weder mit den Tataren eine nähere Verbindung gesucht, noch in dem holsteinischen Gefolge ein geborner Schwede mitgenommen würde; ihrerseits in eignem Namen Gesandte nach Persien mitzusenden, war den Schweden ohnehin nicht gelegen, sie wollten die großen Kosten nicht auf's Ungewisse wagen, sondern diese Auslagen klüglich den Holsteinern überlassen. Nachdem alles vorläufig abgemacht worden, traten zuvörderst die schwedischen Gesandten die Rückreise an, sodann auch die holsteinischen, welche dem Herzoge den Bericht von ihrem bisherigen Erfolge zu bringen eilten. Sie hatten am 16. Dezember mit gewöhnlicher Feierlichkeit ihre letzte öffentliche Audienz bei dem Zar, und reisten am 24. zu Schlitten von Moskau nach Narva zurück. Der Schiffer Cordes aber ging mit sechs Personen sogleich

in entgegengesetzter Richtung voraus nach Nisen-Naugart, um daselbst auf der Wolga zur bevorstehenden Weiterfahrt ein Schiff zu bauen. Von Flemming's Treiben und Dichten während dieses ersten Aufenthalts in Moskau haben wir wenig Spuren. An neuen und merkwürdigen Anschauungen fehlte es nicht; zu den eigenthümlichen Bildern der russischen Hauptstadt gesellte sich der noch fremdere Reiz türkischer und tatarischer Anblicke, wie sie der Einzug und Aufenthalt prachtvoller Gesandtschaften zeigte, von welchen die türkische nicht ohne entgegenwirkende Absicht mit der holsteinischen dort zusammentraf. Aber Flemming's Dichtung schweigt uns diesmal ungewöhnlich, wie bereit und fertig sie auch sonst jede Darbietung des Tages in Trauer und Freude zu heitrer Betrachtung aufnimmt. Ob Geschäfte ihn gestört, ob Krankheit ihn gehindert, oder vielleicht Neigung ihn zu Gedichten befeuert, die nur eben des Merkmals dieser Zeit und Oertlichkeit ermangeln, ist nicht zu bestimmen.

Am 5. Januar 1635 traf die Reisegesellschaft nach rascher Fahrt über Groß-Naugart wieder in Narva, und fünf Tage darauf wohlbehalten in Reval ein, von wo die Gesandten nach dreiwöchentlichem Aufenthalt ihren Weg, weil das baltische Meer wegen des Winters nicht mehr zu beschiffen war, zu Lande fortsetzten, von wenigen Personen begleitet, indem es gerathener dünkte, den größten Theil des Gefolges in Reval zurückzulassen und daselbst in die Kost zu verdingen. Im

Anfange des Februar gelangten sie nach Riga, wo sich zur weiteren Rückreise ein Franzose, Karl Talleyrand, der sich Fürst von Chales und Marquis und Baron von andern Herrschaften nannte, an sie anschloß. Dieser Mann war vor mehreren Jahren als Gesandter des Fürsten von Siebenbürgen an den türkischen Kaiser und an den Zar von Moskau abgeschickt worden, als aber der Fürst von Siebenbürgen bald nachher gestorben, und Talleyrand ohne amtliche Verhältnisse in Moskau geblieben war, beschuldigte ihn sein Gefährte Jakob Rouchelle heimlich bei dem Patriarchen verrätherischer Absichten, worauf ihn der Zar gefangen setzen und nach Sibirien wegführen ließ; erst nach drei Jahren, als der Patriarch inzwischen gestorben, kam Rouchelle's Arglist an den Tag, und Talleyrand wurde aus der Verbannung zurückgeholt und auf freien Fuß gesetzt; er kehrte jetzt lustig und guter Dinge heim, über sein Unglück leicht getröstet, und bereichert mit einigen tausend Versen der Aeneis, deren vier erste Bücher er zum Zeitvertreib fertig auswendig gelernt hatte. Seine Geschichte durfte in den Gemüthern derer, welche sich auf ähnlichem Zuge begriffen und vielleicht schon durch manches Unheimliche berührt fanden, nachdenkliche Eindrücke hinterlassen. Inzwischen ging die Reise über Mitau, Memel und Königsberg nach Danzig fort, wo die Gesandten während einer fast dreiwöchentlichen Rast von Rath und Bürgern herrlich bewirthet und beschenkt wurden. Ueber Stettin und Rostock gelangten sie endlich

am 6. April nach Gottorff, wo sie darauf dem Herzoge ihren Bericht ablegten, und sogleich den weiteren Verfolg der Sache zu berathen hatten. Flemming unterdessen war mit den übrigen Gefährten in Reval zurückgeblieben, und fand in dieser reichen, lebhaften Stadt alsbald den angenehmsten Umgang. Würdige Gelehrte, wackre Kaufleute von Welt und Bildung, heitre Musenfreunde und liebenswürdige Frauenzimmer, ließen in ihrem Kreise den jungen Dichter nichts vermissen, was ihm der beste heimische Boden nur je hätte tragen können. Sein heitrer, lebhafter Sinn, sein trefflicher Karakter und sein herrliches Talent erwarben ihm die Liebe edler Freunde und die Huld schöner Frauen. Auch stand seine Dichtkunst hier schnell in reicher Blüthe. Rainer Brockmann, Professor der griechischen Sprache, und Timotheus Polus, innige Freunde Flemming's, erweisen sich auch als dichterische Genossen, und wechseln glückliche Verse mit ihm, ja sogar junge Frauenzimmer wissen den liebenswürdigen Fremden mit Reimzeilen anzubinden; so ausgezeichneter geistigen Bildung durfte Reval sich damals rühmen! Auch preist Flemming diese weitherrschende Macht der deutschen Sprache und des deutschen Gesanges, die nun schon jeden Kampf bestehn können, und die durch ihn noch weiter, in bisher nicht gekannte Länder dringen sollen! Die raschen Erzeugnisse seiner allzeit fertigen Kunst sind allen Anläßen des Tages dargebracht; auch der Entfernten gedenkt sein Lied, insonderheit des geliebten Grahmann, und

der Geburts- und Namenstag der Gesandten geht nicht unbesungen vorüber. Ohne Zweifel ist auch ein großer Theil der Liebesgedichte, sowohl der Lieder als der Sonette, während dieses Aufenthalts entstanden, der unter den Anwandlungen unstäten Wohlgefallens auch den Keim ernster Neigung schon pflegen mochte.

Inzwischen war zu Gottorff die Gesandtschaft für ihre nunmehrige Bestimmung nach Persien auf's neue glänzend ausgerüstet, und das Gefolge bis auf zweiundneunzig Personen vermehrt worden. Als höhere Beamte waren, außer den schon früher genannten, darin begriffen: ein Marschall, ein Hof- und Küchenmeister, ein Hofprediger, ein russischer Oberdolmetscher, mehrere Kammerpagen; hierauf, eine Stufe niedriger, mehrere andre Pagen und Kammerdiener, zwei Feldtrompeter, mehrere Musikanten, Wundärzte, ferner Silberdiener, Schreiber, türkische und persische Dolmetscher, Trabanten und Lakaien, und eine große Zahl geringere Diener und Jungen, sogar ein Hundejunge. Die Gesellschaft war aus allen Gegenden Deutschlands, aus Schottland, Frankreich, Holland, Liefland, ja aus der Tatarei und Armenien gemischt. Der Herzog Friedrich wandte freudig die größten Kosten auf, um den fremden Völkern gleich durch das Aeußere eine hohe Meinung von dem Lande und Fürsten zu geben, welchen die Botschaft angehörte. Prächtige Geschenke wurden angeschafft, Kleinodien, kunstreiches Geräth und werthvolle Seltenheiten. Auch die politischen Beziehungen

kamen in neue Erwägung, und Olearius mußte nach Brabant reisen, um dort mit dem Kardinal Infanten nähere Verabredung zu halten. Auf der Rückreise wurde Olearius heftig krank, genas aber zu Hamburg in des Gesandten Brüggemann Hause bei guter Pflege bald wieder. Dieser Gesandte, der sich in seiner Würde gefiel, und auch daheim, wie unterwegs, darin prangen wollte, bezeigte sich freigebig und leutselig gegen das sämmtliche Gefolge, und löschte so manchen unangenehmen Eindruck wieder aus, den er auf der früheren Reise durch auffahrendes und eigenwilliges Wesen seinen Gefährten hin und wieder verursacht hatte. Dem Gesandten Kruse, dessen feine Bildung und sanfte Gemüthsart sich nie verläugnete, war schon früher jeder Sinn zugethan. So brach denn unter frohem, versprechenden Anschein die Gesellschaft von Hamburg auf, und begab sich am 27. Oktober in Travemünde zu Schiffe. Allein kaum waren sie in See, so überfiel sie ein heftiger Sturm, der Allen den Untergang drohte. Schon hatten Olearius und Grahmann verabredet, einander in die Arme zu schließen, und so auch im Tode vereint zu bleiben, als in der höchsten Noth an der schwedischen Küste Rettung erschien. Hier aber gingen, durch einen verdrießlichen Zufall, die Schatullen der Gesandten mit dem Schiffsboote, worin die Ueberfahrt an's Land geschehn sollte, in den Wellen verloren; sie wurden zwar später aufgefischt, allein die Beglaubigungsschreiben waren ganz verdorben, und deßhalb mußten zwei Leute so-

fort von Calmar nach Gottorff zurückreisen, um neue zu holen. Indeß ging man wieder unter Segel, allein bald erhob sich ein neuer Sturm, und dauerte mit steigender Gewalt so heftig fort, daß nach mehreren Tagen und Nächten unausgesetzter Todesgefahr am 9. November im finnischen Meerbusen bei der Insel Hoheland das Schiff endlich scheiterte. Die Menschen und viele Sachen wurden noch glücklich an's Land gerettet, das Schiff aber darauf völlig von den Wellen zertrümmert. Nachdem die Gesandten, nicht ohne Gefahr, auf Fischerbooten nach dem Festland übergesetzt, verweilten sie zuerst drei Wochen in Kunda, dem nur zwei Meilen vom Strande gelegenen Gute Johann Möller's, eines angesehenen Einwohners von Reval, und begaben sich am 2. Dezember endlich in diese Stadt, wohin Uechtritz gleich von Hoheland vorausgeschickt worden, ihre glückliche Rettung und baldige Ankunft zu melden. Hier hatte man ihretwegen schon in großer Angst geschwebt, ja sie bereits im Schiffbruche verloren geglaubt, und bezeigte jetzt nur um so freudigere Theilnahme; in den Kirchen und im Gymnasium wurden öffentliche Danksagungen gehalten, und die ganze Stadt feierte gleichsam ein Fest. Flemming insbesondere hatte schon seine besten Freunde betrauert, und genoß nun um so herrlicher ihres Wiedersehens. In einem Wechselgesang ließ er Sirenen und Satyrn die Ankunft der Geretteten auf Hoheland dankend preisen. An Kruse und Grahmann richtete er besondere Glückwünsche in Sonetten. Die

Gesandten beschlossen, in Reval das Eintreffen der neuen Beglaubigungsschreiben abzuwarten, und einstweilen den Hofjunker Hans Arpenbeck, russischen Oberdolmetscher, nach Moskau abzufertigen, um ihr gehabtes Unglück und ihr dadurch verlängertes Außenbleiben dem Zar zu melden. Noch drei Monate dauerte der Aufenthalt in Reval, und Flemming blieb demnach im Ganzen über ein Jahr daselbst. Diese Zeit verging in den angenehmsten Verhältnissen, aus welchen zum Theil dauerhafte Bande wurden. Kruse, der einige Zeit vorher seine erste Gattin durch den Tod verloren hatte, verlobte sich mit Maria Möller, einer Tochter des erwähnten Besitzers von Kunda, Olearius warb um deren Schwester, Grahmann und Arpenbeck verlobten sich gleichfalls mit angesehenen Bürgertöchtern von Reval, und Flemming selbst erwählte ohne Zweifel schon damals in Anna Niehusen dort die Geliebte, die er später als Gattin heimzuführen dachte. Ein Sonett an den Steinbruch zu Reval giebt jedoch zu erkennen, daß ihr Herz nicht sogleich zu seinen Hoffnungen stimmte:

„Du Zaum des frechen Belts, dem deine starke Brust
Sich männlich setzet vor, daß sich die Wellen brechen,
Und in sich umgewandt sich an sich müssen rächen,
Und kehr'n den schwachen Zorn in leichten Sand und Wust;

Der du dem Lande Schutz, der Stadt Zier geben mußt,
Der Stadt, so jenseit ist so reich an süßen Bächen,
Hier an gesalzner See, an Höhen und an Flächen,
Darinnen Harris wohnt, die Seele meiner Lust.

Ich ginge zu dir ein, du Lustberg der Silenen,
Mich meiner Liebesangst ein wenig zu entwöhnen,
So giebst du mir an dir mehr Anlaß noch darzu!

Du bist zwar harte wohl, doch kann dich Eisen zwingen;
So lange müh' ich mich, ihr ist nichts abzubringen;
Ihr festes Herze muß noch härter sein als du!"

Während aber die Tage solchergestalt in glücklicher Fülle dahinflossen, mischte von andrer Seite sich herbe Störung ein. Zwischen den Kaufdienern der reichen Handelsstadt und den Leuten der Gesandtschaft war häufiger Muthwill und Streit, so daß nicht selten arge Raufereien vorfielen, und endlich sogar Brüggemann's Kammerdiener, ein Franzose und sonst ein stiller und frommer Mensch, nachts in einem Tumult erschlagen wurde, ohne daß der Thäter ausfindig zu machen war. Die Gesandten waren nun zwar beflissen, durch feste Satzungen und wiederholte Mahnung ihr Gefolge zu strenger Ordnung anzuhalten, allein die ungestüme Weise, mit welcher Brüggemann sein Ansehn handhabte, gab nur Anlaß zu neuen Verdrießlichkeiten und Verstimmungen, die sich immer unseliger über die ganze Reise verbreiteten.

Nachdem die neuen Beglaubigungsschreiben aus Gottorff angelangt, und auch Arpenbeck aus Moskau zurückgekommen war, konnte zum Ausgang des Februar 1636 endlich die Abreise von Reval angetreten werden; das Gepäck ging auf dreißig Schlitten voran, die Gesandten selbst folgten am 2. März mit den übrigen

Völkern nach, sprachen nochmals in Kunda ein, und reisten dann über Narva ohne Aufenthalt, da auch an der russischen Gränze schon alles zu ihrer Aufnahme bereit war, weiter nach Groß-Naugart, wo sie am 11. eintrafen. Unterwegs beriefen die Gesandten, oder eigentlich Brüggemann, dessen Einfälle sich mehr und mehr geltend machten, die Vornehmsten des Gefolges, und ermahnten sie, jeder solle seines Amts und Dienstes mit größtem Eifer und sorgsamster Ehrerbietung warten, damit die Russen eine desto größere Meinung von der Würde der Gesandten faßten, welches die Ermahnten willig verhießen, und nur daneben baten, man möchte hinwieder auch ihnen nach Stand und Gebühr mit Glimpf begegnen, und nicht Einen wie den Andern ohne Unterschied, wie schon vorgekommen, anfahren und beschimpfen, welches dann auch zugesagt wurde. Am 16. März ging es von Groß-Naugart mit hundertneunundzwanzig Pferden zu Schlitten nach Moskau fort, wo man am 29. feierlich einzog. In der öffentlichen Audienz bei dem Zar führte Kruse das Wort, in den darauf erfolgenden geheimen Audienzen aber wurden die Geschäfte von beiden Gesandten gemeinschaftlich besorgt. Doch hiebei ließ es Brüggemann nicht bewenden, sein unruhiger Sinn machte sich immer etwas besonders zu schaffen, und so gerieth er hier auf den Einfall, hinter dem Rücken Kruse's bei den Bojaren eine geheime Audienz für sich allein zu begehren, die ihm auch zugestanden wurde; in dieser, und einer

nachfolgenden zweiten, knüpfte er Verhandlungen an, zu welchen er weder Auftrag noch Befugniß hatte; er wollte sich durch solches Benehmen eine geheimnißvolle höhere Wichtigkeit geben, stellte damit aber das ganze Geschäft verfänglich bloß, und versetzte die Gefährten, welchen seine Schritte leicht bekannt wurden, in Mißtrauen und Unruhe, deren Rückwirkung auf ihn selbst nicht ausblieb. Nach dreimonatlichem Aufenthalt in Moskau wurden die Gesandten, diesmal ohne öffentliche Abschiedsaudienz, da sie den Zar auf dem Rückwege noch wiedersehn sollten, zur Weiterreise entlassen. Sie nahmen in Moskau achtundzwanzig Soldaten nebst drei Offizieren, größtentheils Schotten oder Deutsche, und einige russische Knechte im Dienst, und sandten diese mit den metallenen Geschützen, die aus Deutschland mitgebracht worden, und mit einigen in Moskau angekauften Steinstücken, nebst dem übrigen Geräth und Gepäck am 24. Juni nach Nisen-Naugart voraus, sie selbst folgten am 26. nach. Ein Kaiserlicher Paß des Zars gab ihnen freien Durchzug nach Persien, und verstattete ihnen, jedoch für ihr eigen Geld, überall Lebensmittel und andre Bedürfnisse einzukaufen, auch die zu ihrem Fortkommen nöthige Mannschaft zu miethen; ein Pristaff oder Schaffner wurde ihnen bis Astrachan mitgegeben, um die Vollziehung der Befehle des Zars zu sichern, jedoch war es nicht überflüssig, die russischen Befehlshaber der Zwischenorte auch durch Geschenke für die Förderung der Reise anzuspornen. An

die Stadt Moskau dichtete Flemming, dessen Lieder jetzt in reicher Fülle strömten, zum Abschiede folgendes Sonett:

„Prinzessin deines Reichs, die Holstein Muhme nennt,
Du wahre Freundin du, durch welcher Gunst wir wagen,
Was Fürsten ward versagt und Kön'gen abgeschlagen,
Den Weg nach Aufgang zu. Wir haben nun erkennt,

Wie sehr dein freundlichs Herz in unsrer Liebe brennt;
Die Treue wollen wir mit uns nach Osten tragen,
Und bei der Wiederkunft in unsern Landen sagen:
Das Bündniß ist gemacht, das keine Zeit zertrennt.

Des frommen Himmels Gunst, die müsse dich erfreuen,
Und alles, was du thust, nach Wunsche dir gedeihen,
Kein Mars und kein Vulkan dir überlästig sein!

Nimm itzo dies Sonett. Komm' ich mit Glücke wieder,
So will ich deinen Preis erhöhn durch stärkre Lieder,
Daß deiner Wolgen Schall auch hören soll mein Rhein!"

Unfern der Stadt, bei dem Kloster Simana, wohin man sich zu Pferde begeben, geschah die Einschiffung auf der Moskwa, mittelst deren die Fahrt in die Ocka, und darauf von dieser in die Wolga überging. Die Ufer zeigten sich abwechselnd bald waldig mit schönen Bäumen, bald angebaut und durch Dörfer belebt. Auf dem Wege durch die Gegend der Mordwinen-Tataren war man nicht ohne Besorgniß wegen räuberischen Anfalls, der doch glücklicherweise unversucht blieb. Am 11. Juli, nachdem man viele Dörfer selbiges Tages

vorübergeschifft, gelangte man endlich abends nach Nisen-Naugart, zunächst dem Einströmen der Ocka in die Wolga, von Moskau in grader Richtung schon hundert Meilen, mit den Umwegen des Wasserlaufs aber hundertfünfzig entfernt. Man fuhr jedoch nicht in die Stadt, sondern sogleich an das Schiff, genannt Friedrich, welches der Schiffer Cordes mit russischen Zimmerleuten daselbst aus föhrenen Dielen für die Weiterreise erbaut hatte. Dasselbe war mit drei Masten und vierundzwanzig Rudern versehn, und hatte bei einer Länge von hundertzwanzig Fuß in vielen abgetheilten Kammern genugsamen Raum für so viele Menschen und Vorräthe, für Kanonen, Granaten, Gewehr und Schießbedarf aller Art. Wegen der vielen Sandbänke und Untiefen in der Wolga hatte dasselbe jedoch nur flachen Boden. Eine Schaluppe, während der Fahrt zur Leichterung des Schiffes dienlich, sollte während des Aufenthalts der Gesandtschaft am persischen Hofe zur Untersuchung des kaspischen Meeres gebraucht werden. Bei der Rechnungslegung der Schiffbauten kamen Betrügereien an den Tag, wegen welcher die russische Behörde den schuldig befundenen Schmidt an die Gesandten unbedingt, selbst wenn es an's Leben ginge, zur Bestrafung überließ; doch wurde er, ein schon siebenzigjähriger Greis, zuletzt begnadigt. Bis zum Ausgange des Juli verweilte die Reisegesellschaft in Nisen-Naugart, brach aber sodann, weil der Strom sehr zu fallen anfing, am 30. Juli bei ungünstigem Wetter ei-

ligst auf, um nicht das noch übrige Fahrwasser zu verlieren; doch schon gleich im Anfange blieb das Schiff mehrmals auf dem seichten Grunde festsitzen. Olearius hielt am folgenden Tage eine Ermahnungsrede an das Gefolge, indem er den erlittenen Schiffbruch zurückrief, und die Gemüther im Dank und Vertrauen zu Gott für die Weiterfahrt bestärkte; diese Rede veranlaßte später vor Astrachan unsern Flemming zu einem Gedicht an Olearius, worin er den eindringlichen Inhalt derselben zum Theil wiederholte. Mit Nisen-Naugart ließ man die letzte protestantische Gemeinde dieser Gegenden, meistens Deutsche und Schotten, die in des Zars Kriegsdiensten standen, so wie mehr und mehr die Spuren europäischer Völkerweise zurück. Der russische Woiwode oder Statthalter warnte vor den Räuberanfällen der an der Wolga streifenden Kosacken, gegen welche man zum Kampfe bereit sein müsse; doch meinte er, der Name der Deutschen, deren Tapferkeit in Rußland durch die dem Zar geleisteten Dienste genug bekannt geworden, würde sie wohl abschrecken. Indeß trafen Kruse und Brüggemann in dieser Hinsicht gute Anstalt, und ordneten die gesammte Mannschaft, unter ihrer Beider und des Marschalls Hermann von Staden getheilter Anführung, wobei jedoch jene durch Mandelsloh und Olearius sich meist vertreten ließen, in drei Rotten, welche abwechselnd zur Wache befehligt wurden. Diese zog jedesmal mit Trommelschlag nach Kriegsmanier auf, und hielt besonders die Posten auf

dem Vor- und Hinterkastell des Schiffes allezeit stark besetzt. So oft man eine Stadt oder sonst bewohnten Ort vorbeifuhr, wurde sie durch Trompetenschall und Abfeurung eines Geschützes begrüßt. Am 6. August schifften die Reisenden die Stadt Wasiligorod vorüber; die Uferanwohner brachten Lebensmittel zum Verkauf. Die Tscheremissen-Tataren zeigten sich in bewaffneten Haufen, bald drohend, bald furchtsam. Uebrigens sah man von Nisen-Naugart bis Kasan zu beiden Seiten fast nur Gebüsch und Wald, und eine Strecke vor Kasan am rechten Ufer kahle Kreide- und Sandberge. Während die Reisenden sich mehr und mehr dieser Wildniß übergaben, und mit den Beschwerden der unbekannten Schiffahrt kämpften, wurden sie unerwartet durch Briefe vom Mai aus Deutschland erfreut, die ihnen von Moskau nachgesandt worden. Die Schwierigkeiten der Fahrt störten aber diese Freude bald wieder. Der Steuermann war unkundig; das Schiff kam häufig auf den Grund, und mußte mit unendlicher Arbeit mehrmals durch Zurückwinden wieder flott gemacht werden, auch blieb dasselbe mehrere Stunden an vorragendem Uferwalde hängen. Olearius und Mandelsloh stiegen hier aus, um sich im Grünen zu erfreuen und Waldfrüchte zu lesen, inzwischen erhob sich ein frischer Wind, das Schiff kam vorwärts, und vergebens suchten jene längs des Ufers demselben nachzukommen; als sie endlich ein Boot gewahrten, welches stromauf gegen sie anruderte, glaubten sie anfangs, es seien Kosacken, ent-

deckten aber bald zu ihrer Freude, daß Kruse dasselbe für sie abgeschickt, und gelangten so glücklich wieder zu den Genossen. Endlich am 13. August abends erreichten sie die Stadt Kasan; hier trafen sie eine persische und tscherkassische Karavane noch an, welche um wenige Tage früher von Moskau abgegangen war, bei derselben befand sich ein persischer Kaufmann, der in Moskau als Gesandter gewesen, und ein tatarischer Fürst Mussal aus Tscherkassien, der von dem Zar die übliche Belehnung mit seinen Ländern empfangen hatte. Das Schiff blieb den nächsten Tag vor Anker, und sollte auch noch den darauf folgenden liegen bleiben, weßhalb denn Olearius und Mandelsloh sich guter Dinge aufmachten, um die Stadt zu besehn und manches einzukaufen. Doch Brüggemann, den Gefährten jede Ausbeute mißgönnend, die nicht auch seinem Sinn und Antheil gemäß war, befahl unvermuthet, während jene sich in Kasan harmlos umsahen, die Anker zu lichten und abzufahren. Bürger von Kasan, die vom Ufer zur Stadt wiederkehrten, benachrichtigten die Zurückgelassenen, welche darauf zu Wagen längs des Ufers nachfuhren, und erst auf den Abend, mit dem Boote des Pristaff, wieder an das Schiff kamen. Eine Gemüthsart aber, die mit Absicht als bösen Streich verüben mochte, was schon als zufälliges Begegniß nur hülfreiche Theilnahme fordern durfte, mußte bald für immer die Aussichten einer Reise trüben, deren ganzes Geschick nun schon unabänderlich bedingt war!

Die Ufer der Wolga wurden nun stets öder, die Räuberzüge der Kosacken machten diese Gegend unbewohnbar. Am 18. August gelangten die Reisenden, nachdem sie den Abend vorher den Zusammenfluß des großen Stromes Kama mit der Wolga erreicht hatten, nach Tetus oder Deutuscha, von welcher Stadt bis nach Astrachan nun ferner kein Dorf mehr zu sehen war. Sie wurden hier erschreckt durch die Nachricht, daß weiterhin bis zum kaspischen Meer über dreitausend Kosacken ihrer warteten, von welchen als Kundschafter eben in der Nähe gegen siebzig Reiter sich am Strande gezeigt hätten. Unter diesen Umständen mußte man auf jeden Fall gefaßt sein; ein blinder Lärm wurde absichtlich angestellt, um die Bereitschaft und Herzhaftigkeit der Leute zu erproben, und es ergab sich, daß man von ihnen das Beste hoffen durfte. Während mit großen Beschwerden, gegen widrigen Wind und zwischen öfteren Untiefen, die Fahrt langsam weiterging, trafen Nachrichten von dem holsteinischen Faktor aus Moskau, dann Briefe aus Nisen-Naugart mit der Anzeige ein, daß unter der Schiffsmannschaft selbst vier Kosacken wären, und dreihundert andre am Ufer im Hinterhalte lägen, weßhalb die Wachsamkeit auf dem Schiffe noch vermehrt wurde. Als Bewaffnete am Ufer sich zeigten, wurde ein Boot zu ihrer Erkundung ausgesandt; es zeigte sich, daß die vermeinten Kosacken vielmehr Strelitzen waren, weil aber die holsteinischen Soldaten am Strande zur Einziehung genauen Berichts

etwas verweilten, schöpfte Brüggemann alsbald Verdacht, rief das zurückkehrende Boot auf Pistolenschußweite an, und da die Antwort, des Windes wegen, nicht deutlich zu vernehmen war, wollte er sogleich eine Kanone darauf abfeuern lassen, welches jedoch Kruse noch glücklich hinderte. Unter mehrmals erneuten Anzeigen und Besorgnissen feindlichen Anfalls gelangte man am 28. August vor Samara, am 1. September bei Saratoff vorüber, einigen Strusen oder großen Kähnen begegnend, welche mühsam stromaufwärts fuhren. Nachts blieb das Schiff immer vor Anker liegen, und die Mannschaft hielt sorgsam Wacht. Als nach Sonnenuntergang am Strande zehn Kosacken bemerkt wurden, welche den Strom hinauf ritten, sandte Brüggemann ihnen schnell auf einem Boot acht Musketiere nach, allein jene zogen ihr Boot an's Land und versteckten sich im Busch, und die Soldaten kamen erst in finstrer Nacht zurück; der Marschall von Staden ereiferte sich hierüber, indem er es sehr unrecht und gefährlich fand, die Leute zur Nacht auf solchen Anschlag auszuschicken, bei welchem sie nutzlos jedem Unfall preisgegeben würden, ohne daß man ihnen beizustehn vermöchte, Brüggemann aber fuhr sehr ungehalten auf, und behauptete trotzig seinen Sinn. Am 3. September traf das Schiff mit der aus sechzehn großen und sechs kleinen Fahrzeugen bestehenden persischen Karavane zusammen, von der es bisher durch widrige Winde getrennt gewesen; die Vereinigung wurde durch Trom-

peten und Trommeln, durch Aufziehen der Flaggen und Losbrennen des Gewehrs gefeiert; man durfte in dieser Stärke nunmehr beiderseits den Kosacken schon besser Trotz bieten. Am 6. September gelangte man vor die Stadt Zariza, von welcher bis zum kaspischen Meere nur wüstes, sandiges Land übrig war.

Brüggemann fühlte wohl, in welches Mißverhältniß er sich zu seinen Gefährten gebracht hatte, und wollte sich daher seines Ansehns neu versichern, aber auch hier ging er mit Uebertreibung und Seltsamkeit zu Werke. Wir wollen Olearius hier einmal mit seinen eignen Worten erzählen lassen: „Brüggemann, so berichtet er, forderte die Völker des Komitats vor sich, hielt ihnen vor, wie daß er von Ein- und Andern starke Muthmaßung hätte, als konspirirten sie heimlich wider ihn, daher er denn, wann's die Noth erfordern sollte, sich wenig Gutes zu ihnen zu versehen haben würde, welches er gleichwohl nicht, sondern viel ein Besseres verhoffte, ja auch wegen seiner schweren Amtsverwaltung und Vorsorge vor sie, so er täglich trüge, verdient hätte. Begehrte derowegen von der Musikanten- Trabanten- und Lakaientafel das juramentum fidelitatis durch einen körperlichen Eid geleistet zu haben, welches, wiewohl sie sich gegen solcher Beschuldigung ganz fremde erklärten, und ohne das vermöge ihrer Bestallung zur Treue sattsam verobligiret zu sein vermeinten, sie gerne leisteten, mit Bitte, daß der Gesandte hingegen nicht, wie bisher geschehen, alsbald, oft ohne ge-

gebene Ursache, auf jeglichen ohne Unterscheid mit ehrenrührigen und verkleinerlichen Worten herausfahren wollte, sie wollten hingegen, wenn sie nur ein gut Wort bekämen, nicht alleine ihm treu und hold sein, sondern auch aus Liebe gegen ihm im Nothfall ihr Leben lassen. Es wurde den Völkern auch solche Bitte zu gewähren zwar versprochen, aber ꝛc." Durch dieses „ꝛc." giebt Olearius hinreichend an, was weiter zu sagen wäre, ohne daß grade er, der kluge, bescheidene Mann, es sagen möchte. Wegen der Kosacken konnte man noch keineswegs ruhig sein; ältere, und daneben auch ganz neuerliche, Räuberanfälle mußten warnend vor Augen schweben. Am 11. September in der Nacht, da grade Brüggemann in seiner Reihe die Wacht hatte, trieb ein großer Kahn bei dem Schiffe still vorüber; jener besann sich nicht, ließ auf der Stelle aus fünfzehn Musketen Feuer darauf geben, und schon sollte dies auch aus einer Kanone geschehn, als die Schiffer, aus dem Schlaf emporgeschreckt, noch zu rechter Zeit sich als russische Salzführer auswiesen. Am 13. September in der Frühe, als die gewöhnliche Betstunde gehalten, und der eingeführten Textfolge nach von der Erkundung des Landes Kanaan und dessen herrlichen Früchten gesprochen worden, erschienen im zutreffenden Augenblicke zwei Kähne von Astrachan mit prächtigen Weintrauben, Melonen und Pfirsichen, deren die Schiffsgesellschaft reichlich einkaufte. Gegen einige Kosacken, welche zum Vorschein kamen, wurde ein Stück abgefeuert. Nachdem

das Schiff am 14. noch einen heftigen Sturm bestanden, ankerte dasselbe am 15. nachmittags endlich vor Astrachan, und begrüßte die Stadt aus allem Geschütz.

Wir haben bisher und werden noch fernerhin ganze Abschnitte von Flemming's Leben nur in den Ereignissen erzählen können, denen er beigewohnt. In der That sind die Schicksale dieses Reisezuges nunmehr sein eigentliches Leben, und zugleich seine ganze Dichtung. Mit frischquellendem Gesang ergreift er jedes Begegniß, feiert er die festlichen Tage der Gefährten, begrüßt er die neuen Ströme, Berge und Städte, die sich dem Anblick darbieten. Der Dichter erscheint hier wirklich in einer höheren Sendung; wie ein guter Geist waltet er unter den Genossen, die rohe Gegenwart in edleres Dasein erhebend, inmitten der Gefahren und Drangsale den guten Muth anfrischend, jedes werthe Verhältniß in freundlicher Sitte pflegend, und den Kreis des Zusammenlebens durch jede schöne Erinnerung und Hoffnung erweiternd. Auch hatte er das Glück, eine seltne Gemeinde dichterischer Freunde um sich her versammelt zu sehn; Kruse, Olearius, Grahmann, Mandelsloh, Uechtritz, Imhoff, Bernulli und andre Geist- und Sinnverwandte fühlten den hohen Werth eines solchen Begleiters und seiner Gaben, welche Olearius auch zum Theil in seine Reisebeschreibung aufgenommen hat, zur Freude noch jedes späten Lesers, dem dort der heitre Dichter stets willkommen entgegentritt. Allein Flemming, indem er die volle Seele den

reichen Gegenständen dichterisch zuwendet, bald die Wolga und deren wechselndes Ufer, bald das eigne Schiff und die persische Karavane, dann den Sturm, und wieder die Trauben und Pfirsiche von Astrachan besingt, vermag der verstimmenden Einwirkung nicht zu entgehn, welche der ganzen Gesellschaft durch die launenhafte Gewaltsamkeit eines ihrer Häupter allgemein verhängt ist. Oft bricht aus Flemming's Reisegedichten inmitten der heitersten Eindrücke plötzlich eine tiefe Schwermuth, ja herber Unmuth und Verdruß hervor, die sich nur auf jene Verhältnisse deuten lassen. Solche Verstimmung verräth, zum Beispiel, der Trost, den er sich selber durch folgendes Sonett zurufen will:

„Sei dennoch unverzagt. Gieb dennoch unverloren.
Weich keinem Glücke nicht. Steh höher als der Neid.
Vergnüge dich an dir, und acht' es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen.

Was dich betrübt und labt, halt' alles für erkoren.
Nimm dein Verhängniß an. Laß alles unbereut.
Thu, was gethan sein muß, und eh man dir's gebeut.
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.

Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke
Ist ihm ein jeder selbst. Schau alle Sachen an.
Dies alles ist in dir, laß deinen eiteln Wahn,

Und eh du förder gehst, so geh' in dich zurücke.
Wer sein selbst Meister ist, und sich beherrschen kann,
Dem ist die weite Welt und alles unterthan."

Oder wenn seine Wehmuth, zu dem Vaterlande reuig zurückgewandt, dieses also anredet:

„Ja, Mutter, es ist wahr. Ich habe diese Zeit,
Die Jugend mehr als faul und übel angewendet,
Ich hab' es nicht gethan, wie ich mich dir verpfändet.
So lange bin ich aus, und denke noch so weit.

Ach, Mutter, zürne nicht; es ist mir mehr als leid,
Der Vorwitz, dieser Muth, hat mich zu sehr verblendet,
Nun hab ich allzu weit von dir, Trost, abgeländet,
Und kann es ändern nicht, wie hoch es mich auch reut.

Ich bin ein schwaches Boot, an's große Schiff gehangen,
Muß folgen, wie und wann und wo man denkt hinaus;
Ich will gleich oder nicht, es wird nichts anders draus.

Indessen meine nicht, o du mein schwer Verlangen,
Ich denke nicht auf dich, und was mir Frommen bringt!
Der wohnet überall, der nach der Tugend ringt."

Und es ist das heiterste Gemüth, welches in begünstigtem Antheil an großen, seltnen Lebenswegen, deren Reiz und Erfolg ihm ein ungetrübtes Glück verheißen durften, solch verfehltes zu beklagen findet!

In Astrachan, der Hauptstadt des von Tataren bewohnten Landes Nagaja, war alles schon ganz asiatischer Art. Luft und Boden mit ihren reichen Früchten gaben den Süden kund, dessen Ueppigkeit sich mehr und mehr entfalten sollte. Der bedeutende Handel versammelte hier ein buntes Gemisch naher und entfernter Völker des Morgenlandes. Selbst das Christenthum

begann hier neben dem Glauben an Muhammed abzunehmen. Die russischen Behörden, die persischen Kaufleute, der Fürst Mussal und andre tatarische Häupter, wetteiferten in Zuvorkommenheit gegen die Holsteiner, deren Unternehmen hier nur günstig erscheinen konnte. Man beschenkte sich gegenseitig, und wechselte festliche Besuche und prunkvolle Gastereien, bei welchen rauschende Musik und Abfeurung des Geschützes nicht fehlen durften. Olearius erzählt, daß man bei den Persern zum Schlusse der Mahlzeit aus Schalen von Porzellan ein heißes schwarzes Wasser, welches sie Kahawe nennten, zu trinken bekam. In Astrachan war damals ein vielfaches Zusammentreffen diplomatischer Personen sehr verschiedener Art. Ein armenischer Erzbischof, der als persischer Gesandter in Polen gewesen war, und ein Predigermönch, der als polnischer Gesandter jenen nach Persien begleiten sollte, waren seit fünf Monaten fast als Gefangene zurückgehalten, und harrten ungeduldig auf die Erlaubniß zur Fortsetzung ihrer Reise. Des persischen Gesandten, der mit der Karavane aus Moskau heimkehrte, ist schon gedacht worden. Ein russischer Gesandter, Alexei Sawinowitsch, bereitete sich zur Abreise nach Persien, um daselbst die Verrichtungen der holsteinischen Gesandtschaft zu beobachten. Auch ein tatarischer Gesandter aus der Krimm war auf dem Zuge nach Persien begriffen hier anwesend. In solcher Umgebung, deren Verkehr die Russen aufmerksam bewachten, wurde Brüggemann's undiplomatisches We-

sen bald anstößig. Er ließ sich wider die Türken, die zwar der Perser aber nicht der Russen Feinde waren, in so bedenklichen und unnützen Reden aus, daß selbst die Perser ihn aufzuhören baten, damit sie vor den Russen darüber nicht in Ungelegenheit kämen. Von Europäern fand sich hier noch ein merkwürdiger Mönch, ein geborner Oesterreicher, der als Knabe von Soldaten mit nach Rußland geschleppt und dort zum griechischen Glauben angehalten worden, darauf in einem Kloster bei Astrachan untergekommen war, und durch Anpflanzung eines Weinstocks aus Persien in dieser Gegend den ersten Grund zu dem alsbald so gedeihlichen Weinbau gelegt hatte. Der Mann war schon hundert und sechs Jahr alt, konnte nur noch wenige deutsche Worte reden, nahm aber seine deutschen Landsleute freundlichst auf, und nachdem er sich mit Brannteweín gütlich gethan, hob der Greis, um seine Rüstigkeit zu zeigen, vor ihnen zu tanzen an, zwar mit bebenden Füßen, doch ungestützt. Während einerseits die Tage in angenehmer Zerstreuung hingingen, wurden andrerseits die nöthigen Zurüstungen zur Weiterreise nicht verabsäumt; die Vorräthe waren größtentheils erschöpft, und die Leute daher mit Brotbacken, Bierbrauen und Einschlachten vollauf beschäftigt. Als Olearius, wegen einiger Verhandlungen, mit zweien Begleitern in die Kanzlei des Statthalters geschickt wurde, mußte er hier die verdrießlichsten Klagen über Brüggemann hören, daß derselbe den russischen Pristaff, der

bisher die Gesandtschaft auf der Wolga begleitet, stets unanständig behandelt, ja mit den ärgsten Schimpfworten gescholten habe, welches nicht ungeahndet bleiben könne. Indeß wollten die Russen, welche wohl einsahen, wie sehr jener Mann den Seinigen selbst eine Qual war, diese nicht für seine Ungebühr leiden lassen, sondern waren ihnen nach wie vor zu jeder Hülfe willig. Nachdem die neuen Vorräthe auf das Schiff gebracht worden, auch ein russischer Steuermann für die gefahrvolle Einfahrt in das kaspische Meer, und einige nagaische Tataren mit einer Schute zur Leichterung des Schiffes angenommen worden, ging am 10. Oktober mittags die Reise von Astrachan weiter die Wolga hinab. Flemming nahm von der Stadt, wo er mit seinen Freunden durch drei Wochen genug Lust gehabt, in schönen Versen Abschied; er ruft ihr zu:

„Der Himmel ist dir Freund, der dieses dein Gefilde
Mit reicher Fruchtbarkeit so hat gemachet milde.
Du machst, daß fast mein Sinn sein Vaterland vergißt,
Mit dem du liegst gleich hoch, und gleiche fruchtbar bist;
Nur daß du's nicht auch bist! Ich danke deiner Floren,
In welcher Kräuter Schooß ich oftmals mich verloren,
Und manchen langen Tag mir habe kurz gemacht,
Das ich nicht ward gewahr, als bis es war vollbracht."

Allein seine Empfindungen bleiben getheilt zwischen der Lust der Gegenwart, der Sehnsucht nach dem Vaterlande, und dem mißmuthigen Gestörtsein, dem sich nicht

entfliehen läßt. Ein Gedicht aus dieser Zeit auf den Namenstag seines Freundes Imhoff hebt an:

„Gönnt Gott inkünftig uns das liebliche Gelücke,
Daß unser Deutschland uns sieht kommen wohl zurücke,
Das liebe Vaterland, das, wie man sagen will,
Des Leides und der Angst noch weiß noch hat kein Ziel,
Weil Mars noch drinnen rast't, — —
Dann wird uns eine Lust das zu erwähnen sein,
Was ohne Reu' und Leid uns itzt kaum fället ein!

Er fordert den Freund auf, den Tag in der Stadt zu feiern:

— — „Wir woll'n dir gerne folgen
In die berühmte Stadt der weitgepreisten Wolgen,
Sie mein' ich, Astrachan, die Königliche Stadt,
Die viel an voller Lust wie unser Deutschland hat."

Warum er diesen Vorschlag thut, giebt er deutlich genug an:

„Zu Schiffe schickt sich's nicht, daß wir von ganzem Herzen
Nach unsrer schönen Art an solchen Festen scherzen.
Wir wollen an das Land in unser Lusthaus gehn;
Da laß die Tafel denn für uns gedecket stehn.
Frei muß ein Herze sein, das recht sich will erfreuen;
Es ist sich nicht gut froh, wenn man schon was muß scheuen.
Gönnst du uns volle Lust, so gönn' uns einen Plan,
Den man beschleichen nicht, auch nicht behorchen kann."

Diese letzteren Andeutungen sind unzweifelhaft gegen Brüggemann und seine argwöhnischen Spähereien ge-

meint. Schwermüthiger noch empfindet und äußert er, wie es um ihn steht, in einem Gedicht an Olearius, wo er sagt, daß es zum Dichten freundlicher Aufmunterung und zwangloser Freiheit bedürfe, und wie wenig er daher jetzo zu leisten vermöge, darauf aber fortfährt:

„Mein Wunsch ist größer nicht, als ich bin und mein Stand.
Ich nehm' es willig an, was mir wird zuerkannt
Von meines Glückes Hand, das sich noch schlecht erweiset,
Wie weit ich ihm nun bin, wie lange nachgereiset;
Nun meine Jugend mir in ihrer Blüthe stirbt,
Und mit der Aernte selbst die Hoffnung mir verdirbt!"

Doch sein reines Bewußtsein hält ihn noch aufrecht, und mit edlem Stolze rühmt er von sich selbst:

„Ich fürchte meinen Gott, und ehre meinen Herren,
Der mir nächst ihm gebeut. Gewöhnt, mich nicht zu sperren,
Was er mir auch befiehlt. Auf seinen Dienst bereit,
Auch ehe was zu thun, als er mir's noch gebeut.
Ich bin von Jugend an in Sanftmuth auferzogen.
Von mir ist niemand noch belogen noch betrogen.
Viel Wesens mach' ich nicht. Läßt man mir meinen Glimpf,
So müßte mir's sein leid, zu bringen einen Schimpf
Auf diesen oder den. Ich aber will nur schweigen,
Und mich auf allen Fall mir ähnlich stets erzeigen.
Ich kehre mich nicht dran, was jener von mir zeugt,
Der mündlich mich hat lieb, und herzlich doch betreugt,
Ein freundgestalter Feind. Mein redliches Verhalten

Wird zeugen, wer ich bin, bei Jungen und bei Alten.
Mein Sinn ist ohne Falsch, in stiller Einfalt klug,
Kann dem auch nicht sein gram, zu dem er wohl hat Fug!
Inmittelst will ich mich nur selbst zufrieden sprechen."

Gegen Olearius, nach den Gesandten selbst der wichtigste Mann, auf welchem die Hauptlast der Geschäftsführung ruhte, hatte Brüggemann besonderen Ingrimm gefaßt; er hoffte nicht, denselben je zu seinem blinden Anhänger zu gewinnen; da er aber sich eine Parthei zu machen strebte, so suchte er wenigstens die Freunde von jenem abzuziehen, und bald mit Trotz, bald mit verstellter Liebkosung, wodurch denn das ganze Gefolge in eine Unzahl Mißverhältnisse verstrickt wurde, wie deren Flemming in obigen Zeilen andeutet.

Die neue Fahrt hatte gleich anfangs große Widerwärtigkeiten, der Wind war entgegen, und bei häufigen Untiefen das Schiff wiederholt auf dem Schlickgrunde fest; zu den zwölf Meilen von Astrachan bis zur Mündung der Wolga brauchte man neun Tage. Beide Seiten des Stromes und eine Menge von zwischenliegenden Inseln waren weithin mit hohem Schilf überwachsen, in diesem grünen Gewirre, von dicken Nebeln umlagert, war nicht leicht ein sichres Fahrwasser zu verfolgen, das Schiff mußte wiederholt geleichtert, und wenn dies nicht genügte, mit ungeheurer Arbeit ganze Strecken zurückgezogen werden. In diesen hülflosen Zuständen mußte man noch die Angriffe der Kosacken fürchten. Dabei zeigte sich Brüggemann wieder ganz in seiner

Art, und ließ auf ein russisches Fahrzeug, das nachts im Nebel vorüberfuhr, sofort ein Geschütz abfeuern; die Russen aber schimpften, und meinten, jene sollten ihren Muth für die Kosacken sparen, die im kaspischen Meer auf sie warteten. Bald nachher trieb ein Sturm aus der See das Wasser hoch empor; das Schiff mußte fünf Tage still vor Anker liegen; als der Sturm nachließ, und die Fahrt weiterging, blieb es alsbald wieder auf dem Schlick festsitzen. Am 28. Oktober kamen der Fürst Mussal, persische Kaufleute, und ein russischer Oberst, welcher fünfhundert Strelitzen zur Besatzung nach der Stadt Terki führte, mit ihren Schiffen nachgefahren, und die Holsteiner benutzten diese Gelegenheit, um einen tüchtigeren Lootsen zu erlangen, da der bisherige offenbar untauglich war. Ein persischer Kaufmann, der Schiffahrt wohlkundig, überließ sein eigen Schiff und Güter seinen Leuten, und vertrat auf dem holsteinischen, von bloßer Gutmüthigkeit bewogen, die Stelle des Steuermannes. Die Fahrt ging nun glücklich in See vorwärts, und am 1. November frühmorgens wurde vor Terki geankert, nachdem in der Nacht einige hundert Kosacken noch zuletzt wirklich einen Anschlag auszuführen gesucht, aber mit ihren Booten aus Irrthum an die Schiffe des Fürsten Mussal und der Strelitzen gerathen waren, von welchen sie indeß, als sie merkten, daß es nicht die Deutschen wären, sogleich abgelassen. In Terki, der letzten Stadt des russischen Gebiets, waren der russische Statthalter und der Fürst

Mussal nebst dessen Mutter freundlichst bemüht, die Fremden zu bewirthen und zu beschenken. Ein nächtlicher Aufruhr der Bootsleute gegen den Schiffer Cordes verursachte einige Störung, wurde aber sogleich gedämpft, und am Tage, nach gehaltenem Gericht, in den Anstiftern mit Einkerkerung gestraft. Wegen der Weiterreise wurde berathschlagt, ob sie zu Lande oder ferner zu Schiff geschehen sollte, und nach eingezogenen Erkundigungen das letztere beschlossen. Der kurze Aufenthalt gab Flemmingen, welcher auch der beschwerlichen Schiffahrt beim Ausflusse der Wolga zwei Sonette gewidmet, zu mehreren Gedichten Anlaß. In einer Elegie an sein Vaterland gedenkt er der heimischen Mulde, in deren Fluth er oft geschwommen, und seiner fernen Liebesneigungen; er sagt vergleichend:

„Zwar es verstattet mir das kaspische Gestade,
Daß ich um seinen Strand mag ungehindert gehn;
Auch bittet mich zur Zeit zu ihrem schönen Bade
Auf Urlaub des Hyrkans manch' asische Siren';
Ich bin den Nymphen lieb, den weichen Zirkassinnen,
Dieweil ich ihnen fremd und nicht zu häßlich bin,
Und ob einander wir schon nicht verstehen können,
So kann ihr Auge doch mich günstig nach sich ziehn."

Aber dieser Sinnenreiz kann ihn nur locken, nicht befriedigen:

„Was aber soll ich so und auf der Flucht nur lieben?
Kupido wird du   nichts als Stätigkeit vergnügt!"

Und so wendet er sein Herz in hoffendem Vertrauen dem schöneren Glücke zu, das ihm, wenn er das Ende dieses Laufes erlebt hat, eine geliebte Landsmännin bringen wird.

Am 10. November wurden die Anker gelichtet, und die Richtung nach Derbent genommen. Einem persischen Fahrzeuge, welches mißtrauend das Weite suchte, ließ Brüggemann nachsetzen, die Mannschaft in's Gewehr treten, und ein Geschütz abfeuern, worauf die Perser unverzüglich die Segel strichen. Es fand sich, daß das Fahrzeug Obst geladen hatte, und in dem geängsteten Führer zeigte sich der Bruder eben des persischen Kauffahrers, der so großmüthig als Steuermann die Holsteiner begleitete. Der Wind war günstig, und man erblickte bald im Südwesten das hohe Gebirge Kaukasus. Allein am 12. mußte man, weil der Wind umsetzte, den ganzen Tag vor Anker liegen, und als abends die Fahrt wieder mit besserem Winde weiterging, erhob sich ein fliegender Sturm, welcher in der Nacht ein von den Russen erkauftes Boot, dann das Schiffsboot, und zuletzt die Schaluppe, welche alle am Tau nachschleppten und voll Wasser schlugen, losriß und zertrümmerte. Das Schiff selbst gerieth in große Gefahr, zwischen den hohen und kurzen Wellen beugte es sich wie eine Schlange; es war langgebaut und nur von Föhren, und drohte jeden Augenblick aus den Fugen zu gehn; vor dem beständigen Krachen und Knarren des ganzen Gebäudes konnte man unten im Raum

sein eines Wort kaum hören; das eindringende Wasser mußte mit unaufhörlicher Arbeit ausgepumpt und ausgeschöpft werden. Man sah den Untergang stets vor Augen, und auch der persische Steuermann wünschte jetzt auf seinem eignen Schiffe zu sein. Am folgenden Morgen sah man Derbent in der Nähe, vermochte aber nicht dahin zu gelangen, sondern trieb mit dem heftigen Winde längs der Küste weiter, bis man endlich nachmittags bei dem Dorfe Niasabath oder Nisawai, zehn Meilen hinter Derbent, ankern konnte. Doch blieben die Wellen noch sehr ungestüm, das Schiff wurde fortwährend hart beschädigt, und zuletzt völlig leck. So kam unter Noth und Anstrengung der dritte Tag heran. Der Sturm ließ etwas nach, aber man hatte kein Boot um an's Land zu fahren, man that vergebens wiederholte Nothschüsse. Schon dachte man ein Flooß anzufertigen, als endlich zwei Boote mit Leuten aus dem Dorfe Niasabath ankamen; sie riethen, der augenblicklichen Stille nicht zu trauen, nahmen daher die Gesandten und ihre werthvollsten Sachen nebst einigen Dienern und Soldaten gleich mit, und versprachen in einer zweiten Ueberfahrt die Zurückgebliebenen nachzuholen. Schon aber begann es heftig aus Süden zu wehen, und das neue Unwetter wurde schnell zum furchtbarsten Sturm. Das Schiff, geleichtert, und von den Wellen hin und her geschleudert, drohte in der Mitte entzweizubrechen, die Anker schleppten, und rissen zuletzt, der Hauptmast brach in drei Stücke, und ging mit

furchtbarem Krachen über Bord, heftig darauf von den Wellen gegen die Schiffswände angeworfen. Die Bootsleute, welche während des dreitägigen Sturms wenig Nahrung genossen, und immer gewacht und gearbeitet hatten, sahen all ihre Anstrengungen umsonst, und den Tod unvermeidlich. Der Marschall und der Hofmeister waren noch auf dem Schiffe, ferner Olearius, Flemming und Uechtritz, zu wenig begünstigt von Brüggemann, um gleich unter den Ersten mit an's Land genommen zu werden; sie mußten jeden nächsten Augenblick auf ihren Untergang gefaßt sein. Olearius und Flemming banden sich jeder ein paar leere Branntweinfäßchen an den Hals, und setzten sich auf das Verdeck, hoffend bei Zertrümmerung des Schiffes lebendig oder todt noch ans Land zu treiben. Vom Ufer konnte keine Hülfe kommen; man sah hier mit größtem Jammer die Gefahr der Nothleidenden, und Kruse sparte keine Mühe noch Anstrengung, etwas zu ihrer Rettung zu bewirken, ja Brüggemann, auch hier seiner ungestümen Art getreu, trieb die eignen Leute mit gezogenem Degen in's Wasser, daß sie die Boote der Perser wieder in die See bringen halfen, aber alles war umsonst gegen die fortdauernde Wuth des Sturms. In solcher Angst und Noth harrten die Hülflosen bis nachmittags, da zwar der Wind etwas nachließ, aber die See fortwährend hochging, und auf den Abend neuer Sturm zu fürchten blieb. Verzweifelnd an jeder andern Rettung wollten die Meisten das Schiff, welches ohnehin

nur noch an einem einzigen Anker hing, stranden lassen, und Olearius mußte die Schiffer dazu auffordern; diese widerstrebten aber, sie bedachten die Verantwortung, welche sie dadurch übernehmen, und den traurigen verachteten Zustand, in welchem sie selbst forthin mitgehn würden, wenn sie kein Schiff mehr unter den Füßen hätten, auch stellten sie vor, daß beim Stranden die Rettung Aller keineswegs zu verbürgen wäre. Allein nachdem die Schiffer durch einen förmlichen Revers, welchen der Marschall und die andern Offiziere unterschrieben, außer Verantwortung gestellt, und ihre erneuten Bedenklichkeiten durch die tobende Ungeduld der Mannschaft beseitigt worden, thaten der Marschall und Olearius die ersten Hiebe in das Ankertau, welches darauf von den Bootsleuten ganz gekappt wurde. Das Schiff trieb alsbald gegen das Ufer, und lief, weil es unten flach und ohne Kiel war, ganz gemach, etwa dreißig Faden vom Lande, auf den Sand. Ein Bootsmann brachte schwimmend ein Tau an's Ufer, das Schiff wurde näher heran gezogen, und die Geretteten mit freudigster Rührung und Beeiferung von den Ihrigen empfangen. Auch fand sich, daß Brüggemann, weit entfernt die Aufopferung des Schiffes als eine voreilige zu tadeln, schon längst den Schiffern befohlen hatte, das Schiff im Nothfall an den Strand zu setzen; zwei aus seiner Schreibtafel gerissene Blätter, auf denen er diesen Befehl schriftlich wiederholt,

waren nur durch kein Mittel an die Nothleidenden zu bringen gewesen.

Die Reisenden wurden zu Riasabath wohl aufgenommen. Der Sultan von Derbent, in dessen Bezirk das Dorf lag, sandte ihnen Geschenke und Lebensmittel; allein es war nur auf Einen Gesandten gerechnet, und daher auch nur Ein Pferd unter den Geschenken, weßhalb die Ueberbringer, als sie von einem zweiten Gesandten vernahmen, sogleich auch eines für diesen in der Nähe kauften; doch Brüggemann, als er sah, daß das seine nicht so gut war als Kruse's, wollte es durchaus nicht annehmen, so sehr auch die Perser baten, und ihm zu bedenken gaben, wie empfindlich er durch diese Weigerung den Sultan beleidige. Brüggemann wies alles ab, und ließ auch dem Sultan kein Gegengeschenk zurücksenden, woraus eine Verstimmung entstand, deren Nachtheil die ganze Reisegesellschaft zu tragen hatte. Die Gesandten indeß ordneten Boten an den Khan oder Oberstatthalter der Provinz Schirwan nach Schamachie, ihn von ihrer Ankunft zu unterrichten und um Weiterbeförderung anzusprechen. Ein Mehemendar oder Schaffner war schon im voraus für sie bestellt, er nahm Kunde von der Zahl der Personen und der Größe des Gepäcks, und versprach die nöthigen Wagen und Pferde schleunigst herbeizuschaffen. Der Sultan von Derbent wollte aber so viele nicht allein hergeben, und es mußten daher auch von Schamachie deren geholt werden. Hierüber verging fast ein Monat, und weil noch kein

Befehl vom Schach von Persien wegen der Verpflegung eingetroffen, auch die Mittel des geringen Dorfes bald erschöpft waren, so mußten die Gesandten unterdeß für ihr eigen Geld alles Nöthige ankaufen. Die Freude, nach so weiter Reise und so großen Gefahren endlich in Persien zu sein, wurde durch Brüggemann's immer zunehmende Unart und Wildheit sehr verdorben. Seine Gegenwart setzte alles in Verwirrung und Unfrieden, man hatte unter seinem Einflusse weder gute Tage, noch ein Gelingen im Ganzen zu hoffen. Schon gleich bei der ersten Berührung mit den Persern zeigten sich die schlimmen Folgen seiner ungeberdigen Störrigkeit, und noch schlimmere waren zu befürchten. In trüben Betrachtungen solcher Art suchten die Freunde, welche schon von Sachsen her innig verbunden waren und stets treulich zusammenhielten, Trost und Erheiterung im Freien. Liebliches grünes Gebüsch, mit Weinstöcken und Granatbäumen zierlich vermischt, von den Krümmungen eines anmuthig rauschenden Baches als Halbinsel umwunden, bot einen reizenden Lustort zum Niederlassen; es war der 1. Dezember, aber das schönste Sommerwetter, und rings dufteten Kräuter und Blumen in üppigster Pracht. Hier durfte sich das Herz ungestört den theuersten Regungen hingeben. Das Andenken der in Deutschland hinterlassenen guten Freunde, stimmte zu wehmüthiger Fröhlichkeit, man feierte ihr Gedächtniß durch ein ländliches Mahl, zu welchem Grahmann einige gesparte Vorräthe geräucherter Sa=

chen und spanischen Weines hergab. Dieses Fest, welches Flemming in einem leider verlorenen Sonett besungen hat, wurde für die Theilnehmenden zu einem Ereigniß, durch die wechselseitige Tröstung und Ermuthigung, welche die Freundschaft gewährte, durch die neue Stärke, welche diese im rückhaltlosen Austausch empfing. Die Freunde kehrten noch oft zu diesem lieblichen Orte zurück, und feierten daselbst ihre harmlosen Feste, deren Genossen sich durch einen eigends gestifteten Orden der Vertraulichkeit noch fester verbinden wollten. Auch die Stiftung dieses Ordens hat Flemming durch ein Sonett verherrlicht, das aber gleichfalls nicht mehr vorhanden ist.

Während diese Freunde den Sinn mit solchem Zeitvertreib ergötzten, wußte Brüggemann's unruhige Geschäftigkeit sich in andrem Thun unnütz auszulassen. Was an Holzwerk, Stangen, Segeln und sonstigen Sachen der Art von dem Schiffe noch an's Land gebracht werden konnte, wollte er, obwohl kein weiterer Gebrauch davon abzusehn war, auf der ferneren Reise bis zur Hauptstadt von Persien mitschleppen, wodurch die Mühen und der Aufwand des Fortkommens ungemein erhöht wurden. Hiemit noch nicht zufrieden, befahl er, weil die metallenen Geschütze keine gehörigen Unterlagen hatten, einige große starke Baumstämme, welche am Strande lagen, zu diesem Behufe zu verwenden; die Perser baten ihn flehentlich, von diesem Vorhaben abzustehn, der Schach selbst habe die Hölzer zum Schiff-

bau fernher mit großen Kosten dahin bringen lassen, und solcher Frevel könne die entsetzlichsten Folgen haben, aber alle Vorstellungen, der Perser sowohl als der Seinen, blieben bei dem Tollkopf ohne Wirkung, er ließ die Hölzer ohne weiteres zerhauen, und gewaltige Unterlagsblöcke daraus anfertigen. Unter solchen besorglichen Zeichen kam die Zeit der Weiterreise heran. Zuerst wurde das Gepäck abgeführt, vierzig Kamehle, dreißig mit Ochsen bespannte Wagen, und achtzig Pferde waren dazu erforderlich. Als darauf die Gesandtschaft selbst aufbrechen wollte, waren für vierundneunzig Personen nur noch sechzig Pferde zum Reiten übrig. Die Perser konnten oder wollten nicht mehrere schaffen, wie denn auch, ohne den Eigensinn, durch welchen das Gepäck über alle Gebühr vergrößert war, die Summe der Transportmittel wohl genügt hätte. Jetzt mußte man sich behelfen, und als am 22. Dezember die Gesandten abreisten, ein Theil des Gefolges sich zu Fuß auf den Weg machen. Dieser Zug war ungemein beschwerlich, und als man nach zurückgelegten vier starken Meilen abends in einem Dorfe zum Nachtlager anhielt, ließ Brüggemann den Kaucha oder Vogt von Niasabath, der bis hieher gefolgt war, vor sich fordern, schalt auf den Sultan von Derbent, und klagte heftig, wie ihn so herzlich kränkte, daß er die Völker, die er, weil sie bei ihm leben und sterben müßten, als seine Augen liebte, hätte sehen müssen zu Fuß durch viele Moräste und Bäche so mühsam durchwaten, er würde sich aber un-

fehlbar bei dem Schach beschweren. Der Vogt erwiederte, der Sultan würde wohl auf die Klage zu antworten wissen; man habe Pferde genug gesandt, aber das Gepäck sei übermäßig, und man sehe nicht, wozu sie die Segel und andre große Beschwernisse, besonders auch die schweren Holzblöcke mitschleppten, ob sie glaubten, der Schach habe kein Holz in seinem Lande? Am folgenden Tage brachte der Mehemendar noch zwanzig Pferde; mit dieser Hülfe, und nachdem durch Zerschlagung einiger nichtswerthen Kisten und Tonnen noch einiges Fuhrwerk frei geworden, konnte man den Weg fortsetzen. Nach einer achttägigen Reise, die noch Verdruß mit den Fuhrleuten, aber auch den Anblick mancher Merkwürdigkeit brachte, — unter andern des hohen Bergfelsen Barmach, mit den Trümmern einer von Alexander dem Großen, der Sage nach, erbauten, und von Tamerlan zerstörten Feste, welche Olearius mit einigen Freunden bestieg, — gelangte man am 29. Dezember vor Schamachie, wo man aber, weil des Khans Sterndeuter den Tag zur Aufnahme von Fremden nicht günstig fand, erst am folgenden Tage feierlich einzog. Der Khan ritt mit prächtiger Begleitung den Gesandten entgegen, reichte ihnen als Deutschen, gegen die persische Sitte, freundlich die Hand, und trank ihnen eine Schale Wein zum Willkommen zu. Bei ihm fand sich auch der vorangegangene russische Gesandte Alexei Sawinowitsch, der gleichfalls die Ankommenden bestens bewillkommte. Einige Reiterschaaren, 2000 Mann Fuß=

volk, — meist armenische Christen, — Musik mannigfacher und zum Theil fremdartiger Instrumente, Gesang und Jubelgeschrei der Menge und allerlei Possen des Stocknarren des Khans, mußten den Einzug verherrlichen. Abends war die Stadt mit mehr als 20,000 Lampen prachtvoll erleuchtet.

Unter glänzenden Festlichkeiten und Vergnügungen wurde das Jahr 1637 angetreten. Der Khan that alles, um seine Gäste angenehm zu bewirthen. Sie befanden sich hier ganz in morgenländische Ueppigkeit versetzt, persische Lebensfülle umgab sie von allen Seiten. Gastereien und Jagden wechselten mit anderen Lustbarkeiten ab. Jeder sinnliche Genuß fand reizende Befriedigung. Die verführerischen Perserinnen, deren lockeres Gewerbe bei den Fremden leicht Kundschaft machte, durften auch Flemming's freudige Seele zu begeistertem Lied entflammen. Ein Sonett auf die Freudefrau zu Schamachie wird in der Reihe seiner verlorenen Gedichte mit aufgeführt. Der unmäßige Genuß des hitzigen Weines verursachte unter den Leuten des Gefolges viele Krankheiten, von welchen bei Grahmann's guter Aufsicht und Sorgfalt doch Alle wieder genasen. In solcher Ferne vom Vaterlande erweiterte sich die Landsmannschaft; ein katholischer Mönch Ambrosius dos Anios, von Geburt ein Portugiese aus Lissabon, kam aus dem Augustinerkloster von Tiflis, dem er als Prior vorstand, eigends nach Schamachie, um die europäischen Gesandten zu besuchen,

denen er als ein Mann, der seit siebenundzwanzig Jahren in diesen Ländern gelebt, manches Nützliche mittheilen konnte; die Armenier, deren Feste der Wasserweihung durch Eintauchen des Kreuzes der Khan in Begleitung der Holsteiner beiwohnte, wandten sich sogar voll Zuversicht an diese letztern, um durch deren Fürsprache die bisher vom Khan stets versagte Erlaubniß zum Bau einer Kirche und eines Klosters zu erlangen, welche auch wirklich, auf Olearius gelegenes Anbringen, ertheilt wurde. In Schamachie befand sich auch eine Madresa oder Gymnasium, wo insonderheit Olearius zu näherem Umgang lebhaft einsprach. Mit Hülfe eines Molla oder Lehrers jener Schule, und dessen Freundes, eines Hauptmanns, die ihn täglich besuchten, begann er eifrig persisch zu lernen, und lehrte sie dagegen etwas deutsch. Dies verdroß aber Brüggemann, der einen solchen Gewinn dem wackeren Olearius mißgönnte. Eines Tages kam ein persischer Bote, der dem Molla von Seiten des Khans diesen Umgang verbot, den Tag darauf ebenfalls, zum großen Befremden des Molla, dem diese Sendung nicht ganz richtig dünkte. Nach kurzer Zeit erklärte sich die Sache, der persische Dolmetscher Rustan veruneinigte sich mit Brüggemann, und warf demselben nunmehr vor, daß er ihn angestiftet, jenes Verbot, als käme es vom Khan, durch einen falschen Boten bestellen zu lassen, damit Olearius an Erlernung der persischen Sprache verhindert würde. Da dieser Kunstgriff vereitelt war, so suchte

Brüggemann seiner Gehässigkeit auf andre Weise Rath, und beschäftigte Olearius mit mühsamer und langsamer Arbeit, indem er ihn beauftragte, die zwei Landkarten, welche von der Türkei und von Persien gesondert vorhanden waren, in Eine zusammenzutragen. Doch der fleißige Gelehrte wußte die Studien seiner Neigung auch neben jener Pflichtarbeit fortzusetzen.

Der Aufenthalt in Schamachie verlängerte sich bis zu einem Vierteljahr. Endlich kam vom Schach aus Ispahan der Befehl, auf welchen man so lange gewartet, und nun wurde schleunig alles zur Abreise angeordnet. Die Gesandten hatten für die Beköstigung ihrer Leute manche Bedürfnisse, weil sie besser zur Hand waren, und der Khan ihnen die Auslage zu ersetzen zugesagt, für ihr Geld auf dem Markt ankaufen lassen; die Erstattung fiel aber ziemlich gering aus, und Brüggemann ließ deßhalb auch hier noch zuletzt seinen händelsüchtigen Groll gegen die persischen Behörden hervorbrechen, welche doch von Anfang her die größte Zuvorkommenheit bewiesen hatten. Am 27. März wurden sechzig bespannte Wagen und hundertdreißig Reitpferde zur Verfügung der Gesandtschaft gestellt, und am 28. früh reisten die Gesandten in der Stille von Schamachie ab. In der nächsten Nacht, die man im freien Felde unter den Wagen gelagert zubringen mußte, kam ein großer Gewittersturm, in dessen Getöse Brüggemann wetteifernd das grobe Geschütz donnern ließ. Am folgenden Tage gab es neuen Verdruß, denn die

Perser, welchen der ganze Aufzug ohne Noth zahlreich und kostspielig dünkte, hatten einige auf Tragbahren gelegte metallene Geschütze, welche den Pferden zu schwer geworden, heimlich zurückgelassen; hierüber machte Brüggemann den heillosesten Lärm, überhäufte den Mehemendar mit Scheltworten, spie gegen ihn aus, wie auch gegen den Khan, nannte sie Alle Lügner, und ließ dem letztern sagen, er wolle entweder dessen Kopf haben, oder seinen eignen missen. Erst wollte er auch mit dem ganzen Zuge liegen bleiben und warten, bis die Geschütze nachgeschafft wären, allein da die Kälte und Nässe zu hart fiel, auch weder Holz noch Nahrung zu bekommen war, so wurde doch wieder aufgebrochen, und zwei Meilen weiter in einer Karavanserai übernachtet. Nachdem die Reisenden das Gebirge von Schamachie überstiegen, kamen sie in der Ebene an den Fluß Kür oder Cyrus, der sich in das kaspische Meer ergießt, gingen am 2. April auf einer Schiffbrücke hinüber, und wurden hier an der Gränze der Provinz Mokan von einem neuen Mehemendar empfangen, welchen der Khan von Ardebil ihnen mit Kamehlen und Pferden und reichlichen Lebensmitteln entgegengeschickt hatte. Wegen der hohen Berge und tiefen Thäler konnten keine Wagen mehr gebraucht werden, aber durch vierzig Kamehle und dreihundert Pferde war endlich für Sachen und Personen überflüssig gesorgt. Der Weg führte längs des Flusses Aras oder Araxes, der sich in den Kür ergießt, eine Weile aufwärts, und wandte sich dann über eine

Haide, wo man nachts in runden Schäferhütten schlief, welche der Mehemendar an bestimmten Orten jedesmal aufstellen ließ. Am 5. April war die Haide zurückgelegt, und man kam wieder an felsiges Gebirg, wo Olearius und einige Freunde, unter welchen wir auch Flemming vermuthen dürfen, nach Kräutern ausgehend einen hohen Berg erstiegen, und daselbst eine klare liebliche Quelle aus einer Felskluft sprudelnd fanden, in deren Rinne ein Taschenkrebs, so weit und hoch vom Meerufer entfernt, ihre Verwunderung aufregte. „Wir setzten uns, erzählt Olearius weiter, bei dem Brunnen, gedachten mit sehnlichem Verlangen an unser liebes Vaterland, beklagten unser Glück und Wohlfahrt in Deutschland, welches wir mit dem Rücken ansehen, und täglich unser Verhängniß an so wilden Orten unter den Unchristen gewärtig sein mußten, trunken unser guten Freunde in Deutschland Gesundheit in Wasser, und stiegen, weil der Berg steil, nicht ohne Gefahr wieder hinunter.“ Den folgenden Tag traf sie ein neues Abentheuer. Der Zug kam in ein leeres Dorf; auf den Bericht, daß vor mehreren Monaten die Pest hier alle Einwohner fortgerafft, eilten die Gesandten in's Freie, und lagerten unter einem Zelte, die Uebrigen behalfen sich unter einigen Hütten, welche der Mehemendar noch vor Nacht herbeischaffte. Als Uechtritz etwas verspätet aus dem Dorf auch in das Zelt kam, fuhr ihn Brüggemann so heftig an, als sei er schon von der Pest befallen und wolle nun auch die Andern anstecken, daß

jener vor Schrecken alsbald fieberkrank wurde. Olearius und einige Andre blieben deßhalb lieber im Dorfe, machten ein tüchtiges Feuer an, und blieben die ganze Nacht bei gutem Wein und lustigen Gesprächen munter. Eine Karavanserai, welche die nach Schamachie handelnden Indier in diesem Dorfe zu bauen angefangen, war noch nicht bewohnbar. Hierauf geschah ein mühsamer, anstrengender Zug durch hohes Gebirg, bei Wind und Schneegestöber, über ungesunden Boden, von dessen Weide man die Kamehle und Pferde sorgsam abhielt. Am Fuße des Gebirges wurde der Fluß Karasu, der sich in den Aras ergießt, auf einer steinernen Brücke überschritten, und sodann am 8. April in einem Dorfe, nur noch zwei Meilen von Ardebil, das Osterfest durch dreimaliges Geschützfeuer und ordentlichen Gottesdienst gefeiert. Nachmittags kam ein vom Schach selbst abgefertigter neuer Mehemendar, der die Reisenden am folgenden Tage nach Ardebil in der Provinz Adirbeizan geleitete, wo sie mit fast noch größerer Pracht und Ergötzlichkeit, als in Schamachie, von dem Khan aufgenommen und bewirthet wurden.

In Ardebil dauerte wieder der Aufenthalt über zwei Monate. Aus der Gränzfestung Eruan kam ein armenischer Bischof zum Besuch, der seine zahlreichen Glaubensgenossen bei dem Schach empfohlen zu sehn wünschte, dessen Herrschaft übrigens sie der türkischen weit vorzogen. Die Stadt selbst, ein heiliger Ort für die Perser, weil Schich Sefi, der Stifter ihrer Reli-

gion, und auch viele ihrer Könige dort prächtig begraben liegen, gewährte den mannigfachsten Reiz üppigen Lebens und merkwürdiger Dinge. Die Gastereien des Khans, die Freudenbezeigungen der Perser bei der Nachricht von der Ermordung des Großherrn durch die Janitscharen in Konstantinopel, die rauschende Feier von Kruse's Geburtstag am 1. Mai, die feierliche Begehung einer Reihe von muhamedanischen Festtagen, Feuerwerke und andre Belustigungen, gaben für Sinn und Einbildungskraft den reichsten Wechsel lebhafter Anregungen. Die Perser zeigten sich durchaus freundlich und zuvorkommend, und nahmen auch von den Besonderheiten der Deutschen gern Kunde, hauptsächlich war ihnen die Musik derselben unterhaltend. Das Volk meinte hin und wieder, die Fremden kämen als Kriegsleute, um unter den Truppen des Schachs gegen die Türken mitzufechten. Der Aufenthalt in Ardebil wurde durch heftige Krankheiten gestört, von welchen mehrere Personen des Gefolges, ja Brüggemann selbst, und am gefährlichsten Grahmann, befallen wurden. Die Nähe des Gebirges verursachte schnellen Wechsel von Hitze und Kälte, woraus leicht bösartige Fieber entstanden. Doch war Brüggemann schon wieder in der Besserung, und auch Grahmann einigermaßen hergestellt, als am 1. Juni ein neuer Mehemendar vom Schach mit dem Befehl eintraf, die Gesandten binnen vierzig Tagen nach Ispahan zu bringen, weßhalb er den Aufbruch sehr zu beschleunigen wünschte. Brüggemann aber ver-

zögerte denselben noch um acht Tage, weil er die metallenen Kanonen vorher schnell noch mit Gestellen und Rädern versehn wissen wollte, obgleich der Mehemendar versicherte, daß in den hohen Gebirgen, welche ihnen bevorständen, die Fortschaffung solches Fuhrwerks unmöglich sei. Als die Arbeit vollendet, wurde den 11. Juni mit zwölf Kamehlen und hundertsiebzig Pferden die Reise angetreten. Das Gepäck mit den sechs metallenen Geschützen und allen Soldaten zog voraus; einen Tag später folgte Brüggemann in einer Sänfte getragen, weil er sich zum Reiten noch zu schwach fühlte, und gleich nach ihm Kruse mit den Uebrigen. Allein schon am Abend, in einem vier Meilen von der Stadt entlegenen Dorfe, holte man das Gepäck ein, und fand die vorausgesandten Kanonen nicht in dem besten Zustande, die Räder waren auf den rauhen Felsenwegen größtentheils unter der Last gebrochen, und es gab kein Mittel sie herzustellen oder zu ersetzen. Der Mehemendar betheuerte, die schweren Stücke könnten für jetzt nicht weiter, doch versprach er, den Befehl vom Schach zu erwirken, daß der Khan von Ardebil sie nachschaffen sollte. Das mußte denn auch Brüggemann endlich zufrieden sein, nur die zwei kleinsten der metallenen Kanonen und vier Steinstücke wurden auf Kamehlen weitergebracht, die andern blieben zurück, nachdem sie vorher, auf Brüggemann's Befehl, in Gegenwart des Mehemendars, der Länge und Dicke nach gemessen, abgezeichnet, und unter Schloß gelegt wor-

den. Unter großen Beschwerden ging die Reise weiter auf das hohe Gebirg Taurus zu; Brüggemann setzte sich wieder zu Pferde, weil die Sänfte kaum fortkonnte. Der Weg zog sich über hohe Bergrücken und durch tiefe Thäler wechselnd hin, eingeengt in Felsklüfte, oder offen längs jäher Abgründe; man mußte sogar absteigen, und die Pferde an der Hand nachführen; mit solcher Anstrengung, in rauher kalter Luft, schleppten die Reisenden sich am 15. Juni bei schon eingetretener Nacht in größter Ermüdung fort, durch das Zurückbleiben des Mehemendars in neue Noth versetzt, denn sie verloren in der wilden Gebirgsöde die Richtung, und kamen erst um Mitternacht in ein Dorf. Als am folgenden Tage, da man Rast hielt, der Mehemendar sich wieder einfand, fragte man ihn, warum er sich allezeit absondere und so sehr zurückbleibe? Er aber entschuldigte sich, er thäte es aus keiner bösen Meinung, sondern nur aus Blödigkeit, indem er nicht gern wäre, wo so stetiges Fluchen und Schelten, wie bei dem Gesandten Brüggemann, gehört würde. Das war denn freilich einleuchtend; übrigens versprach er alles Beste, und schaffte das Nöthige gern herbei. In einer der nachfolgenden Nächte wurden die Reisenden durch Räuber aufgeschreckt, welche einen der aufgestellten Wachtsoldaten anfielen und ausplünderten, aber noch zur rechten Zeit durch die unvermuthete Erscheinung einiger Nachzügler des Gefolges, die wegen Krankheit langsam nachgeritten kamen, wieder verscheucht wurden, ohne daß

die schnell durch Trompetenstoß versammelte und sogleich gegen sie ausgeschickte Mannschaft sie erreichen konnte. Am 20. Juni zog man wieder in der Ebene, über rothen verbrannten Kiesboden; und wie kurz vorher von strenger Kälte, so hatte man jetzt von drückender Hitze auszustehn. Aber nachts kehrte die erstarrendste Kälte zurück, und in diesem ungewohnten Wechsel mehrte sich die Zahl der Kranken; Olearius bekam ein hitziges Fieber, Grahmann krankte noch immer, und dabei mußten sie doch unterwegs immer zu Pferde sein. Man zog indeß vor, die Reise bei Nacht fortzusetzen, und so gelangte man den 22. Juni mit Sonnenaufgang nach Sultanie, einer großen und merkwürdigen Stadt, und einem vormals, wie der Name besagt, Königlichen Wohnsitz, aber seit ihrer Verwüstung durch Tamerlan in Verfall geblieben. Olearius besah hier eine Büchersammlung; die Bände waren von ungemeiner Größe, die Buchstaben fingerlang, und sehr schön geschrieben, mit Schwarz und Gold. Der Statthalter, welcher die Reisenden schon früher in Senkan, einer kleinen Stadt seines Gebiets, freundlich aufgenommen, ließ ihnen frische Kamehle und Pferde geben, und am 25. vor Tag begaben sie sich wieder auf den Weg. Da jedoch Viele vom Gefolge wegen Krankheit und Mattigkeit sich durchaus nicht mehr zu Pferde halten konnten, so schaffte der hülfreiche Mehemendar einige Kasten herbei, deren die persischen Frauen sich auf Reisen zu bedienen pflegen; diese Kasten wurden je zwei über

7 *

ein Kamehl gehängt, und die Kranken hineingelegt; auch Olearius und Grahmann hingen so zu beiden Seiten eines Kamehls, hatten aber nun neben ihrer Krankheit noch ein zwiefaches Leiden mehr, die betäubende Bewegung der hin und her schwankenden Kasten, und den unerträglichen Gestank der vielen zusammengekoppelten Kamehle.

Die Reise ging nun stets bei Nacht weiter, um die Tageshitze zu vermeiden. Am 27. Juni gelangte man nach Kaswin, einer sehr volkreichen, munteren Stadt, gleich den nächstvorhergenannten und den nächstfolgenden Städten in der Provinz Erak gelegen. Hier war kein Khan, sondern nur ein Daruga oder Amtmann die oberste Behörde, und der Empfang war daher minder prächtig, als an früheren Orten, aber doch ausgezeichnet ehrenvoll und fröhlich. Ein anwesender indischer Fürst machte mit seinen Reitern und Lakaien die Einholung mit. Die besten Sängerinnen und Tänzerinnen der Stadt, reich geschmückt mit den kostbarsten Gewändern, mit Perlen und anderem Geschmeide, ritten voran, unverhüllten Gesichts die Fremden dreist begrüßend, und von festlicher Musik begleitet ihre lustigen Gesänge anstimmend. Während des Aufenthalts von sechzehn Tagen, der hier Statt fand, erholte und vergnügte man sich bestens. Am 13. Juli ging es abends wieder fort. Den folgenden Tag erkrankten Kruse und der Prediger, und die Hinfälligkeit nahm unter den noch Gesunden sehr zu; nur Mandelsloh

klagte niemals über Schwachheit, sondern war immer frisch und munter, und daher zum Beobachten und Niederschreiben stets aufgelegt. Am 16. Juli gelangte man nach Saba, und nach unerträglicher Hitze durch Sand und Staub am 19. nach Kom, einer lebhaften Stadt voll Gewerb und Verkehr, wo aber durch unmäßigen Genuß der herrlichsten Früchte unter dem Gefolge die rothe Ruhr ausbrach. Man zog am 21. weiter, und kam den 24. früh nach Kaschan, wo der Daruga oder Amtmann die Reisenden in herkömmlicher Art bestens empfing. In dieser übervölkerten Stadt sah man die meisten Müßiggänger und Bettler, wie auch Ungeziefer, besonders Skorpione und Taranteln, vor welchen man sich sehr zu hüten hatte. Die Hitze war außerordentlich, doch den Kranken, die sich hier meist zu erholen anfingen, weniger nachtheilig. Bei herrlichem Mondschein wurde die Reise den 26. abends munter fortgesetzt; am 28. gelangte man zu der kleinen Stadt Natens, bei welcher Schach Abbas auf einem hohen spitzen Berge einen Thurm hatte bauen lassen, zum Andenken, daß er einst hier den Kampf eines Adlers mit einem Falken angesehn, worin der letztere gegen alle Erwartung obgesiegt. Am 29. überstieg man die letzten Berge vor Ispahan, und schon fanden sich aus der Hauptstadt, um die Ankömmlinge in Augenschein zu nehmen, mehrere Perser, wie auch einige holländische Kaufleute ein, letztere gleich den Persern gekleidet, weil sie nicht erkannt sein wollten. Nach ge-

nugsamer Rast an noch zweien Lagerorten, zuletzt in einem Königlichen Lusthause, erfolgte am 3. August der Einzug in die Königliche Hauptstadt, mit feierlichem Empfang und unter großem Zulaufe des Volks, jedoch alles dicht umhüllt von unendlichen Staubwolken. Ispahan, in einer Ebene am Flusse Senderut gelegen, der sich in vielen Armen durch die ganze Stadt vertheilt, hatte damals 500,000 Einwohner, und dabei, weil jedes Haus einen oder auch zwei Gärten mit Brunnen und Wasserleitungen hatte, über acht Meilen im Umfang. Erst Schach Abbas der Große hatte von Kaswin den Königlichen Sitz dorthin verlegt, und schon in der kurzen Zeit war die Bevölkerung so stark angewachsen.

Die Gesandtschaft wurde zuerst in einer Vorstadt, wo die reichsten armenischen Kaufleute wohnten, in verschiedenen Häusern einquartiert, und sogleich als Gäste des Schachs herrlich bewirthet. Nach der Mahlzeit kam alsbald der holländische Faktor Overschie, der sich nicht abweisen ließ, begrüßte die Angekommenen mit grober Zudringlichkeit, lud sich auf einen Trunk bei ihnen ein, und führte überhaupt dreiste und verwegene Reden, sagte, er habe von seinen Vorgesetzten den Befehl, den Holsteinern entgegen zu wirken, wolle jedoch nur der Sachen Feind und der Personen Freund sein. Dieser nicht ganz angenehme Auftritt wurde bald durch einen andern verdrängt, welcher die unglücklichste Wendung nahm. Ein Gesandter des Großmogols aus Indien

befand sich mit einem Gefolge von dreihundert Personen, meist Usbeken, seit einiger Zeit in Ispahan; beim Abladen des holsteinischen Gepäcks kam einer der Indier mit einem der Diener des Mehemendars in Streit, an welchem bald Indier und Holsteiner in größerer Zahl Theil nahmen, bis die letztern mit einigen erbeuteten Waffen den Platz verließen. Die Indier sannen auf blutige Rache, und als am 7. August eine Umquartierung der Holsteiner geschehn sollte, wurde einer ihrer Diener von mehreren Indiern auf dem Wege überfallen, ermordet, und der abgerissene Kopf bei den Haaren emporgeschwungen. Die holsteinischen Gesandten beriefen sogleich zur Sicherheit ihr ganzes Gefolge zu sich, ehe dasselbe aber aus den benachbarten Häusern und Gassen zu ihnen gelangen konnte, hatten die Indier schon die Zugänge besetzt, und schossen mit Pfeilen auf die Herzueilenden; dicht neben Olearius Gesicht flog ein solcher Pfeil, der ihm gegolten, in die Wand. Nun entstand ein förmliches Treffen, die Deutschen richteten Gewehr- und Geschützfeuer auf die andringenden Feinde, Mandelsloh schoß mit der Pistole den vornehmsten Anführer derselben nieder, allein die Indier waren im Vortheil der Zahl und der Oertlichkeit, die Deutschen hatten nach vierstündigem Gefecht fünf Todte und fünfzehn Verwundete, sie mußten den Platz endlich räumen, ihr umherliegendes Gepäck dem stürmenden Feinde zur Plünderung überlassen, und sich mit Durchbrechung der Wand zu den benachbarten Ar-

meniern retten. Der Marschall des Schachs erschien endlich, begleitet von Soldaten und zahlreichen Volkshaufen, und trieb die wüthenden Indier hinweg. Der Schach war sehr aufgebracht, und der indische Gesandte mußte bald nachher Ispahan verlassen. Am folgenden Tag aber, als der Einzug der holsteinischen Gesandtschaft in ihr neues Quartier geschah, war allen Indiern, sowohl den Kaufleuten, deren gegen 12,000 in der Stadt lebten, als den Leuten des Gesandten bei Verlust des Kopfes verboten, sich auf den Straßen, durch welche der Zug mußte, blicken zu lassen. Der durch die Plünderung erlittene Verlust wurde auf 4000 Thaler geschätzt, deren Erstattung der Schach anfangs bewirken wollte, aber gleichwohl in der Folge unterließ.

Die neue Wohnung der Gesandten lag in der Stadt selbst, sie hatte mehrere Gebäude und Lusthäuser, verschiedene Höfe, schöne Spaziergänge längs eines durchfließenden Baches, und in vielen Gemächern und Kammern für das ganze Gefolge genugsamen Raum. Auch für Lebensmittel war überflüssig gesorgt; wenn in der Folge gleichwohl die Tafel schlecht bestellt erschien, und täglich nur einmal, ja zuweilen gar nicht gehörig gespeist wurde, so war hieran Brüggemann schuld, der anfangs zuließ, und zuletzt selbst anordnete, daß die gelieferten Vorräthe zu den Armeniern geschleppt, und in üppigen Gelagen zur Lust von Wenigen vergeudet wurden. Nach Verlauf von acht Tagen

gab der Schach den Gesandten die erste Audienz; sie wurden zu Pferde feierlich abgeholt, und nebst dem ganzen Gefolge vor den Schach geführt. Schach Sefi war ein Mann von siebenundzwanzig Jahren, Enkel und Nachfolger Schach Abbas des Großen, von schönem Aeußeren und glücklichen Anlagen, die aber gleich nach seiner Thronbesteigung in blutiger Grausamkeit verdunkelt worden. Er empfing die Gesandten sehr gnädig, hieß sie nebst den Vornehmsten des Gefolges sich niedersetzen, hörte ihr Anbringen von Seiten des Herzogs von Holstein, auf welches er durch den russischen Gesandten schon vorbereitet worden, günstig an, und ließ die überbrachten Geschenke sich wohlgefallen. Nachdem aber die Geschenke des Herzogs überreicht waren, brachte Brüggemann in seinem eignen Namen dem Schach noch besondere dar, eine große künstlich gearbeitete Lichtkrone mit dreißig Armen, schöne Pistolen, prächtige Uhren, und in einem Zettel geschrieben die bei Ardebil zurückgebliebenen metallenen Kanonen, welche den Namen und das Wappen des Herzogs trugen. So auffallend und unberechtigt dieser Schritt war, welcher ganz eigne Absichten in Brüggemann voraussetzen ließ, der offenbar für sich allein die besondere Gunst des Schachs in Anspruch nahm, so wenig sollte für ihn damit gewonnen sein. Schon gleich bei dem Gastmahl, zu welchem der Schach die Gesandten nach der Audienz zurückbehielt, machte Brüggemann sich gegen den Dolmetscher Pater Joseph, einen portugiesi-

schen Mönch, mit dem er portugiesisch, Kruse aber lateinisch redete, über die Perser lustig, welches, durch aufgestellte Horcher dem Schach hinterbracht, diesen nicht eben vortheilhaft stimmen konnte. Bei dem Gastmahl erschienen auch persische Tänzerinnen, welche jedoch nicht vom Hofe, sondern die vornehmsten Freudenmädchen der Stadt waren, zu deren Pflicht es gehörte, vor dem Schach zu tanzen; sie waren überaus geschickt, wurden aber doch von den indischen Tänzerinnen, welche später bei dem Feste der englischen Kaufleute ihre Künste sehn ließen, übertroffen. Nachdem die Gesandtschaft ihre erste Audienz gehabt, empfing sie die Besuche der in Ispahan lebenden europäischen Landsleute, Engländer, Portugiesen, Italiäner und Franzosen, nur die Holländer blieben weg, deren Benehmen sich entschieden feindlich zeigte; mit den andern allen pflog man, so lange der Aufenthalt dauerte, gute Freundschaft. Die spanischen Augustinermönche gaben in ihrem Kloster am Tage der Geburt Maria's den Holsteinern, und mit ihnen dem russischen Gesandten, dem armenischen Erzbischof und den englischen Kaufleuten ein Gastmahl, bei welchem die Glaubensverschiedenheit keine Störung machte, sondern trefflich bereitete Speisen, und nachher lustige Musik und heiteres Gespräch in guter Eintracht genossen wurden. Gleicherweise gaben die Armenier, deren Vorsteher von Brüggemann beschenkt worden war, hierauf die englischen, und zuletzt auch die französischen Kaufleute, den

Holsteinern herrliche Gastereien, welche späterhin von der Gesandtschaft durch ein glänzendes Fest erwiedert wurden, dem auch der russische Gesandte und einige italiänische Karmelitermönche beiwohnten; die Speisen waren nach deutscher Art bereitet, zwei Gänge, jeder von vierzig Gerichten, nebst vielen Schaueffen und köstlichem Konfekt; die Gesundheiten wurden unter Pauken- und Trompetenschall und Kanonendonner ausgebracht, so mußte auch bei dem Ringelrennen, welches nach der Tafel gehalten wurde, nach jedem Treffen ein Geschütz abgefeuert werden, wozu Brüggemann von jeher begierig jeden Anlaß ergriff.

Mittlerweile war in zwei geheimen Audienzen, welche die Gesandten am 24. August und 19. September bei dem Schach hatten, das diplomatische Geschäft gehörig verhandelt worden, und sowohl die politischen als die kaufmännischen Absichten, welche von holsteinischer Seite dargelegt wurden, schienen dem persischen Interesse sich wohl zu fügen; sie wurden günstig aufgenommen, und vielleicht nur um so mehr, als fürerst in allgemeinen Vorstellungen die Schwierigkeit einzelner bestimmten Ergebnisse verdeckt bleiben konnte. Der Schach behielt die Gesandten jedesmal zur Tafel, während welcher Musik aufgeführt wurde. Er wollte bei dieser Gelegenheit auch die holsteinischen Musikanten hören, daher wurden eine Baßgeige, Pandor und Diskantgeige geholt, deren Spiel ihn fast eine Stunde lang genugsam ergötzte, obgleich ihm die gewohnte per-

sische Musik den Vorzug behielt. Gleiche Neugier bezeigte er wegen der Speisen, welche die Gesandten, wie er vernommen, bei ihrem großen Festmahle hatten auftragen lassen, und es mußten die deutschen Köche verschiedene Torten und Pasteten nebst einigen schönen Schauessen bereiten, welche in den Harem gebracht, dort mit Verwunderung und Lust, sagt Olearius, beschaut, nicht wisse er, ob auch gegessen worden. In dieser Zeit wurde Brüggemann's Benehmen mit jedem Tage unleidlicher. Seine quälende Geschäftigkeit und beleidigende Grobheit verschonte niemanden; er wirthschaftete eigenmächtig mit Geld und Lebensmitteln, und ließ diejenigen, welche er nicht zu seinen Anhängern rechnete, Mangel und Verdruß aller Art empfinden. Dabei gab er sich ohne Scheu den rohesten Lüsten hin, und hielt von den Vorräthen, die zum Unterhalt des Gefolges bestimmt waren, schwelgerische Gelage mit armenischen Buhlerinnen. Sein Beispiel machten sich Andre zu nutz, und die ganze Gesandtschaft war alsbald lauter Verwirrung und Aergerniß. Unter solchen Umständen erhielt oder nahm Olearius den schwierigen Auftrag, dem Gesandten wegen dieses Unwesens Vorstellungen zu machen. Er traf aber den ungelegensten Augenblick, denn als er bei Brüggemann eintrat, wurde dieser in der beschämendsten Vertraulichkeit mit der Armenierin Tulla überrascht, die ihn besonders gefesselt hatte. Brüggemann's Wuth war gränzenlos. Olearius sah keinen Ausweg, als die Gesandtschaft zu ver-

lassen; er flüchtete zu den spanischen Augustinermönchen, die ihn bestens aufnahmen, und dreizehn Tage beherbergten; er hatte die Absicht, über Babylon und Aleppo, und dann weiter über das mittelländische Meer und Italien seinen Rückweg nach Hause zu nehmen, welchem Gedanken auch Andre nachhingen, und namentlich Flemming. Doch Brüggemann, der die Sache erfuhr, betheuerte, es solle ihm niemand entkommen, und wer es versuche, den werde er auf dem Wege niedermachen lassen. Nach mancherlei Erwägung und Vermittelung kehrte Olearius dann auch wieder zum Gefolge zurück, doch mit geringer Hoffnung, ein besseres Verhältniß daselbst auf die Dauer bestehn zu sehen.

Ein Schreckensereigniß brachte zu dieser Zeit in die Gemüther neue Angst und Verwirrung. Rudolf Stadler, ein kunstreicher Uhrmacher aus Zürich, stand seit fünf Jahren in des Schachs Diensten, und war in eifriger Unterhandlung um die Erlaubniß zur Heimkehr, die er mit der holsteinischen Gesandtschaft zu machen wünschte; der Schach aber bot ihm ansehnliches Geld, falls er noch zwei Jahre bleiben wollte. Ein Perser, der das Geld schon gezahlt glauben mochte, brach deßhalb in diebischer Absicht nachts bei Stadler ein, wurde aber von diesem ertappt, verwundet, und in der Verfolgung auf der Straße niedergeschossen. Sogleich erhoben die Verwandten des Getödteten heftige Klage vor dem geistlichen Oberrichter, und erlangten das Urtheil, daß der Schweizer, weil er als ein Un-

gläubiger einen Rechtgläubigen umgebracht, ihnen zum Tode auszuliefern sei. Stadler's Frau war die Schwester jener Tulla, mit welcher Brüggemann sich für verlobt ausgab, und dieser galt demnach gewissermaßen für jenes Schwager. Doch weder die vereinte Verwendung der Gesandten, noch Brüggemann's besonderes Andringen, konnten bei dem Schach ein milderes Urtheil erwirken; die einzige Gnade war, daß dem Unglücklichen, wenn er, auch nur zum Schein, den persischen Glauben annähme, das Leben sollte geschenkt werden; allein er wählte lieber den Tod, indem er sagte, um des Königs Gnade wollte er nicht Christi Gnade verscherzen. Hierauf wurde er zweimal hinausgeführt, um durch die Todesangst eine Aenderung seines Entschlusses zu bewirken, doch er blieb standhaft gegen das Drohen der Perser, wie bei dem Zureden der Augustinermönche, die ihn, zwar ohne dadurch sein irdisches Leben retten zu können, zum katholischen Glauben bekehren wollten; zum drittenmale, als es Ernst wurde, und er den bereitstehenden Persern zugerufen: „Hauet nur getrost in Christi Namen zu!“ gab er unter den Säbelhieben muthig sein Leben auf. Brüggemann hatte durch seinen Ungestüm und die aufreizenden Worte, die er nach Hofe sagen ließ, die Hinrichtung vielleicht nur beschleunigt. Jetzt hielt er voll Grimm und Aerger gleich am selbigen Tag ein Ringelrennen, für sich ganz allein, denn nur seine Aufwärter und der Konstabel waren noch zugegen, und ließ dabei, seinem Trotz und seiner

Lust gemäß, nach jedem Rennen das grobe Geschütz lösen, so daß über hundert Schüsse gethan wurden. Dieses unaufhörliche Knallen war den Seinigen und den Persern gleich verdrießlich. Stadler's Leiche durfte Brüggemann mit Vergünstigung des Schachs am Abend vom Richtplatze wegnehmen und darauf ehrenvoll bestatten lassen. Flemming aber widmete dem Andenken des Unglücklichen folgendes Sonett:

„Dein tapfrer Christenmuth, du werther Schweizer du,
Ist ewig lobenswerth; denn, da du konntest leben,
Hast du dich willig hin in deinen Tod gegeben.
Was deinen Leib bringt um, das ist ein kurzes Nu,

Die Seele flog darvon. Ihr kam kein Säbel zu.
Nun siehst du um dich her die Seraphinnen schweben,
Schaust auf dies große Nichts, um welches wir so streben,
Lachst deine Mörder aus, und jauchzest in der Ruh.

Hier ist dein Märtrer-Kranz, du Redlicher, du Treuer,
Den nimm mit in dein Grab. Wir wollen deinen Preiß
Durch die erlöste Welt bei Allen machen theuer.

Sein Vaterland soll sein der Erden weiter Kreis.
Wer so, wie du, verdirbt, der bleibet unverdorben;
Lebt, wenn er nicht mehr lebt, und stirbet ungestorben."

Der Schach hatte die Gesandten mit den Vornehmsten des Gefolges zu einer Jagd einladen lassen. Man ritt vor die Stadt, und ergötzte sich die ersten Tage im freien Felde mit Falkenjagd, hierauf aber wurden in einem Thiergarten Dammhirsche und wilde

Esel erlegt. Der Schach selbst bewies große Geschicklichkeit im Bogenschießen; das Wild und sein Pferd mußten in vollem Laufe sein, dann schoß er, und fehlte nie. Gegen die Gesandten bezeigte er sich freundlich und heiter, doch blieben sie durch das, was sie vor Augen hatten, genug erinnert, in welchen Extremen hier sich alles bewege. Das Gefolge des Schachs ritt ohne Rang und Ordnung durch einander; ein jüngerer Schütze, dem Schach zufällig nahe, schoß auf dessen Befehl einen Pfeil nach einem wilden Esel, ein älterer Schütze, jenem den Schuß mißgönnend, schoß eilig auf dasselbe Wild, fehlte aber, und wurde ausgelacht. Voll Grimm wartete er, bis der Schach ein wenig voraus war, und führte dann mit dem Säbel auf den Begünstigten einen Streich, der diesem den Daumen wegnahm. Der Verwundete eilte klagend zum Schach, der sogleich befahl, ihm des Thäters Kopf zu bringen, allein auf geschehene Fürbitte sich mit den Ohren desselben begnügte; sie wurden sogleich gebracht, aber noch nicht in gehöriger Vollständigkeit, der Abschneider hatte sich gefällig gezeigt, und fast die Hälfte sitzen lassen, ungesäumt ritt der Großmarschall selber zurück, schnitt mit seinem Messer den Rest glatt am Kopf hinweg, und nun war alles in Ordnung. Bei der Mittagstafel machte Brüggemann dem Schach wieder in eignem Namen ein besonderes Geschenk mit dem Bildnisse des Herzogs von Holstein in reichbesetztem Gehäuse, dazu noch anderes Kleinod und einen schönen Spiegel. Der Schach nahm

gegen Abend einige Auserwählte seines Gefolges und die Gesandten nebst vier der Ihrigen zur Entenjagd in eine besondere Hütte, die sich nächst dem Wasser befand, vergaß aber der Jagd bei Wein und Scherz. Mandelsloh, der dem Schach durch sein rüstiges, jugendliches Wesen gefiel, durfte ihm eine Schale Wein einschenken und darreichen, küßte ihm, nachdem derselbe getrunken, nach Landessitte das Knie, und empfing dafür aus des Schachs eigner Hand einen Apfel, welches Zeichen besonderer Gnade ihm darauf bei den Hofleuten ein ungemeines Ansehn verschaffte. Ein neuer Auftritt rief die Gedanken schnell wieder in entgegengesetzte Richtung. Der Hofmeister des Schach, einer seiner Günstlinge, hatte schon einige Stunden wacker eingeschenkt und mitgetrunken, und setzte sich endlich wohlberauscht an der Thür nieder, hier aber machte er solchen Lärm, daß der Schach befahl, zwei Leute sollten ihn hinaus und zu Pferd bringen; hinausgeschleppt wurde er, wollte aber durchaus nicht zu Pferd, und schalt und fluchte auf seine Führer; der Schach selbst ging hin, nahm ihn am Arm, und führte ihn zum Pferd, allein jener widersetzte sich mit harten Worten auch dem Schach, der endlich, des Zuredens müde, voll Grimm den Säbel zog und zum Hieb ausholte, da schrie jener erbärmlich, und glaubte, wie auch die Andern, sein Kopf sei verloren, doch da ihm der Schach absichtlich Zeit gab, raffte er sich noch schnell auf's Pferd, und sprengte fort. Der Schach kam lachend in

die Hütte zurück, und begab sich bald zur Ruhe. Erst mit dem fünften Tage wurde die ganze Lustbarkeit durch eine Taubenjagd, bei der man auf einem Thurme die herausfliegenden Tauben mit Stöcken todtschlug, und durch ein Mahl in einem prächtigen Garten glücklich zu Ende gebracht. Einiges Geflügel, welches der Schach den Gesandten als Jagdgeschenk nachschickte, nahm Brüggemann vorweg für sich und seine armenischen Freundinnen. Nach wenigen Tagen war abermals eine Jagd, aber ohne die Gesandten, denn der Schach nahm seine Frauen mit, die selbst in ihrer Verhüllung nicht gesehn werden durften, weßhalb auch die Straßen von Ispahan, durch welche der Zug kam, sorgfältig von jedermann gemieden wurden. Der Schach hatte sich bei dieser Jagd mit seinen Khanen vertraulich zum Trinken gesetzt, und in der Fröhlichkeit des Weins den Säbel gezogen und um den Kopf geschwungen, wozu die Khane vor ihm sangen und tanzten, welches ihm so wohlgefiel, daß er reichliche Geschenke unter sie vertheilte. Ein bald nachher sich ereignender Vorgang zeigte neuerdings, wie bedenklich und eigen hier Lust und Schrecken sich berührten. Der Schach saß abermals fröhlich beim Trinken mit wenigen Gesellen, und ließ eine große Schale mit Wein füllen und sie dem Reichskanzler vorsetzen, daß der sie auf seine Gesundheit leeren sollte. Doch dieser entschuldigte sich, er liebe den Wein nicht, und vermöchte so viel nicht zu trinken, wenn es auch sein Blut kosten sollte. Der

Schach bestand auf seinem Willen, legte seinen Säbel neben die Schale, und drohte fernere Weigerung blutig zu bestrafen, worauf der Kanzler sich zum Trinken entschloß, auch wirklich anfing, und nur um Frist bat, die Züge zu wiederholen; indem aber der Schach das Gesicht abwandte, mit einem Andern zu reden, schlich jener davon und versteckte sich. Dies nahm der Schach übel, doch weil man ihm sagte, der Entwichene sei nicht zu finden, so ließ er es gut sein, und befahl einem Verschnittenen, die Schale auszutrinken, als aber dieser auch sich entschuldigte, war die Geduld erschöpft, er hieb sitzend nach ihm, traf ihn in's Bein, und darauf den Kammerdiener, welcher zu hindern suchte, daß jener nicht völlig zusammengehauen würde, in die Hand. Beide kamen so noch gut davon. Nun stand aber noch immer die volle Schale da, und der Schach, voll Verdruß, daß niemand ihm den Willen thue, rief einen seiner Pagen, einen schönen Knaben, herbei, und fragte ihn, ob er sich wohl der Sache getraue? Der Knabe antwortete, er wisse nicht, was er vermöge, wolle aber sein Bestes thun, kniete darauf nieder, und that wiederholte Züge. Der Schach erlaubte, daß er sich durch einen andern Knaben helfen ließe, und redete ihm freundlich zu; hiedurch und durch den Wein beherzt gemacht, stand der Knabe plötzlich auf, fiel dem Schach um den Hals, küßte ihn, und rief: „Gott lass' unsern König nach meinem Wunsche viel Jahre leben!“ Der Schach war darüber so erfreut, daß er beide Knaben mit kost-

8*

baren Säbeln aus seinem Schatz beschenkte. Den folgenden Tag dagegen war er ganz niedergeschlagen, und ritt schwermüthig im Garten umher, dem Willen seines Pferdes hingegeben. Die Geschenke machten ihm Kummer, er hatte sich damit übereilt, und wünschte sie wiederzuhaben, ohne es doch sagen zu wollen. Seine Hofleute, als sie merkten, was ihn betrübte, stellten ihn zufrieden, indem sie für eine Summe Geldes die ersehnten Stücke wieder einlösten.

Die holsteinische Gesandtschaft war bereits über ein Vierteljahr in Ispahan, und wiewohl die Vergnügungen und Merkwürdigkeiten des Aufenthalts sich nicht erschöpften, so wurde es doch allmählich Zeit, auch wieder an die Heimkehr zu denken. Der Reichskanzler, derselbe, welcher dem Schach vor kurzem so gut entschlüpft war, gab den Gesandten am 19. November ein prächtiges Fest, bei welchem die persischen Tänzerinnen, die bei dem Schach getanzt, wiederum ihre Kunst und auch jede sonstige Gefälligkeit darboten, wie dies in Persien bei jedem Feste der Gebrauch war. Nach wenigen Tagen war ein zweites, doch minder glänzendes Gastmahl bei dem Reichskanzler, bei welcher Gelegenheit auch das diplomatische Geschäft in einer geheimen Unterredung völlig abgeschlossen wurde. Am 2. Dezember brachte der Mehemendar, welcher die ganze Zeit hindurch bei der Gesandtschaft angestellt geblieben, die Geschenke des Schachs für die Gesandten, nämlich jedem ein Pferd, doch war das für Brüggemann be-

stimmte nicht gesund, ferner ein persisches Prachtkleid, alsdann seidene und andre Zeuge, endlich Beiden zur Reisezehrung eine Geldsumme von 200 Tumain oder 3333 Thaler, welche Brüggemann allein zu sich nahm, und damit nach Gutdünken schaltete, theils für die Bedürfnisse des Gefolges, theils zu Geschenken für die befreundeten Armenier. Auch die Offiziere des Gefolges erhielten Geschenke an Kleidung und Zeugen, die Geringeren aber nichts. Am folgenden Tage gab der Schach der Gesandtschaft die feierliche Abschiedsaudienz, bei welcher die Holsteiner in der empfangenen persischen Kleidung erschienen, die sie jedoch nur lässig über die Schulter gehangen trugen. Der Schach empfing nach gehaltener Tafel die Rückbeglaubigung der Gesandten, ließ dem Herzoge von Holstein seinen freundlichen Gruß entbieten, und versprach, denselben durch einen eignen Gesandten zu beschicken. In den nächsten Tagen wurden auch zwischen den Gesandten und den vornehmsten Reichs- und Hofbeamten die üblichen Geschenke getauscht. Endlich am 10. Dezember kam der Mehemendar und meldete von Seiten des Schachs, derselbe werde nach Verlauf von acht Tagen eine Reise nach Kaschan machen, und wolle die Gesandten, wenn es diesen beliebte, bis dahin mitnehmen. Man schickte sich demnach zur Reise an. Doch in diesen acht Tagen fand noch mancher Vorgang Raum. Die Gesandten gaben am 12. ein glänzendes Abschiedsfest, bei welchem, außer den früheren Gästen, auch noch ein spani-

scher Agent des Vicekönigs von Goa und ein reicher Jude, dessen Handel von Indien nach Konstantinopel ging, zugegen waren. Zu jedem Trinkspruch, wie zu jedem Treffen beim Ringelrennen, ließ Brüggemann mit dem Lärm der Pauken und Trompeten zugleich den Donner der Kanonen schallen; dies wiederholte sich so oft, und das Getöse wurde so gewaltig, daß der Königliche Dolmetscher Pater Joseph fürchtete, der Schach, welcher auf dem Schlosse jeden Schuß hören konnte, würde ergrimmen, und durch irgend ein Schreckniß das Spiel grausam enden; er bat um Christi willen, den Zorn des Wütherichs nicht auf's äußerste zu reizen, und wenigstens seiner, des Dolmetschen, zu schonen, auf welchen der Zorn mitfallen würde. Doch Brüggemann war nicht in der Laune nachzugeben, sondern ließ in seiner Tollheit weiter kanoniren, ohne sich zu kümmern, was daraus entstehn könne. Sein starrköpfiges Wesen stieg bis zur Raserei bei einem andern Vorfalle, der sich gleichfalls in diesen Tagen ereignete. Der Hofjunker Lyon Bernulli hatte, als geborner Brabanter, der Versuchung nicht widerstehn können, seinen niederländischen Landsmann, den holländischen Agenten zu besuchen, und sogar ein Geschenk von ihm angenommen; weil er dies ohne Erlaubniß der Gesandten gethan, so ließ ihn Brüggemann in Eisen setzen, mit der Bestimmung, daß diese Strafe so lange dauern solle, wie der Aufenthalt in Ispahan. Jener, so vieler Mißhandlungen müde und des ganzen Verhältnisses, brach aus der

Gefangenschaft, und floh in die Allacapi oder Freistätte des Königlichen Hofes, einen Ort, welchen sogar der Schach nicht zu verletzen wagte. Wirklich lebte damals ein Sultan, der wegen entschiedener Ungnade des Schachs für seinen Kopf zu fürchten hatte, dort unter Zelten schon geraume Zeit unangefochten. Das Gesuch der holsteinischen Gesandten um Auslieferung des Entsprungenen fand also keinen Eingang, das Vorgeben, er habe gestohlen, zeigte sich zugleich unnütz und falsch, denn auch in solchem Falle wurde zwar das Entwendete, nicht aber der Dieb jenem Schutz entrissen. Hier wußte nun Brüggemann seinen Ausbrüchen keine Gränzen, er sagte laut, er wolle den Flüchtling wiederhaben, und müßte er ihn auch im Schoße des Königs todtschießen. Wirklich traf er die verwegensten Anstalten. Nachdem er einen Armenier angestiftet, Bernulli'n unter Vorspiegelung besserer Sicherheit zum Wechsel seines Aufenthalts arglistig zu verlocken, sandte er am späten Abend zwanzig Mann zu Pferd und zu Fuß mit Feuerröhren und brennenden Lunten gegen die Pforte des Königlichen Hofes mit dem Befehl ab, den Geflüchteten lebendig oder todt zu bringen. Kruse widersetzte sich diesem Wahnsinn vergebens, der die Niedermetzelung der ganzen Gesandtschaft zur Folge haben konnte. Allein Brüggemann sah und hörte nicht, und die Mannschaft war ihm zu Willen. Die Truppen rückten trotzig vor, und ließen sich von der persischen Wache nicht zurückweisen, es schien auf einen gewalt-

samen Angriff gegen das Königliche Schloß abgesehn, ein unerhörtes Unternehmen abseiten eines Haufens unter dem Schutze des Völkerrechts zugelassener Fremden, welche den mächtigsten König inmitten seiner Hauptstadt, seines Schlosses, seines Volks und seines Heeres, mit den Waffen bedrohten! Den Schach selbst hatte der zunehmende Tumult aus dem Schlaf erweckt, es stand alles in der furchtbarsten Krisis; doch ein glücklicher Stern leuchtete, der orientalische Despot, der jähzornige Wütherich, war diesmal der Gemäßigte und Klügere, er befahl, um Unglück zu verhüten, die Pforte des Hofes abzuschließen, da denn die Perser innerhalb und die Holsteiner draußen durch hohe Mauern genugsam geschieden waren, doch mit dem schweren Uebelstand, daß der Weg zur Freistätte, deren Zuflucht jedem Schutzbedürftigen allzeit offen sein mußte, für diese Nacht versperrt war. Am andern Morgen klagte der Schach höchst unwillig seinen Räthen, er könne vor den Deutschen nicht mehr sicher schlafen, sie oder er müßten aus der Stadt, dem Gesandten Brüggemann aber würde er, wenn nicht der Herzog von Holstein schonende Beachtung verdiente, den Kopf abreißen lassen. Dieser Unhold aber wurde durch den guten Ausgang seiner Tollheiten nur dreister, und suchte sogar die Armenier zur Widersetzlichkeit gegen die Befehle des Schachs aufzuwiegeln, dem dergleichen Umtriebe durch die Vorsicht des Reichskanzlers noch glücklich entzogen wurden.

Vor der Abreise von Ispahan, ereigneten sich noch andre Vorfälle, welche unter den Reisenden große Bewegung machten. Mandelsloh eröffnete den Gesandten, er werde nicht mit zurückkehren, sondern noch weiter im Orient umherreisen, entweder nach Babylon und Jerusalem, oder auch nach Indien, wie es die Umstände darböten. Die Gesandten widersprachen diesem Vorhaben, insonderheit wollte Brüggemann davon nichts hören, allein Mandelsloh legte eine schriftliche Erlaubniß des Herzogs von Holstein und dessen an fremde Machthaber gerichtete Empfehlungsbriefe vor, die er bisher geheim gehalten hatte. Sein Loos erregte den Neid vieler Andern; mit dem Plan einer andern Heimreise war auch Flemming, wie schon erwähnt worden, eifrig beschäftigt, allein die Sache war nicht auszuführen. Er sagt davon in seinem späteren Reisegedicht an Grahmann:

„Ich war gesonnen zwar den Tiger zu beschauen,
Und was Seleukus hier, dort Ktesiphon, erbauen,
Bagdad, ich meine dich; zu sehn den schönen Phrat,
Was er vor Alters weiß von jener großen Stadt.
Mir lag Arabien und Syrien im Sinne:
Haleppo nahm mich ein, ich war wie schon darinne:
Mich däucht', ich liefe schon von Skanderien aus:
Die See um Cypern her und Kandien ward kraus;
Der Wind, der trug mich wohl vor Gräcien vorüber,
Bald war ich um den Po, bald an der heil'gen Tiber,
Bald, strenger Nah', um dich. Mir war das mindste drum,

Daß ich sollt' hinter mich, und so mich kehren um.
Mein Anschlag aber fiel, wie weislich ich ihn faßte,
Wie fleißig ich auf ihn zu Nacht und Tage paßte,
So mußt' ich Andre sehn glückseliger als mich,
Des Andern Schluß ging vor, der meine hinter sich."

Nicht Alle fügten sich den herrschenden Umständen, wie Flemming. Als vernommen wurde, daß der Rückweg durch Persien nicht auf dem vorigen Wege, sondern durch die Provinz Kilan gehn sollte, welche von rohem und gewaltthätigen Volke bewohnt sei, schien bei Brüggemann's Gemüthsart die Reise nur zum Untergang und Verderben ausschlagen zu können, und noch fünf Personen, der Schiffer Cordes mit einem Schiffsjungen, der Hochbootsmann, ein Wundarzt und ein Trabante, wollten lieber ihr Heil für sich versuchen, machten sich heimlich auf, und flüchteten zu Bernulli in die Freistätte, um nur fürerst, bis die Gesandten abgezogen, in Sicherheit zu sein. Brüggemann's Aerger mußte sich in leeren Drohungen verzehren. Inzwischen kam, nach mancherlei Geschäften und Gastereien, und nach manchem betrübten Abschied von den gehabten Freundinnen, die man durch Hoffnung baldiger Wiederkehr täuschte, der Tag des Aufbruchs heran, und Olearius, Grahmann und Flemming besuchten noch in der Frühe die Freistätte, um von Bernulli Abschied zu nehmen, und ihn und die Andern zu vermahnen, daß sie nur ja standhaft bei ihrem Christenthum bleiben, und sich nicht durch weltlichen Vortheil zum muhame-

danischen Glauben verlocken lassen, sondern dahin sehen sollten, wie sie bald nach Europa zurückkehrten, welches sie denn auch bestens zusagten. Abends am 21. Dezember brach die Gesandtschaft von Ispahan auf, begleitet von ihrem Mehemendar und von den englischen Kaufleuten, die eine Strecke weit mitritten. Den folgenden Tag, in einem Dorfe drei Meilen von der Stadt, empfing man noch die Besuche der Augustinermönche und anderer Freundgesinnten, auch Mandelsloh's, der die Nachricht brachte, daß der persische Gesandte, welchen der Schach nach Holstein bestimmt habe, binnen wenigen Tagen nachfolgen würde. Der russische Gesandte Alexei Sawinowitsch fand sich ebenfalls hier ein, um sich zur Heimreise den Holsteinern anzuschließen.

Von dem, was Flemming in Persien gedichtet, sind uns meist nur noch die Titel übrig. Wir haben unter andern den Verlust eines Sonetts auf das Ableben Kaiser Ferdinands des Zweiten zu bedauern; denn es wäre anziehend, die Theilnahme des Dichters, welche so kräftig dem Könige Gustav Adolph zugestimmt, mit der nun auch für dessen Gegner angeregten zu vergleichen. Der Widerspruch, der hierin erscheinen möchte, darf nicht der Gesinnung zugerechnet werden, er liegt in den Begebenheiten, und es wäre ein Mangel an innerer Wahrheit und Freiheit, die man doch überall zuerst verlangen darf, wenn ein Dichter den bedingten, an vergängliche Gestaltungen geknüpften Antheil, dem Wandel jener Gestaltungen zum Trotz, als einen un-

bedingten festhielte. Der Deutsche jener Zeiten des dreißigjährigen Krieges war besonders in dem Falle, der auch unseren Tagen nicht fremd geblieben, daß die Geschicke des Vaterlandes ihm in unsichrer Mischung dargeboten, und jede Wahl nicht nur von Umständen, sondern auch von Voraussetzungen abhängig war. Der Dichter, auch wenn er Parthei nimmt, steht über den Erscheinungen, und sieht hüben und drüben in dem Wirklichen stets ein höheres Mögliche. Wie hätte Flemming in der Stellung und dem Streben des Kaisers das nicht erblicken sollen, was auch auf dieser Seite in höheren Bezügen zu fassen war? Wir rechnen ihm zum Lobe, was ihm in diesem Betracht aus geringerem Standpunkte zum Vorwurf gemacht werden möchte. Für die verlorenen Beschreibungen der Herrlichkeiten von Ispahan geben uns nur einige Zeilen Ersatz, welche in dem Reisegedicht an Graßmann das Andenken jener Lebenstage kürzlich festhalten:

„Erinnre, Bruder, dich, wie manche süße Stunden
Uns um den Sanderut mit Freuden sind verschwunden,
Wenn jener um Schiras so in den Jaspis sprang,
Und uns zugleich in Mund und Stirn' und Seele drang."

Warum aber die Freuden des köstlichen Weines von Schiras hier so ganz besonders erwünscht und beglükkend waren, das ergiebt sich alsbald im unmittelbar Folgenden:

„Entsinn dich gleichfalls auch der Ursach unsrer Freuden,

Die meistens traurig war. Gedachten wir an Leiden,
So dachten wahrlich wir an dich auch, rother Wein,
Als der du einzig uns nicht lässest mühsam sein.
Wenn Sorgen stehen auf, und die und die Gedanken
Sich über dem und dem bald so bald anders zanken,
So ist Eleusins der beste Schiedemann,
Wenn sonst nichts auf der Welt die Geister stillen kann.
So hat uns auch das Haus der Herren Augustiner,
Der Karmeliten Trost, die Gunst der Kapuziner,
Der Englischen Gespräch und der Franzosen Scherz, —
Batavien war feind, — befriedet oft das Herz;
Alexis gleichfalls auch, den wenig seiner Reußen,
Trüg' er ein deutsches Kleid, für Landsmann sollten heißen,
Wie vielmal hat er uns die lange Zeit verkürzt,
Und froh und frei mit uns die Schalen umgestürzt!"

Immer nur als Tröstung erscheinen Freude und Lustbarkeit:

„Bald stillten unsern Sinn die Königliche Jagden,
Bald der Armener Wein, die oftmals uns betagten;
Des großen Kanzlers Mahl; der Gärten theurer Preiß,
Der Bäume Trefflichkeit, der Wasserkünste Fleiß;
Des Königs Schimpf und Ernst; die Weise zu regieren,
Des Adels hoher Stand, das Muster im Turnieren;
So vieler Völker Schaar; so mancher Waaren Wahl,
Und so viel anders mehr in ungezählter Zahl!"

Wobei anzumerken, daß der Ausdruck Betagen soviel als bewirthen heißt, und unter Adel hier nur die Hochgestellten überhaupt gemeint sind.

Im September schon war es in Ispahan ziemlich kalt geworden, dagegen genoß man jetzt, im Dezember, wieder lieblichen warmen Wetters. Dies war um so erwünschter, als in der Gegend, durch welche man zunächst kam, kein Holz zur Feurung zu finden war. Die Reise konnte noch Annehmlichkeiten genug darbieten, allein derselbe Plagegeist, der schon bisher alles gestört und verbittert, ließ in seinem Wirken nicht nach; ja sein toller Ungestüm, sonst mehr vom Ungefähr und durch Laune bestimmt, begann immer stärker sich in absichtliche Bosheit zu verkehren, und auf strafbare Zwecke zu gehn. Im Bewußtsein, was alles und wie arg er es getrieben, mußte Brüggemann sich durch die nicht abzuweisende Vorstellung des gewissen Ziels, welchem die jetzige Reiserichtung entschieden zuführte, nicht sehr erbaut finden; er konnte sich nicht verhehlen, daß er einer Rechenschaft entgegenging, die ihm desto schwerer fallen mußte, als er zu derselben in seinen Reisegefährten eben so viele Ankläger und Zeugen wider ihn Tag für Tag mitziehen sah. In dieser Verlegenheit ergab er sich dem Troste der Unverbesserlichen, die kurze Frist in alter Weise nur noch ungezügelter zu benutzen, und in der Steigerung der Uebel vielleicht noch die Hülfe zu finden, welche vom bloßen Innehalten erst in ferner Zukunft, aber für das nahe Vergangene allerdings nicht zu erwarten ist. Sein argwöhnischer Haß blieb am beharrlichsten gegen Olearius und dessen Freunde gewandt, deren zusammenstimmende Gesinnung ihm fast ein Kom-

plot dünken mochte. Am 24. Dezember fiel Olearius Namenstag ein, und Kruse sowohl als andere Freunde nahmen von daher Anlaß, ihn reichlich zu beschenken. Dies war für Brüggemann sogleich ein Zeichen erklärter Feindschaft, und er ließ seine Unzufriedenheit an Allen aus. Den Mehemendar behandelte er in diesen Tagen so ungebührlich und grob, daß dieser durchaus nicht weiter mitgehn, sondern seine Klage vor den Schach bringen wollte, der ganz in der Nähe war, und dessen Reisezelten man am Wege aufgestellt gesehn hatte. In der Stadt Kaschan, wo man am 27. Dezember anlangte, brachte man wegen dieses Vorgangs vier Tage zu, bis endlich Kruse'n gelang, den Mehemendar wieder zu begütigen. Das neue Jahr 1638 wurde unter solchen Mißhelligkeiten, wiewohl feierlich mit Gottesdienst und Geschützfeuer, nicht sehr günstig angetreten. Am 3. Januar gelangte man nach Kom, von wo man am 5. wieder aufbrach. Den folgenden Tag hatte Brüggemann das Unglück, auf ebnem Felde, ohne sichtbaren Anlaß, mit dem Pferde zu stürzen, und dabei den rechten Arm auszufallen; von der Erschütterung war ihm der Sinn eine Zeitlang wie verwirrt; er saß zwar wieder auf, hielt aber den ganzen Tag die Augen niedergeschlagen, und fragte in seiner plattdeutschen Sprachweise unaufhörlich: „Bin ick gestört? Is de Arm ut dem Lede? Wat was't vor een Peert?“ und wiewohl ihm stets geantwortet wurde, wiederholte er dieselben Fragen doch mehrere hundertmal. In Saba,

wo man abends eintraf, wurde den andern Tag, bis Brüggemann sich erholt hatte, gerastet. Nach einigen Störungen mit den Bootsleuten, welche gleich der übrigen gemeinen Mannschaft durch Brüggemann sehr verwildert waren, ging die Reise wieder vorwärts. Das Land erhob sich nach den Gebirgen von Kilan hin, und zeigte überall Frost und Schnee. Man begegnete einem polnischen Gesandten, namens Theophilus von Schönberg, der mit einem Gefolge von zweihundert Personen ausgereist, aber von den Russen in Smolensk über sechs Monate aufgehalten, und zuletzt genöthigt worden war, den größten Theil seiner Leute zurückzuschicken, so daß er jetzt nur fünfundzwanzig Personen bei sich hatte; dieser gab die gute Nachricht, daß in Astrachan großer Vorrath von Lebensmitteln für die Holsteiner angelangt, und sie selber dort sehnlichst erwartet wären. Zu dem Ungemach des Weges und des kalten Wetters gesellte sich noch thöricht bereitetes; in einem Dorfe, wo Brüggemann auf der Hinreise dem Kaucha oder Vogt das vorgehaltene Waschwasser, weil es nicht hell genug, in's Gesicht gegossen und die Schale an den Kopf geworfen hatte, verweigerte man die Aufnahme schlechterdings, deßgleichen in einigen folgenden Dörfern. Mit großer Beschwerde gelangte man am 11. Januar nach Kaswin, wo durch den Wechsel der Kamehle, Pferde und Esel ein Aufenthalt von neun Tagen verursacht wurde.

Die Reise wurde am 20. Januar fortgesetzt; man

ließ Sultanie und Ardebil zur Linken liegen, und nahm den Weg, anfangs über bebaute Hügel, dann aber durch rauhes Gebirg und zerrissene Felsen, nach der Provinz Kilan. Die Pforten Hyrkaniens, noch wie zu Alexanders des Großen Zeit Pylä genannt, gaben den abschreckendsten Anblick; eine steinerne Brücke, unter ihren hohen Bogen zugleich als Karavanserai eingerichtet, führte über den Strom Isperat, dann zog sich der Weg schmal und gefahrvoll am Felsenhange hinauf, zur Seite senkrecht die schrecklichste Tiefe, in deren Grunde der Strom seine rauschenden Fluthen wälzte. Mit größter Besorgniß und Beschwerde stieg man den Berg hinan; doch kaum war die Höhe überwunden, so stellte sich unerwartet ein gänzlicher Wechsel dar. Aus dem Winter stieg man in den Sommer, aus der öden Wildniß in die lachendste Gegend hinab. Ein reiches grünes Thal, vom Isperat oder Kisilhosein, das ist Goldfluß, durchströmt, gegen Südosten in offne Ebene ausgehend, anmuthig belebt durch die zwischen Gärten und Felder zerstreuten Häuser des lieblichen Fleckens Rubar, mit schönen Wäldern und allen herrlichsten Früchten üppigst ausgestattet, dünkte den Augen ein irdisches Paradies. Die Einwohner waren freundlich, die Weiber schön, und sichtbarer, als im übrigen Persien, sie gingen geschmückt zur Arbeit aus. Man hätte hier gern länger verweilt, blieb aber nur bis zum folgenden Morgen. Flemming, von der Lieblichkeit und Fülle dieser Gegend begeistert, dichtete auf den Flecken Rubar zwei Sonette,

von welchen wir das zweite, in ein Stammbuch geschriebene, hiehersetzen:

„Du aller Trefflichkeit des ganzen Perserlandes
In dieser Engen Raum zusammenbrachte Zier,
Groß, seltsam, herrlich, reich: ich neige mich vor dir!
Nimm diesen tiefen Gruß zum Zeichen eines Pfandes

Für deine Gottheit an, die eine gleiches Standes
Hier nicht hat und nicht weiß; sei nur so günstig mir,
Daß ich mich setzen mag an diesem Wasser hier,
Das Gold heißt, und Gold führt im Schutze seines Strandes.

Indem ich Persien nun sage gute Nacht,
Und auf mein Vaterland so schleunig bin bedacht,
So muß ich gleichwohl dir die kleine Zeit vergönnen,

Und froh sein über dir; sobald der Tag erwacht,
So bleibest du zwar hier, ich mache mich von hinnen, —
Doch werd' ich deiner Gunst mich ewiglich entsinnen!"

Die ganze Provinz Kilan gewährte fast gleiche Herrlichkeit; Oelbäume, Weinpflanzungen, Granat- und Feigenbäume wechselten mit Citronen- und Pomeranzenwäldern, weite Strecken hinab war das Erdreich von Gras und Blumen, besonders von Violen, ganz grün und blau überschimmert, und die Luft von Balsamdüften erfüllt. Zahlreiche Bäche strömten von den Bergen den Niederungen zu, deren zu tief liegende morastige Gründe auf einem von Schach Abbas dem Großen durch ganz Kilan geführten Damme gleichwohl bequem zu durchziehen waren. Man erkannte jetzt, daß

die Perser wenigstens nicht in übler Meinung die Heimreise durch dieses Land bestimmt hatten. In Rescht, der Hauptstadt von Kilan, gleich Rubar in Gärten und Gebüschen ausgebreitet und versteckt, und vorzüglich durch reichen Seidenbau berühmt, verweilte man fünf Tage, brach dann am 30. Januar wieder auf, und gelangte am 1. Februar zum Strande des kaspischen Meeres. In Tagereisen von vier bis sieben Meilen zog man längs des Ufers fort, meist dicht am Wasser reitend, zuweilen auch ganze Strecken durchhin, von Regen- und sogar Schneewetter heimgesucht, aber von den Khanen und Daruga's überall bestens aufgenommen und bewirthet. Weil man nicht ohne Besorgniß vor einem räuberischen Einfall der Kosacken war, die vor zwei Jahren selbst die Stadt Rescht ausgeplündert hatten, so mußte man auf seiner Hut sein, und die Waffen stets bereit halten. Nach dreitägiger Rast in Lenkeran, wo die noch zurückgebliebenen Kamehle und frische Pferde erwartet wurden, ging die Reise am 11. Februar mühsam wieder fort, und am 12. aus Kilan zum Eingang der mokanischen Haide nach dem Dorfe Elliesdu.

Noch in Kilan selbst waren die anfänglichen heiteren Eindrücke durch Beschwerden und Verdruß alsbald wieder so sehr verdüstert worden, daß Flemming ein Brautlied auf den Namenstag der Geliebten Arpenbeck's an diesen mit den schwermüthigsten Betrachtungen einleitet. Er schildert verheißend dem vertrauten Bruder

die bevorstehende Heimkunft, die glückliche Verbindung mit der Geliebten, und die frohe Rückerinnerung an alles Ausgestandene; aber für sich selbst will ihm wenig Zuversicht einleuchten:

„Ich zweifle sehr daran, daß ich dann werde leben,
Und dir auch meinen Wunsch mit andern Freunden geben,
Weil dieser schwere Zug mich täglich mürber macht,
Und meinen stärksten Theil schon längst hat umgebracht.
Thut uns die Reise nach, und sagt's uns dann, ihr Brüder,
Wie stark ihr zoget aus, wie schwach ihr kommet wieder!
Wer reich und stark und alt zu werden ihm erkiest,
Der lasse Reisen sein, und bleibe, wo er ist."

Auch der Zustand des Vaterlandes, das nach fünf Jahren, statt des ersehnten Friedens, noch immer die Kriegsflammen in sich nährt, betrübt ihn tief. Die Aussicht für ihn selbst ist nichts weniger als tröstlich:

„Die Angst hat mir verlängst mein Erbtheil aufgerieben,
Die Mutter umgebracht, nun muß ich mich betrüben,
In was vor Stande wohl der alte Vater sei,
Den dieser mein Verlust mehr als sonst alles reu';
Ich war sein einziger, an den er alles wandte,
Bis daß Apollo mich für seinen Freund erkannte,
Und nach zwei Kränzen mir den dritten flochte schon;
Nun aber ist mit mir ihm aller Trost davon!
So muß ich über das auch dieses mich befahren,
Daß, die bei jener Zeit die besten Freunde waren,
Mich, weil ich nun so lang' und weit von ihnen bin,
Längst der Vergessenheit geopfert haben hin!"

Aber dennoch will er, auf sich und seine Freunde bedacht, durch seine Dichtung über den Tod hinaus frisch und munter wirken, und seinen um die Schatten irrenden Geist wird es noch im Dunkel freuen, wenn künftig am Hochzeittische des Freundes das angefügte Lied erschallen wird! Der Stoff des Unmuths und der Klage war indeß noch lange nicht erschöpft. In dem zuletzt genannten Orte Elliesdu ereignete sich ein Auftritt, der alles menschliche Gefühl empörte. Ein Reitknecht Brüggemann's, in seines Herrn und Meisters Art verfahrend, wollte die Handpferde willkürlich und gewaltsam in ein Haus unterbringen, dessen Eigenthümer, ein Kriegsmann, den Unberechtigten abwies, und das vorderste Pferd mit einem leichten Schlag an den Kopf zurücktrieb. Brüggemann mischte sich heftig in den Streit, und unterstützte die Gewaltthätigkeit seines Dieners, empfing aber dabei einen harten Schlag auf den Arm, der sogleich stark aufschwoll. Die andern Diener fielen darauf den Perser vereint an, und schlugen ihn halbtodt. Brüggemann aber forderte noch besondere Genugthuung von dem Mehemendar. Die Erklärung des geschlagenen Persers, er habe bei dem Benehmen Brüggemann's in ihm unmöglich den Gesandten selbst vermuthen können, mochte diesen noch mehr aufbringen, und als der Mehemendar sagte, er wisse hiebei nichts zu thun, Brüggemann möge selber zusehen, jene Kriegsleute seien freie Männer, und überdies der Unglückliche schon so übel zugerichtet, daß er schwerlich davon kommen werde, so

übernahm der Wütherich seine weitere Rache selbst. Er ließ das Haus des Persers völlig ausplündern, darauf am folgenden Morgen durch Trommelschlag alle Mannschaft zusammenrufen und zu Pferde ausrücken, ohne daß selbst Kruse wußte, was er vorhabe; in dieser Verfassung forderte er von dem Mehemendar den Mann ausgeliefert, der gestern den Schlag gethan, er werde nicht von der Stelle weichen, bis er ihn habe. Alle Vorstellungen des Mehemendars, der Mann liege an seinen Wunden schwer darnieder, alles demüthige Flehen andrer Perser, die ihre Häupter wiederholt gegen die Erde schlugen, konnten den Unversöhnlichen nicht erweichen; der drohenden Gewalt mußte endlich willfahrt werden, der Mann wurde auf einer Bettdecke herbeigebracht, gab aber kaum noch ein Lebenszeichen. Brüggemann befahl hierauf einem Armenier, der als türkischer Dolmetscher diente, mit einem starken Prügel auf den Liegenden loszuschlagen; nach dem ersten Streich, auf Arm und Seite im gesuchten Anschein genauer Wiedervergeltung unbarmherzig geführt, zuckte der Unglückliche noch, auf den zweiten, welchen Brüggemann sogleich befahl, aber schon nicht mehr, und lag im Verscheiden: „Das ist recht, sagte Brüggemann, nun hat er seinen Theil.“ An den Mehemendar und die andern Perser aber, richtete er noch die unsinnig prahlerische Drohung: „Wird Schach Sefi diesen meinen hier erli enen Schimpf nicht ferner rächen, so will ich bald stärker wiederkommen, und mich selbst rächen.“ Dieser

schreckliche Vorgang, welchen man später in Brüggemann's eignem Tagebuche mit denselben Umständen erzählt gefunden, verursachte unter den Persern die heftigste Gährung, welche der ganzen Gesandtschaft ein blutiges Ende bringen konnte, dem sie vielleicht nur durch die Anwesenheit des Mehemendars und durch unverweilten Aufbruch entging. Abends brachte der Mehemendar die Nachricht, daß der geschlagene Perser todt sei, und forderte für dessen arm und hülflos hinterbliebene Frau und Kinder von Brüggemann die aus dem Hause geraubte Beute zurück.

Die folgenden Tage ging die Reise über die mokanische Haide durch armselige Horden. Der russische Gesandte Alexei verursachte durch wiederholte Schüsse einen falschen Lärm, daß man in Besorgniß eines Anfalls der Perser schnell zu den Waffen griff; allein jener hatte nur Brüggemann in Angst und auf die Probe setzen wollen, und beschönigte nachher die Neckerei durch die schalkische Ausflucht, er habe geglaubt, es sei dessen Geburtstag, und dem zu Ehren habe er feuern lassen. Am 17. Februar kamen die Reisenden über den Fluß Aras, und am 20., nach beschwerlichem Zuge durch das Gebirge, wieder nach Schamachie, wo sie von dem Khan und ihrem ehemaligen Mehemendar, welche der alten Händel gern vergaßen, so wie von den alten Gastfreunden, bei denen sie wieder einkehrten, freundlichst aufgenommen und bestens bewirthet wurden. Olearius sah seine persischen Lehrmeister wieder, die ihn mit Früch-

ten beschenkten, und seine Fortschritte in der persischen Sprache prüfen wollten. In Schamachie verweilte man fünf Wochen, unter Gastereien, Jagden und andern Vergnügungen. Gegen Ende des Aufenthalts traf auch der nach Holstein bestimmte persische Gesandte, Imamkuli Sultan, mit einigem Gefolge ein, und am 30. März reiste man darauf mit einem neuen Mehemendar weiter, und gelangte über hohes Gebirge am 7. April nach Derbent, der uralten, angeblich von Alexander dem Großen gegründeten Stadt, welche als starke Bergfestung zwischen dem Kaukasus und dem kaspischen Meer auf dieser Seite der Schlüssel von Persien ist. Der Sultan war den Reisenden noch von der früheren Zeit her abgeneigt, und ließ ihnen keine Lebensmittel reichen, so daß sie für ihr Geld zehren mußten. Der persische Gesandte, der versprochen hatte sogleich zu folgen, kam nicht in den fünf Tagen, die man hier wartete, und am 13. brach man ohne den Vortheil seiner Begleitung auf. Der Weg führte zunächst durch Dagesthan, eine freie tatarische Landschaft, gegen deren räuberische Bewohner man von allen Seiten gewarnt wurde. Auf eine Bedeckung, die der Sultan zwar verhieß, aber noch nicht bereit hatte, mochte man kaum rechnen; man zog ohne dieselbe in streitfertiger Ordnung kriegsmäßig vorwärts, mit abgetheilter Vorhut und Nachhut; die Waffen hatte man schon früher besichtigt, und einen Bestand von zwei metallenen Kanonen und vier Steinstücken, zweiundfünfzig Musketen und

langen Röhren, und neunzehn Paar Pistolen aufgezählt. Die Gefahr war keine eingebildete; der polnische Gesandte Theophilus von Schönberg, dessen früher gedacht worden, wurde in der Folge auf seiner Heimreise mit fast allen seinen Leuten in dieser Gegend todtgeschlagen. Anfangs zeigten sich die Tataren, durch deren Gebiet man kam, freundlich genug; Brüggemann fing aber alsbald Händel an, und wollte einige Leute des Fürsten von Boinak, welche den fremden Aufzug neugierig betrachteten, mit Gewalt wegtreiben, und ihnen mit Pulver unter die Augen schießen lassen; die Tataren sagten, der Boden sei der ihre, und stießen heftige Drohungen aus; sie wurden so feindlich, daß man das frische Wasser sogar nicht ohne Schwierigkeit und Gefahr schöpfen konnte. Den folgenden Tag, am 6. April, entging Olearius kaum der Gefangenschaft, er hatte sich mit einem Begleiter etwas entfernt, und stieß am Strande des kaspischen Meers auf Tataren, die ihm eifrig nachsetzten, und nur wegen des schon annahenden Zuges wieder von ihm abließen. Man gelangte abends vor die Stadt Tarku, wo im freien Felde ein Lager aufgeschlagen wurde.

Der Fürst von Tarku, Surchoff Khan genannt, lag krank, schickte aber seinen Bruder, die Ankömmlinge freundlich zu begrüßen, und ihnen allen Beistand anzubieten. Sie sandten ihm dagegen den Arzt Grahmann in die Stadt, durch dessen Arzenei er bald genas, und nun seinen guten Willen nur noch eifriger aus-

drückte. Man fand hier einen Deutschen, einen Weber aus Oettingen in Würtemberg, der von den Türken im Kriege gefangen, hieher verkauft, und in der Folge beschnitten worden, aber im Herzen noch ein Christ war, indeß die deutsche Sprache fast gänzlich vergessen hatte, und kaum noch das Vaterunser hersagen konnte. Auch zwei tatarische Weiber, welche Milch zum Verkauf brachten, bekannten sich als heimliche Christinnen, sie waren in der Jugend aus Rußland geraubt, doch ihrer Landsleute und Glaubensgenossen stets eingedenk geblieben. Sie gaben die wichtige Nachricht, daß die Tataren mit verderblichen Anschlägen umgingen, die ganze Gesandtschaft niederzumachen, und sich ihrer Schätze zu bemächtigen; Boten der beiden Fürsten, durch deren Gebiet die Deutschen ohne Zoll gegangen, seien schon an Surchoff Khan gelangt, und weiter an den Schemchal, den gewählten Oberfürsten der dagesthanischen Khane, durchgeeilt, um die vereinten Kräfte gegen die Deutschen aufzubieten. Unzweifelhafte Zeichen bestätigten diesen Bericht nur allzu sehr. Die Lage war um so schlimmer, als der persische Mehemendar sich auf weitere Begleitung durchaus nicht hatte einlassen wollen, sondern bereits in der Nacht mit Kamehlen, Pferden und Leuten ohne Abschied zurückgegangen war. Ueber den Schemchal — von den Holsteinern in Schaffgall verdorben — gingen die schlimmsten Reden; der Ruf seines Vaters, der ein ärgster Räuberheld und Verräther gewesen, war auf ihn übergegangen. Die Gesandten

versammelten die Offiziere ihres Gefolges vor dem Lager, um wegen dieser bedenklichen Umstände Rath zu halten. Es konnte nicht fehlen, daß hier einige Vorwürfe gegen Brüggemann laut wurden, dessen Betragen überall Feindschaft aufrege, allein das Uebel war einmal geschehn, und forderte muthigen Entschluß. Rechts vom kaspischen Meer, links von hohen Gebirgen eingeschlossen, und vorn und im Rücken von Feinden bedroht, sah man keinen Ausweg, als sich tapfer durchzuschlagen, oder im Nothfall das Leben theuer zu verkaufen. Aber alles dies ging in Streit und Hader vor, Brüggemann mit seinem Anhang ereiferte sich über alles, was gesagt wurde, und Einer hätte des Andern Tod, sagt Olearius, lieber befördern als abwenden helfen, wenn nicht das eigne Leben dabei in gleicher Gefahr gestanden hätte. Man beschloß endlich, fürder zu ziehen, und wollte für großes Geld Fuhren und Leute miethen, aber der Khan hielt die Gesandten noch auf, indem er sie vor der Hinterlist des Schemchal warnte, und ihnen die Ankunft des persischen Gesandten abzuwarten rieth. Andere warnten sie wieder vor dem Khan, und so blieb man in der Irre, ohne zu wissen, wem zu trauen sei. Man wurde zu Gastereien eingeladen, aber sonst in nichts gefördert. So vergingen Tage und Wochen; es trat Regenwetter ein, man konnte kein Feuer halten, und lag verzweifelt in den nassen Hütten unter Sorgen und Wehklagen. Ein Vorfall zeigte deutlich, mit was für einem Volke man es zu

thun habe; ein holsteinischer Soldat, ein Schottländer, wurde abends in der Nähe des Lagers von den Tataren geraubt, und der Khan selbst warnte vor seinen Unterthanen, welche dergleichen Menschenraub und Handel als ein Gewerbe trieben. Man unterhandelte indeß nach allen Seiten, sandte Boten nach Derbent, ob der persische Gesandte nicht bald käme, nach Terki an den russischen Woiwoden, ob er nicht Bedeckung entgegenschicken wolle, nach dem Flecken Andre an den Schemchal Sultan Mahmud. Als dieser wiederholt die besten Versicherungen ertheilt, und sogar drei Geißeln gestellt hatte, und nachdem aus Derbent die Nachricht gekommen, der persische Gesandte würde vor einem Monat nicht abreisen, bat man auf's neue bei Surchoff Khan dringend um Förderung, die denn auch endlich, nach wiederholt empfangenen Geschenken, bewilligt wurde. Nach großen Umständen mit den tatarischen Fuhrleuten, welchen der bedungene Lohn, ehe sie anspannten, dreimal erhöht werden mußte, brach man endlich am 12. Mai von Tarku auf, die meiste geringere Mannschaft zu Fuß, weil im letzten Augenblicke die Darleiher für die Reitpferde den Preis übermäßig steigerten.

Noch waren Bedenklichkeiten und Sorgen genug übrig. Die tatarischen Fuhrleute ließen sich schwer bei gutem Willen erhalten; sie spannten einmal alle aus, und wollten fort, weil der russische Gesandte einen von ihnen geschlagen hatte. Am Flusse Koisu forderten die

tatarischen Schiffer einen ungeheuren Preis für die Ueberfahrt, und als dieser verweigert wurde, gingen sie auf's andre Ufer zurück, und höhnten frohlockend der hülflosen Verlegenheit, in welcher die Bedrängten am Flusse harrten. Der Schemchal hielt dabei jenseits mit einigen Reitern im Gebüsch. Endlich vereinte man sich doch auf billigere Bedingung, und wurde über den Koisu, so wie später über den Acksai übergesetzt, kam auch mit dem Schemchal zusammen, dem gefürchteten Unhold, von welchem nach gegebenen Geschenken man noch leidlich abkam. Brüggemann war diesmal so klug, den Tataren mit listigen Worten vorzuspiegeln, daß man nun alljährlich mit reichen Gütern wiederkommen, und ihnen davon guter Vortheil entstehn würde. Doch schlimmer fast, als die Tataren es sein konnten, blieb er selbst gegen die eignen Reisegefährten gewandt. Er hatte sich die Verwahrung und Austheilung aller Vorräthe angemaßt, und ließ die Personen, die ihm nicht angenehm waren, oft bittren Mangel empfinden, während er mit seinen Ergebenen im Ueberflusse lebte. Eines Tages waren Olearius und Flemming ein wenig vorausgeritten, und als sie wiederkamen, fanden sie Mittagsmahl und Futterung schon vorüber, zu denen man ungewöhnlich früh Halt gemacht hatte; Brüggemann litt nicht, daß ihnen noch das Geringste gegeben würde, und da sie auch den Tag vorher nichts gegessen hatten, so gruben sie, um nur den Hunger zu stillen, wilden Knoblauch aus der Erde, der mit hartem Brod

und einem Trunk faulen Wassers ihre ganze Mahlzeit machte. Nachdem über den Strom Büstro, von welchem später ein Arm namens Kisilar abgeht, mit Fähren gesetzt worden, befand man sich wieder in Tscherkassien, und gelangte mit tscherkassischen Fuhrleuten durch öde Haide am 20. Mai nach Terki, wo man vor der Stadt lagerte, und von dem russischen Woiwoden wohl aufgenommen und reichlich bewirthet wurde. Flemming pries das neue Glück, welches Allen erblühte, durch ein freudiges Sonett. In dem erwähnten Reisegedicht aber heißt es nach dem Ausgang aus Dagesthan:

„Ihr Heiden, gute Nacht! Erkennt einst, wer ihr seid!
Wir setzen nun den Fuß in unsre Christenheit.
Und somit grüßen wir die männlichen Zirkassen,
Die sich, zwar Christen nicht, doch christlich herrschen lassen."

Denn die Einwohner, gleichfalls muhammedanische Tataren wie die Dagesthaner, waren dem russischen Großfürsten unterthan, und hatten schon russische Kirchen in ihrem Lande. Man weilte in Terki vierzehn Tage, und bereitete sich zu dem neuen großen Zuge, der jetzt bevorstand.

Von Terki über die große Haide bis Astrachan hatte man siebzig Meilen durch weithin unbewohntes, wüstes, dürres Land, ohne irgend ein Nahrungsmittel, ohne Trinkwasser, der öde Sand einzig von salzigen Pfützen und großen Morästen unterbrochen. Am 4. Juni

brach man von Terki mit neugedungenen Fuhrleuten zu dieser Fahrt auf. Eine große Karavane persischer, türkischer, armenischer und andrer Kaufleute gesellten sich dem holsteinischen Zuge, so daß gegen zweihundert Wagen zusammen kamen. Das Ungemach des Weges wurde durch Brüggemann's Härte zur höchsten Noth gesteigert. Er hatte nur sich und einige Auserwählte mit Speisen und Getränk bedacht, für die Uebrigen waren nur die spärlichsten, zum Theil verdorbenen Lebensmittel und gar kein Getränk mitgenommen. Nachdem die Reisenden am 5. über den Fluß Kisilar gesetzt; und nun weder Fluß noch Quelle mehr kām, wurde der Wassermangel mit jedem Tage qualvoller. Die große Hitze in Sand und Staub, die Schwüle bei den Morästen und Pfützen, die unendlichen Fliegen, Mükken und Bremsen, waren für Menschen und Thiere ein unsägliches Leid. Erst am 14. Juni, nach den größten Drangsalen, gelangte man unfern von Astrachan zu der Wolga, deren Wasser endlich den Durstigen einen langersehnten frischen Labetrunk gewährte. Flemming schildert sein ausgestandenes Leid und die genossene Erfrischung mit folgenden Zeilen in dem Gedicht an Grahmann:

— — „Die dritte Nacht brach an,
Ich hatte weder Mahl, noch Schlaf, noch nichts gethan.
Die Erde war mein Pfühl, mein Ueberzug der Himmel,
Der Trunk zerschmelztes Salz, das Essen fauler Schimmel.
Wie nah hatt' uns doch da nicht gänzlich umgebracht

Bei Tage Hitz' und Durst, die Mücken bei der Nacht!
Verzeih mir's, Evian, dem sich der Himmel neiget,
Ich habe mich noch nie so tief vor dir gebeuget,
Als vor der Wolgen zwar, als ich ihr Ufer sah,
Und einen langen Zug thät aus der Hand der Rha,
Aus ihrer süßen Hand! Ich schwöre bei den Schalen,
Daraus ihr Götter trinkt auf euren besten Mahlen,
Der schlechte trübe Trunk durchginge mir das Blut,
Mehr als dem Diespiter sein bester Nektar thut!"

Der Aufenthalt zu Astrachan dauerte fast acht Wochen. Brüggemann trieb während dieser Zeit sein arges Wesen beinah toller als zuvor. Dem Prediger Salomon Petri, dessen scharfe Bußpredigten er auf sich bezog, hatte er schon früher die Amtskleider abreißen lassen, und niemand wagte sie durch andre zu ersetzen; derselbe mußte daher Predigt und Abendmahl zum allgemeinen Aergerniß in Schlafhosen halten. Allein noch schlimmere Tücken sann jener aus. Er wollte von hier mit wenigen Begleitern allein zu Lande nach Holstein abreisen, und Kruse'n mit allen Uebrigen zurücklassen, die dann sehn könnten, wie sie nachkämen. Doch Alexei Sawinowitsch, dem er den Anschlag vertraute, rieth ihm davon ab, und gab den Andern von dem Streich, der ihnen zugedacht, warnende Nachricht, damit es ihnen nicht etwa gar erginge, wie dem französischen Gesandten, den sein Gefährte nach Sibirien befördert hatte. Nach diesem den Holsteinern erzeigten Dienste reiste Alexei nach Moskau voraus, aber noch von unterwegs

kam die Nachricht seines unglücklichen Todes, er hatte in Nisen-Naugart erfahren, daß er in Ungnade gefallen sei, und wegen einiger in Persien begangenen Dinge zur Verantwortung gezogen werden solle, hierüber außer Fassung hatte er Gift genommen, und so geendet. Brüggemann seinerseits konnte unmöglich ruhen, und fühlte wohl, daß er den Angelegenheiten, wenn für ihn nicht alles verloren sein solle, eine außerordentliche Wendung geben müsse. Als daher am 25. Juli mit einer russischen Karavane aus Moskau ein Deutscher, namens Andreas Reußner, der mit Empfehlungsbriefen des Herzogs von Holstein nach Persien wollte, in Astrachan eintraf, suchte er diesen für seine Zwecke zu benutzen. Er zog denselben in's Vertrauen, blendete ihn mit Versprechungen, und nachdem sie zusammen insgeheim alles berathen und abgeredet, ging Reußner, statt nach Persien, am 5. September mit einigen Leuten und den Pferden der Gesandten voraus nach Moskau, und von da nach Holstein zurück, um dort alles nach Brüggemann's Wunsch einzuleiten. Unterdeß war am 6. August der früher so sehnlichst herbeigewünschte persische Gesandte, Imamkuli Sultan, auch in Astrachan erschienen. Er war ein Mann von siebzig Jahren, aber noch sehr rüstig, so daß er sich auch mit einer nagaischen Jungfrau versah, die er von ihrem Bruder, einem tatarischen Fürsten, der grade in Haft saß, für hundertsechsunddreißig Thaler zu seinem Weibe erkaufte. Zwei tatarische Mädchen von zehn und sieben Jahren, welche

die Strelitzen zum Kauf anboten, kaufte Brüggemann für fünfundzwanzig und sechzehn Thaler, in der guten Absicht, sie der Herzogin von Holstein zu übergeben, durch deren Fürsorge beide späterhin christlich unterrichtet und getauft wurden. Während der Muße in Astrachan, inzwischen Andre sich erholten, wurde Grahmann von einer heftigen Krankheit befallen; seiner Genesung dichtete Flemming ein schönes Lied. Ueberhaupt hatte dieser für seine Dichtung hier eine reiche Blüthenzeit. Das große Gedicht an Grahmann, worin der Verlauf und die Merkwürdigkeiten der Reise mit lebhafter Anmuth geschildert sind, ist in Astrachan verfaßt, und am Tage vor der Abreise beendigt; wir haben mehrere Stellen daraus früher mitgetheilt. Auch ein schönes Gedicht an den Herzog Friedrich von Holstein ist aus dieser Zeit. Aber auch eine große Trauernachricht sollte den Dichter hier anregen. In Astrachan erfuhr er den Tod des ersten deutschen Dichters jener Zeit, des bewunderten und geliebten Martin Opitz von Boberfeld; vier Sonette bezeugen den Eindruck, welchen diese Nachricht auf ihn machte, die ihn angstvoll fragen läßt, was denn nach solchem Verluste dem Vaterlande, von dem er in fünf Jahren fast nichts gehört, noch übrig sei? Ein edles Selbstgefühl heißt ihn zwar bei der Trauer der deutschen Musen sagen:

„Kömmt ein Olivenzweig aus Persien nicht wieder,
So steht ihr Lorbeerwald in seiner letzten Noth.“

Aber dennoch bekennt er sich zu schwach, den Abgeschiedenen würdig zu erheben, dazu bedürfe es, sagt er, eines Opitz selbst.

Von Astrachan reiste man, von einem russischen Pristaff begleitet, auf zwei daselbst gekauften großen Kähnen am 7. September ab, und schiffte die Wolga hinauf. Der persische Gesandte kam mit seinem Gefolge auf drei Kähnen nach. Die Fahrt ging mit Ruderkraft langsam vor sich. Am 24. September wurde Sariza, am 6. Oktober Saratoff, und nach überstandenem Sturm und großer Gefahr am 24. Samara erreicht. Am 4. November fiel Brüggemann's Namenstag ein, und wurde vor Tetus, oder wie Flemming die Stadt nennt Deutuscha, auf beiden Schiffen mit Abfeurung des Geschützes gefeiert. Flemming dichtete dem Tag ein Lied, vielleicht konnte er es nicht ablehnen, vielleicht auch wollte er selbst. Das Gedicht ist merkwürdig durch freie, kühne Lebhaftigkeit, und sichres, mildes Maß. Die Gedanken und Bilder streifen hart an die unseligen Beziehungen und Verhältnisse, welche Allen vor dem Sinne schweben mußten, aber sie lenken jedesmal ein, bevor sie in Vorwurf oder in Schmeichelei überzugehn brauchen, vielmehr wenden sie sich zum Entschuldigen und Versöhnen. So heißt es:

„Uns soll die verhoffte Zeit
Zwischen Scherz und Lust verfließen,
Den Tag wollen wir beschließen
In vertrauter Einigkeit;

Und bei Euren reichen Giften
Eine neue Freundschaft stiften.

Komus hat den Preis der Kraft,
Daß er auch den Zorn der Götter
Stillt und sterbt: und freundlich Wetter
In der Menschen Herzen schäfft,
Die sich oft um etwas hassen,
Und bald bessre Sinnen fassen."

Aber auch wird bedeutend ausgesprochen:

„Tugend ist das höchste Gut;
Mißgunst, deine tausend Rachen
Sollen niemand irre machen,
Der was Redlichs denkt und thut.
Nichts steht ehrlicher auf Erden,
Als umsonst getadelt werden.

Blut das regt und legt sich bald,
Welches wohnt in edlen Adern,
Schlechtes Volk hat Lust zu hadern.
Pöbel mißbraucht der Gewalt.
Fürsten nur und großen Sinnen
Kömmt es zu, verzeihen können."

Zuletzt bringt die geistreichste Wendung, statt der Gesundheit des Gesandten, die denn doch dem Liede nicht recht anstehn mochte, die des Herzogs von Holstein aus:

„Fangt denn an, Herr, aufzustehn,
Laßt die Schiff' erschall'n, und Trauben
Recht auf Holsteins guten Glauben
Rund um unsre Tafel gehn, —

Bis nicht einen mehr wird dürsten, —
Auf Gesundheit unsres Fürsten!"

worüber denn jeder nur Befriedigung zu empfinden und niemand zu rechten hat. In gleichem Sinne beziehungsreich und mahnend ist ein zweites Gedicht auf denselben Namenstag in didaktischen Alexandrinern verfaßt. Zwei Tage darauf, am 6. November, gelangte man vor Kasan, wo alsbald wieder böse Händel anfingen. Der Woiwode war unfreundlich gesinnt, auf Anstiften, wie man sagte, der russischen Kaufleute, welche dem holsteinischen Unternehmen überhaupt entgegen waren; er schickte unter andern auf das Schiff Brüggemann's, und ließ fragen, welcher unter ihnen der Gesandte und welcher der Kaufmann wäre? Brüggemann, höchst aufgebracht, machte ein bekanntes Stückchen, zog den Frager beim Arm, und fügte erläuternd hinzu: „Sage dem Woiwoden, ich bin ein Schweintrecker!" Unter allerlei Unannehmlichkeiten mußte man hier fünf Wochen verweilen, weil das Eis auf den Flüssen die Schiffahrt zu hindern anfing, und der Schnee zur Schlittenbahn noch nicht häufig genug gefallen war. Die Holsteiner konnten selbst für schweres Geld ihre Bedürfnisse kaum erlangen, und Brüggemann vermehrte den Verdruß durch die geringe und sparsame Beköstigung, mit der sich Alle, die nicht mit ihm speisten, begnügen mußten.

Am 13. Dezember ging es von Kasan auf sechzig Schlitten weiter, den 21. gelangte man nach Nisen-Naugart, den 29. nach Woladimer, und am 31. nach

Rubossa, einem Dorfe acht Meilen vor Moskau, wohin der Pristaff vorausging, um des Zars weitere Befehle zu vernehmen. Brüggemann wurde hier sehr unruhig, und trieb sein Toben und Schelten gegen seine Begleiter auf's äußerste; ohne Veranlassung drohte er Einigen, er werde ihnen, wenn er an die Gränze käme, Nasen und Ohren abschneiden. Er schien keine andre Absicht dabei zu haben, als die Leute so zu schrecken, daß sie davonliefen, und dann nie mehr wagten, sich in Gottorff blicken zu lassen, oder doch nur im nachtheiligsten Scheine dieses Vergehns dort auftreten könnten. Indeß that ihm niemand den Gefallen, sondern nach so langem Ausharren dünkte auch fernere Geduld das Beste. Am 2. Januar 1639 wurde die Gesandtschaft feierlich nach Moskau eingeholt. Man fand die mit Reußner abgegangenen Leute und Pferde daselbst vor, er selbst aber war nach Holstein geeilt. Im Laufe des Januars hatten die Gesandten beim Zar zwei geheime Audienzen, in welchen die früheren Verhandlungen wieder aufgenommen wurden, doch wie sich weiterhin ergab, mit wenig Erfolg, weil die Russen Forderungen und Bedingungen machten, in deren Bewilligung die Holsteiner entweder ihre Unkunde oder doch die übertriebenen Vorstellungen verriethen, von welchen sie ausgegangen waren. Was Brüggemann, der auch diesmal wieder eine geheime Audienz für sich allein verlangte und erhielt, noch insbesondre verwirrt und verdorben haben mag, sei dahingestellt. Er fand sich in

seinen eignen Geweben so umstrickt, daß er jedes Mittel ansprach, um sich herauszuhelfen, aber so verblendet schon, daß er nur stets tiefer hinein gerieth. Wegen eines Erbfalls wünschte Uechtritz für sich allein nach Deutschland vorauszueilen, aber Brüggemann versagte durchaus seine Zustimmung, bis ihm einfiel, jenen selbst, dessen Aussagen er fürchtete, zum Werkzeuge seiner Ränke zu gebrauchen. Er machte demselben die Bedingung, einzig von ihm Briefe nach Deutschland mitzunehmen, die der Andern aber ihm selbst insgeheim abzuliefern. Uechtritz, der gern fort wollte, ging mit Kruse zu Rath, was er dabei thun solle? Man kam überein, er solle scheinbar in die Sache eingehn. Brüggemann wurde völlig überlistet, Uechtritz nahm die ächten, inhaltreichen Briefschaften von Kruse, Olearius und Andern wohlbewahrt mit, und ließ dem Falschgesinnten unbedeutende, für ihn bereitete, zurück. Dieser mußte wohl erkennen, daß die wenigen nichtssagenden Blätter nicht das Ergebniß der tagelangen Arbeit so vieler Hände, die er mit Schreiben beschäftigt gesehn, sein konnten, aber da Uechtritz die Ablieferung aus gültigen, von Brüggemann hochgebilligten Gründen, bis zum letzten Augenblicke, ja erst bis außerhalb der Stadt aufgeschoben hatte, so war er, als jener des gespielten Streichs inne wurde, schon weit voraus in Sicherheit vor aller Rache. Brüggemann wurde hierauf nur noch unleidlicher; doch das Ziel war schon abzusehn, welches seinem Unwesen bevorstand. Auch für die Gesandten

kam endlich die Zeit der Abreise; die russischen Soldaten, die mit in Persien gewesen, wurden ausgezahlt und entlassen, der Zar gab am 23. Februar eine öffentliche Abschiedsaudienz, und nachdem der persische Gesandte am 7. März nach Liefland vorausgegangen, reisten auch die Holsteiner, in Begleitung ihres Pristaff, einiger Strelitzen und vieler Deutschen, die sich anschlossen, am 15. März auf guter Schlittenbahn dahin ab. Flemming hatte in Moskau zwar auch einiges gedichtet, hauptsächlich aber seine früheren Gedichte zur Herausgabe zusammengestellt, welche von Gönnern und Freunden mit antheilvollen, glückwünschenden Lobsprüchen lebhaft begehrt wurde.

Ueber Twer, Tarsok und Groß-Naugart gelangte man in schneller Reise glücklich am 24. März über die russische Gränze nach Ingermannland; Grahmann, zu einem vornehmen Kranken in Liefland berufen, wurde nach Reval vorausgesandt, wohin Olearius, von einem Fieber befallen, ihn begleiten durfte. Die Gesandten mit dem übrigen Gefolge kamen den 31. März nach Narva, brachten vom 8. April vier Tage auf dem Hofe Kunda zu, mit dessen Bewohnern, der Familie Möller, die vielfachen Bande der Freundschaft theils schon geknüpft waren, theils noch geknüpft werden sollten, und trafen am 13. in Reval ein, wo sie vom Rathe bestens empfangen wurden. Hier wandte sich Brüggemann's Verfolgung wieder so heftig gegen Olearius, daß dieser endlich davonzugehn beschloß, und gleich am 15. April

ein im Hafen segelfertig liegendes Schiff bestieg, durch welches er glücklich nach Gottorff gelangte, wo er am Hofe ruhig die Heimkehr der Andern abwartete. Brüggemann, der mit allen seinen Anschlägen nur immer schlechter fuhr, war jetzt dahin gebracht, daß er nichts mehr zu gewinnen sah als Zeit, in der leeren Hoffnung, daß vielleicht noch etwas zu seinen Gunsten sich ereignen könnte. Er verhinderte demnach den Aufbruch von Reval drei Monate lang, welche Zeit seine Begleiter denn so gut als möglich in Lust und Freuden zubrachten. Kruse verheirathete sich hier mit Maria Möller, mit welcher er sich während des früheren Aufenthalts verlobt hatte, Grahmann mit Elisabeth Fonnen, einer Rathsherrntochter, Arpenbeck mit Brigitte von Acken. Flemming aber verlobte sich am 8. Juli mit Anna Niehusen, einer Tochter des Aeltermanns und vornehmen Kaufherrn Heinrich Niehusen, der jüngsten von dreien Schwestern, deren ältere bereits an Salomon Mathias und Nikolaus von Hövel verheirathet waren. Diese Namen werden durch Flemming's Gedichte gefeiert, und darum auch hier genannt. Aus der großen Anzahl der schönsten Liebeslieder und Sonette, in welchen der Dichter seine Empfindungen bald vielen wechselnden Namen, bald auch keinem bestimmten verknüpft, diejenigen alle mit Sicherheit anzugeben, welche eigends der gewählten Braut gewidmet worden, ist jetzt wohl nicht mehr möglich. Doch gehören ohne Zweifel hieher vier Sonette, von welchen das erste, dreien

Schwestern gewidmet, dieselben als die Keusche, die Schöne und die Fromme sondernd unterscheidet, worauf drei folgende Sonette, den so Bezeichneten besonders gewidmet, jede einzeln wieder in die Gemeinschaft dieser Beinamen nur herrlicher zurückführt. Noch einige andre Sonette, so wie auch manches reizende Lied, dürfte man am liebsten dieser Zeit zuschreiben wollen.

Nachdem Brüggemann so thöricht als vergebens irgend eine Glückwendung erharrt, durch deren Hülfe er in Gottorff noch vortheilhaft und dreist aufzutreten im Stande wäre, mußte er sich endlich, da nichts anderes übrig blieb, denn doch zur Weiterreise bequemen. Drei Tage nach Flemming's Verlöbniß, am 11. Juli, ging die holsteinische Gesandtschaft, zugleich mit dem persischen und einem russischen Gesandten auf vier Schiffen von Reval unter Segel, gelangte am 23. glücklich nach Travemünde, und von hier zu Lande am 1. August nach Gottorff. Der Herzog, von den wesentlichen Dingen bereits unterrichtet, konnte zwar mit dem Erfolg und der theilweisen Führung des Unternehmens keineswegs ganz befriedigt sein, doch seine Hoffnungen wurden genug belebt, um weitere Plane für die Zukunft vorzubehalten, und die großen Anstrengungen und Kosten durften ihm, als am 8. August der persische und der russische Gesandte in Gottorff feierlich einzogen, durch diese wundervolle Begebenheit schon hinlänglich vergolten dünken.

Flemming verließ Gottorff, und begab sich fürerst

nach Hamburg, wo sein Schwager Johann Brandt die Stelle eines Bürgermeisters bekleidete, und auch er selbst sich niederlassen wollte. Aus dieser Zeit findet sich nur ein einziges Gedicht von ihm, worin er gegen einen Freund klagt:

„Rubella die ist todt, Parthenie begraben,
Die theure Basile will anderweit sich laben;
Und mein Herz, Amnien, die seh' ich nicht um mich!"

Daß er unter Amnia die geliebte Braut meint, ergiebt sich aus andern Zeilen. Er reiste hierauf nach Holland, und nahm auf der Universität Leiden mit großem Ruhme die Würde eines Doktors der Arzneiwissenschaft an, kehrte als solcher im Frühjahr 1640 nach Hamburg zurück, und bereitete sich zu seiner bürgerlichen Laufbahn. Seine bevorstehende Heirath, die Herausgabe seiner gesammelten Gedichte, und der Beginn seiner ärztlichen Thätigkeit, durften ihm die heiterste Aussicht auf die nächste Zeit eröffnen. Doch die ausgestandenen Drangsale jenes sechsjährigen Reisezugs, die Anstrengungen und Entbehrungen, die verschiedenen Himmelsstriche und Lebensweisen, selbst der Unmuth und Verdruß, welchem er während des langen Zeitraums ausgesetzt gewesen, hatten seine Gesundheit untergraben. Eine Krankheit, die vielleicht durch geistigen Lebensreiz und gesteigerte Gemüthskraft bis dahin zurückgehalten worden, brach alsbald nach seiner Rückkunft heftig aus, und er fühlte gleich, daß es um ihn gethan sei. Den Tod hatte er

stets mit Heiterkeit betrachtet, seine Schrecken in frommen und erhabenen Gedanken ausgelöscht, ihm in Dichtung und im Leben oft muthig in's Auge gesehn. Auch jetzt brachte derselbe ihm weder Schrecken noch Sorge, noch andre Stimmung und Beschäftigung, als die ihm bisher lieb und gewohnt gewesen. Dichtend nahm er Abschied von der Welt in folgender Grabschrift, die seinen ganzen Lebensgehalt noch einmal frisch zusammenfaßte:

„Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich.
Des Glückes lieber Sohn. Von Aeltern guter Ehren.
Frei; meine. Kunnte mich aus meinen Mitteln nähren.
Mein Schall floh überweit, kein Landsmann sang mir gleich.

Von Reisen hochgepreißt. Für keiner Mühe bleich.
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Gluth dies alles wird verstören.
Dies, deutsche Klarien, dies Ganze dank' ich euch.

Verzeiht mir's, bin ich's werth, Gott, Vater, Liebste, Freunde,
Ich sag' euch gute Nacht, und trete willig ab,
Sonst alles ist gethan, bis an das schwarze Grab.

Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde.
Was bin ich viel besorgt, den Othem aufzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben."

Das Sonett ist vom 28. März; nach vier Tagen war er schon dahingerafft. Er starb am 2. April 1640 zu Hamburg, in der Blüthe des Lebens, noch nicht einunddreißig Jahr alt.

Von Flemming's Aeußerem ist uns kein Bild erhalten; wir ersehen nur aus Stellen seiner Gedichte, daß er klein von Person und keineswegs häßlich war, in seinem Wesen freudig und theilnehmend, eine gefällige, willkommene Erscheinung, liebevoll und geliebt in jedem Kreise. Dichterischer und sittlicher Karakter, welche im tiefsten Grunde stets ineinanderfließen, sind bei ihm bis in die letzte Aeußerlichkeit des Dichtens und Thuns innig vereint, und ihm fehlt keine der schönen Eigenschaften, welche den wahren Dichter und edlen Menschen auszeichnen. Sein Leben zeigt reine, frische Jugendfülle in klarer, kräftiger Stellung zur Welt; die Dichtung reinigt und erhebt alles, was ihn umgiebt, und was er thut. Ein heller, überschauender Geist, ein entschiedener Verstand und unverzagter Muth, leiten seine reiche Einbildungskraft. Er war gereift auf zwiefachen Wegen; zuerst auf dem der wissenschaftlichen Bildung, nicht nur die frühe vertraute Bekanntschaft der alten Griechen und Römer verbindend mit ausreichender Kunde der Neuern, wie er denn aus der italiänischen, französischen und holländischen Sprache manches übersetzt hat, sondern auch den reichen Ertrag damaliger Naturwissenschaft, wie derselbe sich in der Arzneikunde zusammenstellt, lebendig umfassend; der zweite Weg war der einer großen Welterfahrung, erworben inmitten der Zustände und Bewegungen des schrecklichsten Krieges im zerrütteten Vaterlande, und der fremdesten Begegnisse und Anschauungen auf wei-

ter Fahrt zum Orient. Alle Gaben der inneren Gemüthswelt, der Seele und des Herzens, waren ihm in Freundschaft und Liebe und in jeder andern regen Theilnahme zum schönsten Genusse geworden. Mit so reichem Inhalt konnte sein Leben sich früh vollenden, und der frühzeitige Tod dasselbe nur als ein abgeschlossenes hinnehmen, nicht stören. Was hätte er länger leben sollen? Das Geschick ruft seine Begünstigten auf zweierlei Art hinweg, als Jünglinge oder als Greise; den traurigsten Tod, den des mittleren Alters, ihnen ersparend oder umgehend. Der Karakter von Flemming's Dichtung ist gesunde, frische Kraft. In dieser zeichnet er sich vor allen Dichtern seiner Zeit, selbst vor dem sonst ihm so sehr vorgezogenen Opitz aus, und stellt sich darin den besten Dichtern aller Zeiten gleich. Was Wilhelm Müller als Jugendfehler an ihm rügt, ein häufiges Uebernehmen im Fluge, und daher ein plötzliches Sinken und aus dem Tone fallen, ein übertriebenes Auftragen von Glanz und Farben, ein Ueberspannen des Pathos durch wiederholte Ausrufungen der Freude und des Schmerzes, ein übermäßiges Verbildern und Versinnlichen in vergleichenden Darstellungen, und ein Haschen nach jenen Spielen des Witzes, die man von den Italiänern, die es am weitesten damit getrieben haben, concetti nennt, dies alles muß zugestanden werden, trifft aber nicht bloß Flemming allein, sondern seine ganze Zeit, darf in ihm vielleicht insbesondre noch an den Orient erinnern, und hängt über-

haupt mit seinen besten Eigenschaften zusammen, die denn doch nicht selten auch ohne solche Beimischung im reinsten Glanze strahlen. Was seine Sprache insbesondere betrifft, so ist sie höchst lebendig, rasch, wallend, üppig, an neuen, kühnen, auch seltsamen, doch meist glücklichen und wohlgefügten Wendungen und Ausdrücken reich; was darin veraltet, und durch veränderten Gebrauch jetzt anstößig ist, darf ihm nicht zum Vorwurf gerechnet werden, wir müssen uns um zweihundert Jahre zurückversetzen, um ihn zu würdigen, und dann werden wir finden, daß er noch weit genug über seine Gegenwart hinaus in die unsrige herüberragt. Wie viel ihm aber auch die deutsche Sprache verdanken möge, so war sie selbst ihm doch schwerlich jemals Gegenstand bestimmter Absicht, er ist nie gesucht und gelehrt in ihrer Behandlung, er bedient sich dessen, was sein Genius in ihr findet und hervorruft, aber nur weil es ihm von selbst so kommt; hierin wie in der hellen, runden, gegenständlichen Art seiner Lieder, der Jünglingsdichtung Goethe's auffallend verwandt.

Flemming's Gedichte wurden nach seinem Tode in der von ihm selbst bereiteten Sammlung durch seinen Schwiegervater Heinrich Niehusen herausgegeben, und erschienen zu Jena im Jahre 1642 in Oktav. Sie sind, nach ihrer Form, in poetische Wälder, Oden, Ueberschriften und Sonette, und diese Abtheilungen, nach dem verschiedenen Inhalt, wieder in besondre Bücher geordnet. Die Zueignung des Ganzen an den Herzog

von Holstein, der einzelnen Bücher aber an werthe Gönner und Freunde, hatte der Dichter selbst noch aufgesetzt. Ein angehängtes Verzeichniß nennt eine bedeutende Anzahl, theils auf den Reisen abhanden gekommener, theils noch in Händen guter Freunde befindlicher Gedichte, deren Einhändigung an den Verleger zum Behuf künftiger Ausgaben erbeten wird, welches aber fruchtlos geblieben sein muß, da spätere Abdrücke nur dieses Verzeichniß wiederholen. Eine angekündigte Herausgabe der gesammelten lateinischen Gedichte Flemming's ist unterblieben. Die Bibliothek zu Wolfenbüttel verwahrt eine Anzahl derselben in Flemming's eigner Handschrift. Nur Epigrammata latina antehac non edita gab Olearius in Druck; sie erschienen im Jahre 1649 in Oktav, zugleich in Hamburg und in Amsterdam. Die Ausgabe der deutschen Gedichte Jena 1652 wird für eine der besten gehalten, obwohl sie an Druckfehlern und ungleicher Wortschreibung ungemein leidet. Zu bemerken ist noch, daß der Name auf dem Titel, sowohl dieser Sammlung, als der früher einzeln erschienenen Gedichte mit zwei M, im Buche selbst aber, so wie auch bei Olearius, überall nur mit Einem M geschrieben ist, doch jene Schreibart ohne Zweifel als die richtigere gelten muß. Durch Auswahl und Auffrischung die Gedichte Flemming's in die neuere Lesewelt wieder einzuführen, ist häufig versucht worden; durch Zachariä, Böhlendorf, Matthisson, Gustav Schwab, und neuerlich am gelungensten durch Wilhelm Müller.

Aber wer ihn recht genießen will, darf die Mühe nicht scheuen, ihn in seiner alterthümlichen Gestalt aufzusuchen. Seinem Andenken hat August Wilhelm von Schlegel zwei treffliche Sonette gewidmet, welche hier billig einen Platz finden.

An Flemming.

I.

Der Lorbeer, dem du glühend nachgerungen,
O Flemming! welke niemals deinen Haaren,
Der du durch Schiffbruch, Wüstenei'n, Barbaren,
Fast bis zum Bett der Sonne hingedrungen.

Du ließest, wo kein deutscher Laut erklungen,
Die Fremdlingspoesie sich offenbaren,
Der Länder mehr, als Alexanders Schaaren,
Hat dein Gesang verherrlichend bezwungen.

Du warst der Orpheus jener Argonauten,
Die Deutschland, Friede wünschend, aus der Wolgen
Auf Kaspiens Fluth gesendet zu den Persen.

Doch als auf dich der Heimath Musen schauten,
Und du zurückkamst, ihnen rasch zu folgen,
Da stach der Tod dich neidisch in die Fersen.

II.

Dem frühen Schicksal ist sein Raub entronnen,
Denn Flemming's Lieder werden ewig leben,
Wie kühn sie auch der Kunst Geleis' entschweben,
Wie leicht ihr goldner Faden hingesponnen.

Es drängt sich freudig an das Licht der Sonnen
Das herrliche Gemüth, das inn're Streben:
Aufbrausend, wie der edle Saft der Reben,
Ein voller Becher, ein lebend'ger Bronnen.

Das Vaterland, die Drangsal wüster Zeiten,
Der Freunde Freundschaft, der Geliebten Liebe,
Und fremder Land' und Völker Herrlichkeiten

Besingt er wechselnd mit gleich regem Triebe.
Ob seine Worte Orients Glanz verbreiten,
Ihr Sinn nach deutscher Art gediegen bliebe.

Wir können diesen Abriß nicht beenden, ohne noch vorher die weiteren Schicksale der vornehmsten Gefährten Flemming's mit einem Blicke zu betrachten. Zuvörderst haben wir von Brüggemann Nachricht zu geben. Bis zum Ausbruche seines endlich ihn ereilenden Geschicks übte er in gewohnter Weise Verrath und Arglist. Einem Armenier Gregori, der ihm vertraute, daß er seinen harten Herrn, den persischen Gesandten, verlassen wolle, gab er Beifall und Rath zu seinem Vorhaben, ging aber heimlich zu dem Perser, und gab jenen an, der indeß dem gelegten Fallstricke noch glücklich entging. Nachdem jedoch der persische und der russische Gesandte wieder abgereist waren, wurde gegen Brüggemann eine förmliche Untersuchung eingeleitet. Zuerst kamen die vielfachen und wiederholten Beleidigungen zur Sprache, die er sich, besonders gegen Olearius, erlaubt hatte. Er wurde durch richterlichen Spruch

zum öffentlichen Widerrufe seiner Schimpfreden und Verläumdungen verurtheilt. Hierauf aber sollte er Rechnung ablegen von den ihm anvertrauten Geldern, und sich auch wegen andrer Anschuldigungen, die gegen ihn vorgebracht wurden, verantworten. Man sagte von ihm, er habe die holsteinische Angelegenheit überhaupt nur als Nebensache betrieben, und sei nur darauf ausgegangen, für seinen eignen Vortheil eine große Summe Geldes dem Schach von Persien abzulocken, unter der Vorspiegelung, die persischen Truppen auf europäischen Fuß anzuordnen. Man ließ ihm alle Zeit zu seiner Vertheidigung, allein ihm konnte nichts mehr heraushelfen, er wurde überführt, viele Gelder unterschlagen und falsche Rechnung abgelegt, die Herzoglichen Schreiben erbrochen und gefälscht, bei den fremden Höfen unwahre Dinge vorgestellt und seine Vollmachten weit überschritten zu haben; wegen aller dieser Veruntreuungen und Staatsverbrechen wurde er von dem Kriminalgerichte zu Schleswig am 2. Mai 1640 zum Strange verurtheilt, welche Strafe jedoch der Herzog, aus besonderer Gnade, in die des Schwertes verwandelte. Drei Tage darauf, nachdem noch Olearius bei ihm gewesen, und sich mit ihm versöhnt hatte, empfing er auf dem Richtplatze, reuig und bußfertig, jedoch standhaft und entschlossen, den Todesstreich. Man wandte das Distichon auf ihn an:

Disce meo exemplo mandato munere fungi,
Et fuge ceu pestem *τὴν πολυπραγμοσύνην*.

Kruse ging später in schwedische Dienste, wurde unter dem Namen von Krusenstierna in den Adelstand erhoben, und zum Generaldirektor des Handelswesens in Esthland und Ingermannland mit ausgedehnten Vollmachten eingesetzt. Olearius blieb in holsteinischen Diensten, und wurde im Jahre 1643 nochmals nach Moskau gesandt; seine fleißig ausgearbeitete Reisebeschreibung und die mit gründlicher Sprachkenntniß gemachte Uebersetzung des persischen Rosenthals und Baumgartens von Saadi haben ihm bleibenden Ruhm verschafft. Grahmann wurde des Zars Alexei Michailowitsch Leibarzt, und lebte noch lange Zeit in Moskau, sehr glücklich in seinen Kuren, und mit dem reichsten Einkommen. Mandelsloh, nachdem er tief in Indien eingedrungen, kehrte im fünften Jahre, um Afrika herumschiffend, über England und Holland nach Holstein zurück, ging darauf in französische Kriegsdienste, und starb zu Paris an den Kinderpocken im Jahre 1644 erst achtundzwanzig Jahr alt. Die schätzbare Beschreibung seiner Reise hat Olearius ergänzt und herausgegeben, auch demselben, früherer gegenseitiger Verabredung zufolge, ein poetisches Ehrengedächtniß gesetzt. Uechtritz blieb als Kammerjunker am holsteinischen Hofe zu Gottorff; eine kurze Reisebeschreibung, die er verfaßt, gab gleichfalls Olearius heraus. Imhoff scheint nach Nürnberg zurückgekehrt zu sein, wie schon früher eben dahin der Patrizier Pöhmer. Grünewald, Patrizier aus Danzig, der schon früher große Reisen nach Ost- und Westindien

ausgeführt hatte, starb noch auf der Heimkehr in Moskau. Der Schiffer Cornelius Clausen ging als Ingenieur in des Zars Dienste, und gab der Stadt Terki in Tscherkassien neue Befestigung. Der Schiffer Cordes, der in Ispahan zurückgeblieben war, starb auf einem englischen Schiffe, auf dem er nach Europa reisen wollte. Was aus Bernulli geworden, finden wir nicht angezeigt. Die große Unternehmung selbst, welche so viele Menschen in Bewegung gesetzt, und so viele Lebens- und Todesgeschicke in weiter Ferne wie in der Nähe bedingt hatte, blieb ohne Frucht; die so mühsam und kostspielig angeknüpften Fäden rissen bald wieder ab, da bei dem zwischen Rußland und Persien schon bestehenden Verkehr für die Holsteiner höchstens der Gewürzhandel mit Indien übrig blieb, und sowohl Russen als Schweden übergroßen Vortheil von dem neuen Handelsbetrieb vorausbegehrten, auch selbst die Perser, nach dem Berichte ihres aus Holstein zurückgekehrten Gesandten, die Macht und Hülfsmittel des Herzogs von Holstein für zu gering hielten, ein so weitaussehendes, großes Geschäft auf die Dauer durchzuführen. Die politischen Plane, welche sich den Handelsabsichten verknüpft hatten, vermochten noch weniger in die Wirklichkeit einzudringen, und verloren sich schnell, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Nachtrag.

Der russische Fürst A. Labanoff ließ in Paris im Jahre 1828 ein Sendschreiben an den damaligen Herausgeber der Zeitschrift le Globe drucken, worin die Angaben über den hier erwähnten Karl von Talleyrand berichtigt wurden. Der Verfasser der Biographie Flemming's antwortete hierauf durch folgenden Brief an denselben Herausgeber Hrn. Dubois.

A M. le rédacteur du Globe.

Berlin, juin 1828.

M. le prince A. Labanoff, dans la lettre qu'il vous a adressée au sujet d'un article sur mes Monumens biographiques, prouve d'une manière irrécusable, que Charles de Talleyrand, dont parle Oléarius dans sa relation du voyage de Moscovie, n'a pas été, comme l'a prétendu cet auteur, ambassadeur du roi de France, mais bien du prince de Transylvanie, et que déjà il avait cessé de l'être, par la mort de ce prince, à l'époque où il fut relégué en Sibérie par le tzar Michel Féodorowitch, auquel on l'avait signalé comme conspirateur contre le salut de l'état. Les recherches aussi heureuses que scrupuleuses de M. le prince Labanoff ne laissent plus subsister à cet égard le moindre doute, et l'erreur d'Oléarius est manifeste. Elle est d'ailleurs facile à expliquer. Talleyrand était français, il avait été agent diplomatique, le roi de France avait intercédé pour lui auprès du tzar, rien de plus naturel que de lui supposer, vû ces antécédens, une mission française, et peut-être lui-même, d'après l'observation très-juste de M. le prince Labanoff, n'était-il pas empressé d'en éloigner l'apparence.

Oléarius a été mon guide principal pour la biographie du poète Flemming, son compagnon de voyage et son ami, et il l'a dû être encore pour ce fait particulier,

qui d'ailleurs n'entrait dans mon livre que sous le rapport de l'impression un peu sinistre que dût faire la rencontre du singulier personnage diplomatique sur des voyageurs qui entraient dans un pays, d'où lui-même sortait après une captivité de trois ans. J'avoue franchement que l'autorité d'Oléarius à ce sujet ne m'a point paru affaiblie par l'opinion de Voltaire, qui, dans son histoire de Pierre le Grand, a cherché à le refuter par un raisonnement plus spécieux que solide. Ce n'est que par la lettre authentique de Louis XIII, publiée aujourd'hui par M. le prince Labanoff, que l'affaire s'éclaircit complettement, et que chacun des deux auteurs est rectifié pour sa part: Oléarius, pour avoir donné à Talleyrand la qualité d'ambassadeur français, Voltaire, pour avoir soutenu qu'il n'avait eu aucune mission.

Reconnaissant le fait comme il est maintenant établi, et sans vouloir en aucune manière discuter ici une question des plus délicates du droit des gens, je me permets seulement d'observer, que l'inviolabilité des agens diplomatiques, telle que parait l'admettre M. le prince Labanoff, pourrait bien ne pas suffire à fixer le résultat qu'il a en vue. Car, s'il est incontestable, que l'inviolabilité d'un ambassadeur ne s'éteint pas entièrement avec ses fonctions, mais s'étend au-delà, et doit en tout cas lui assurer encore un libre retour dans son pays, de l'autre côté, l'histoire même très-moderne présente plusieurs exemples, où des gouvernemens des plus considérés ont cru être dans leur bon droit en ôtant ce privilège aux ambassadeurs coupables, ou prévenus de trahison. Aussi Oléarius lui-même ne qualifie-t-il nulle part la détention de Talleyrand de violation du droit des gens.

Je ne pense pas, au reste, que l'honneur national soit bien vivement intéressé à repousser des accusations de ce genre, relativement à des faits aussi éloignés, et qui n'ont plus aucune liaison directe avec nous. L'hon-

neur des nations et des gouvernemens repose sur leur marche générale vers le grand but d'un développement physique et moral toujours croissant, et non sur des faits isolés; s'il s'en trouve toujours de ces derniers, qu'on ne saurait justifier, il n'en faut pas moins les mettre à leur place tels qu'ils sont. Chaque génération d'ailleurs n'est responsable que de ce qui lui appartient par elle-même. Sous ce rapport la Russie actuelle n'a rien à envier à l'ancienne Moscovie.

Varnhagen d'Ense.



Freiherr Friedrich von Canitz.

Der Dichter und der Staatsmann, in mancher Hinsicht einander äußerlich entgegengesetzt, stehen gleichwohl in so verwandten inneren Bezügen, daß ihre wirkliche Verbindung stets, für beide mit gleichem Vortheil, in höherem Lebensreiz erscheint. Besonders der diplomatische Beruf, welchem gemeine Naturen meist nur thörichte Klugheit und eitlen Genuß abgewinnen, verbindet in edleren sich gern mit der Pflege schöner Kunst und geistreicher Bildung, dem würdigsten Elemente der Staatsgeselligkeit, als welche jener Beruf in letzter Ansicht doch immer sich darstellen muß. Unter den vielen Beispielen, welche das Vaterland uns von solchen Verbindungen giebt, ist nicht leicht eines berühmter, als das des Dichters, dessen Namen die Ueberschrift nennt, und dessen Ruhm allerdings nicht seinem Talent allein, sondern hauptsächlich der Verbindung, in der es erschien, so günstig entstiegen ist, daß noch jetzt um des Dichters willen wir den sonst vergessenen Staatsmann in ihm zu berücksichtigen haben.

Friedrich Rudolf von Canitz, aus einem altadelichen, in Preußen, Sachsen und Hessen begüterten Ge-

schlecht, wurde geboren zu Berlin den 27. November des Jahres 1654. Sein Vater, zuletzt Hof- und Kammergerichtsrath daselbst, war schon einige Monate vorher gestorben. Seine Mutter, die Tochter des durch treue Ergebenheit und wichtige Dienste seinem Fürsten so werthen Konrad von Burgsdorf, einstigen Oberkammerherrn und Kriegsbefehlshabers des großen Kurfürsten, wurde gleichfalls dem Sohne früh entzogen, indem ihre Jugend und Lebhaftigkeit eines neuen Anhalts bedurften, den sie alsbald in einem zweiten Gatten, dem Obersten von der Golz, gefunden glaubte. Der junge Canitz wurde daher gänzlich der Obhut seiner Großmutter, der verwittweten Oberkammerherrin von Burgsdorf, anvertraut, und von dieser würdigen und verständigen Frau mit größter Sorgfalt auferzogen. Der Knabe war von schöner Bildung und gutgeartetem Wesen, sein aufgeweckter Geist gab sich früh zu erkennen, und lernte leicht und gern, und alles in ihm verkündigte einen ausgezeichneten Jüngling, der zu den größten Hoffnungen berechtigte. Mit des großen Kurfürsten Regierung hatte Berlin bereits ein neues Leben begonnen, schon erblühten hier die Bestrebungen und die Hülfsmittel geistiger Vorzüge, und Canitz fand in Sprachen und Wissenschaften, wie in Leibesübungen und Künsten, durch ausgesuchte Lehrer den fruchtbarsten Unterricht. In seinem siebenzehnten Jahre schien er reif genug zur Universität, wohin sein lebhafter Sinn, gleich begierig nach Studien und Weltkenntniß,

eifrigst verlangte. Sein Wunsch wurde erfüllt, und im Jahre 1671 ging er nach Holland, wo er unter guter Aufsicht die Universität Leiden bezog, welche damals in höchstem Rufe stand. Er machte daselbst gute Fortschritte, blieb aber nicht viel über ein Jahr, weil das Verlangen seiner Mutter, und insbesondre seiner Großmutter, eine so weite Entfernung nicht länger zugeben wollte. Er kam nach Berlin zurück, verließ aber, nach einigem Aufenthalt bei den Seinigen, die Heimath wieder, um abermals auswärts, doch jetzt mehr in der Nähe, seine Studien fortzusetzen. Auf der Universität zu Leipzig, wohin er im Jahre 1673 abging, betrieb er hierauf die Rechts- und Staatswissenschaften eifrigst, und mit so großem Fleiß und Erfolg, daß er schon im Herbste des folgenden Jahres eine historisch-politische Dissertation de cautelis principum circa colloquia et congressus mutuos drucken ließ, und unter dem Vorsitze des berühmten Jakob Thomasius öffentlich vertheidigte; er widmete dieselbe dem brandenburgischen Kurprinzen Karl Aemil, dessen hoffnungsvoller Jugend die seinige sich mit früher Aufmerksamkeit anschloß, allein der Prinz wurde bald nachher durch ein hitziges Fieber zu Straßburg in der Blüthe seiner Jahre hinweggerafft.

In Leipzig bildeten sich für Canitz auch die Jugendfreundschaften, welche neben den Studien meist als ein Hauptgewinn von Universitäten her sich über das folgende Leben, in That oder in Erinnerung, fruchtbar ausbreiten. Ein Herr von Einsiedel, ein junger Bose

und dessen Hofmeister Zapfe, waren ihm durch Gemüthsart, Sitten und Neigungen die Nächsten und Vertrautesten. Besonders aber mit dem letzteren, als dem ohne Zweifel Bedeutendsten des kleinen Kreises, schloß er die brüderlichste Freundschaft, welche, gegründet auf die Innigkeit edler Empfindungen, durch die gemeinsame Wendung zur Dichtkunst, und in wetteifernder Ausübung derselben, noch reicher belebt wurde. Schon in seinem Schülerstande, wie Canitz in seiner Satire von der Poesie selbst berichtet, hob sich „diese Kurzweil des Reimens" an, welche oft seinen Fleiß unterbrach. Als geistige Geschicklichkeit hatte sein Talent gleich zuerst sich angekündigt, und diesen Karakter behielt sein Dichten auch in der Folgezeit, mehr ein anmuthiges Spiel, als ein Ausbruch leidenschaftlichen Dranges, aber deßhalb selbst eine fast unwiderstehliche Leidenschaft. In gleicher Weise scheint es auch mit Zapfe's dichterischer Liebhaberei bestellt gewesen zu sein. Die beiden Freunde förderten sich wechselseitig in ihrer Bahn, indem sie einander ihre Versuche stets mittheilten, und vereint einem Besseren entgegenstrebten, welches sie zunächst in geläutertem Geschmack des Vortrags, des inneren der Bilder und des äußeren der Worte, zu finden hofften; sie unternahmen deßhalb auch gern Uebersetzungen, wobei jene Richtung im ergiebigsten Felde den weitesten Raum hatte. Canitzens persönliche Liebenswürdigkeit, welche den Freundeskreis angenehm belebte, seine an witzigen Scherzen und muntren Ein-

fällen reiche Laune, die sich stets in den Schranken eines gleichmäßigen, gefälligen Betragens hielt, gingen auch in seine Dichtung über, und das älteste seiner uns aufbewahrten Gedichte ist eine scherzhafte Lobpreisung Zapfe's, der auf dem Vogelschießen in Zwickau einen Flügel abgeschossen und damit einen Preis gewonnen hatte; was die Zeit damals Ernstliches neben dem Scherze führte, geben folgende Zeilen bedeutend an:

„Fragt uns Einer, ob wir nicht
Etwas Neues wo gehöret?
Was man von Turenne spricht,
Ob er noch die Pfalz verstöret?
Trägt er den Bescheid davon:
Daß wir anders nichts vernommen,
Als daß unser Floridon
Dreißig Gulden jüngst bekommen."

Diese Summe wird denn sogleich, wie billig, für einen Schmaus angesprochen. Auch Einsiedel hatte Theil an dem Gedicht. Inzwischen brachte schon das folgende Jahr 1675 dem heitern akademischen Kreise seine Auflösung. Einsiedel und Bose gingen nach Tübingen, Zapfe nach Jena, um daselbst seine eignen Studien in der Rechtswissenschaft abzuschließen, und Canitz kehrte nach Berlin zurück, um dort seine größeren Reiseplane zur Ausführung zu fördern.

In dem genannten Jahre wurde die Mark Brandenburg von dem unerträglichen Drucke der schwedischen

Kriegsvölker, die das ganze Land durchraubten, und die Einwohner grausam zerquälten, durch die unerwartet schnelle Heimkunft des großen Kurfürsten und seiner tapferen Kriegerschaar, durch seinen am 18. Juni erfochtenen Sieg bei Fehrbellin und die darauf erfolgenden raschen Kriegsereignisse, herrlich befreit und einer gedeihlichen Ordnung zurückgegeben. Die zerrütteten Verhältnisse stellten sich allmählig her, das Land erhob sich wieder, und Canitz, den seine erwählte Lebensbahn von unmittelbarer Theilnahme an jenen kriegerischen Thaten zurückhielt, durfte im Schutze so glücklicher Erfolge desto ungestörter seinem persönlichen Zwecke nachgehn. Zwar ungern entließ ihn die Großmutter, nachdem aber die Erlaubniß des Kurfürsten eingegangen war, zufolge welcher nicht nur ihm selbst zu reisen, sondern auch dem Kurfürstlichen Sekretair Weiß ihn als Führer zu begleiten vergönnt wurde, trat er mit diesem noch in demselben Jahre seine Wanderung an. Eine ausführliche Reiseverordnung, von Mutter und Großmutter nach dem verständigen, vorsorglichen Sinne der letzteren eingerichtet und von derselben unterschrieben, wurde dem übrigens schon bewährten Führer bei der Abreise zur Richtschnur mitgegeben. Die Reise ging über Leipzig nach Jena, wo Canitz den geliebten Freund Zapfe zu überraschen meinte, ihn aber wegen zufälliger Abwesenheit verfehlte; er setzte sich aber an dessen Schreibtisch, gab schriftlich von seiner verfehlten Absicht und seinem weiteren Vorhaben dem Freunde Nachricht,

und erbat sich, mit einstweiligem zärtlichen Abschied, einen pünktlichen Briefwechsel. Als Zapfe bei seiner Heimkehr dieses hinterlassene Schreiben fand, konnte er sich lange nicht zufrieden geben, die Zuneigung des versäumten Freundes war seinem Herzen so theuer, wie der Ausdruck derselben seinem Verhältnisse ehrenvoll. Canitz indeß reiste über Augsburg und Innsbruck nach Venedig, wo er im November eintraf, und nebst seinem Gefährten gleich an der Feierlichkeit Theil nahm, durch welche die dortige deutsche Landsmannschaft dem neuerwählten Doge Sagredo ihren Glückwunsch öffentlich darbrachte. Von hier ging nach kurzem Aufenthalt die Reise über Padua, Loretto und Spoleto auf sehr beschwerlichen Wegen, wie denn Canitz mit dem Pferde zwischen Felsen und Abgründen lebensgefährlich, doch noch glücklich genug, stürzte, nach Rom, wo eben das vom Pabst ausgeschriebene Jubeljahr ablief. Im Anfange des Jahrs 1676 begaben sich die beiden Reisenden auf eine Zeit nach Neapel. Hier geriethen sie nebst einigen andern Fremden auf einem Ausfluge nach Pozzuolo in große Gefahr; ihr Vetturin und Pferdevermiether vergriff sich thätlich an dem Cicerone dieses Ortes, woraus ein heftiger Auflauf entstand, der Pöbel gerieth in Wuth, und griff mit Steinen und Feuergewehr die Fremden so mörderisch an, daß diese nur mit genauer Noth zu Pferde kamen, und in eiliger Flucht dem Untergang entrannen. Schon war Canitz mit allen Andern weit in Sicherheit, als er plötzlich

wahrnahm, daß sein Gefährte Weiß noch fehle; ohne sich zu besinnen, sprengte er sogleich, von nur noch Einem begleitet, zurück in die augenscheinlichste Gefahr, um jenen zu retten, der aber glücklicherweise, zwar verspätet aber doch unbeschädigt entkommen, seinem edlen Freunde schon unterwegs begegnete. Von Neapel nach Rom zurückgekehrt, wandte Canitz mit großem Eifer sich auf die Studien; die römischen Alterthümer, die italiänische Sprache und Litteratur, so wie die Landes- und Staatenkunde des neueren Italiens, letztere mit Hülfe handschriftlicher Nachrichten, die insgeheim für ansehnliches Geld ausgegeben wurden, und nach Anleitung des eben damals erschienenen Buches Italia regnante von Gregorio Leti, waren Gegenstände seiner täglichen Beschäftigung. Durch Weiß, dem das Empfehlungsschreiben eines Gelehrten aus Frankreich den Weg eröffnete, wurde er auch mit dem berühmten Jesuiten Athanasius Kircher bekannt, der, aus Fulda gebürtig, die deutschen Landsleute freundlichst aufnahm, ihnen seine merkwürdigen Sammlungen und neusten physikalischen Erfindungen vorzeigte, sie nachgehends noch mit ausgezeichneten Mitgliedern der Gesellschaft Jesu bekannt machte, und ihnen überhaupt alle Freundschaft erwies; der wackere Mann ging so weit, seine wißbegierigen jungen Freunde in verschiedenen Wissenschaften selber zu unterrichten, unter andern auch in der musikalischen Komposition, zu Canitz'ens höchster Befriedigung, dem diese verwandte Kunst auch neue An-

regung zum Dichten geben sollte. An Kunstsachen und andern Seltenheiten wurde manches gesammelt; die Merkwürdigkeiten des kirchlichen Roms und des neurömischen Lebens blieben dabei nicht verabsäumt; die Anwesenheit der katholisch gewordenen Königin Christina von Schweden gab dem Karnaval des Jahres 1676 einen besonderen Reiz und Glanz, und nachdem unsre Reisenden den Aufenthalt in Rom mit der Lustbarkeit dieser berauschenden Tage geschlossen, nahmen sie ihren Weg über Siena, Livorno und Lucca nach Florenz, und hierauf über Bologna und Ferrara wieder nach Venedig. Canitz fand überall die ausgezeichnetste Aufnahme, angesehene Empfehlungen führten ihn bei den Vornehmen ein, noch erwünschter eröffneten ihm Kirchers wirksame Schreiben den Zutritt zu allen bedeutenden Gelehrten und andern durch Geist und Kenntnisse merkwürdigen Männern Italiens, mit welchen jener vielseitige und thätige Mann regen Verkehr hatte.

Canitz dachte bei allem, was er sah und was ihm begegnete, treulichst an seinen Freund Zapfe, dem er auch öfters Bericht gab, bald in Versen bald in Prosa, wie Zeit und Laune es mit sich brachte. In einem poetischen Sendschreiben aus Rom beschuldigt er sich zwar großer Versäumniß, allein er sagt zugleich zu seiner Vertheidigung:

„Hab' ich gleich manche Post mit Müßiggehn verschlichen,
Sind die Gedanken doch als Boten abgeschickt.
Ach, könnten sie den Flug nach meinem Willen kehren,

Wohin mein heißer Wunsch sie eigentlich begehrt,
Du würdest Tag vor Tag die schnelle Zeitung hören:
Sei tausendmal gegrüßt!“ —

worauf das Schreiben in Prosa übergeht. Ein anderer Brief vom 6. Mai, worin Canitz aus Venedig seine Reise von Rom bis dahin berichtet, ist sowohl wegen der Zeitumstände, welche darin wiederscheinen, als wegen der persönlichen Züge, die sich daraus ergeben, mittheilenswerth, und lautet wie folgt: „Gleich jetzo, da ich aus dem Schiffe steige, und meine Briefe von dem Kaufmann abholen lasse, wird mir dein angenehmes vom 22. März eingehändiget. Der Kopf schwindelt mir noch etwas von den adriatischen Wellen, sonst solltest du sehen, daß meine Muse auch nicht sogar in dieser heißen Landschaft verschmachtet sei, fahre du aber nur fort, und erwarte künftig von mir etwas bessers. Mein Rückweg von Rom hieher ist über Florenz gegangen, weil ich die Reise von der andern Seite, im vorigen Jahr, allbereit gethan habe. Der Großherzog ist der höflichste Fürst, den man sich einbilden kann, er erinnerte sich, daß ihm von meinem Stiefvater und meiner Mutter, als er durch die Mark Brandenburg gereiset, einige Höflichkeit widerfahren, bezeugte darüber ein großes Vergnügen, und unterredete sich mit mir über eine halbe Stunde von dem Zustande der Kurfürstlichen Waffen, wovon er bessere Nachricht hatte, als ich ihm geben konnte. Den Morgen darauf schickte er mir etliche Bedienten in's Haus, die mich mit fetten

Kapaunen und allerhand Federvieh, großen Würsten, Marzellin-Käsen, Zuckerwerke und andern Leckerbissen, vornehmlich aber mit den herrlichen Weinen, als Verdea, Clairetto, Trebisano und andern dergleichen Arten, wohl auf 8 Tage versahen. Ungeacht mich nun dieses ein ziemliches Trinkgeld gekostet, so hätte ich doch gern doppelt so viel gegeben, wenn ich nur, wie ich tausendmal wünschte, solches in deiner angenehmen Gesellschaft hätte verzehren können. Wir sind, nach unserm Vorsatze, eben noch zu recht hier angelangt, um dem Feste der Meervermählung mit beizuwohnen, bei welcher öffentlichen Seelust die Pracht der ganzen Stadt am besten zu sehen. Herzog Christian von Gotha, den ich schon zu Rom gekennet, ist nebst seinen Leuten, darunter ein Herr von Watzdorf, Hanstein und Avemann, deßwegen auch hier angekommen, und wohnt mit uns in Einem Hause; wir besehen auch alles zusammen in Gesellschaft. Von des Emanuel Thesaurus Sachen, die du so sehr zu sehen wünschest, habe schon vieles aufgetrieben, darunter seine Ars lapidaria et argutiarum, seine Philosophia moralis, seine Historia regni Italiae, wie auch seine Panegyrici sacri et profani, die doch meist in italiänischer Sprache geschrieben; wenn ich durch Turin gehe, hoffe ich mehr von ihm zu kriegen. Ich verthue viel Geld in Büchern, und kaufe viel akademische Diskurse über die allerseltensten Materien, welche von den klügsten Köpfen, durch ganz Italien, in ihren gelehrten Zusammenkünften oder Akade-

mieen öffentlich verlesen, und bisweilen in Druck gegeben werden. Ich bin eine Nacht oder drei in einer Barke auf dem Wasser gelegen, daß mir die Rippen im Leibe davon wehe thun, und hätte schon etliche Sonette zum Lobe dieses Nachtlagers verfertigt, zumal da ich jetzund auch die italiänischen Poeten lese, daraus ich gerne manche schöne Redensart und Erfindung anbrächte, wann ich dich conscium et arbitrum otii mei bei mir hätte. Schicke mir künftig deine Briefe nur gleich nach Lyon, doch spare ja kein Papier. Ich habe Rom sehr ungerne verlassen, und wann ich vorhin schon in Frankreich gewesen wäre, hätte mich dieser Ort leicht länger aufhalten können; aber das nützlichste und nöthigste muß man vorziehen. Meine Großmutter ist über siebenzig Jahre, und sollte sie abgehen, würde mein Reisen entweder gar aus sein, oder doch einen ziemlichen Stoß bekommen. Wie sicher ich in Frankreich sein werde, muß die Zeit lehren; meine Großmutter hat bei Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht angesucht, und um Erlaubniß gebeten, mich von hier auch dahin zu schicken. Darauf ein Befehl erfolget: man könnte zwar wohl geschehen lassen, daß ich hinreiste, sie würde aber selbst auf meine Sicherheit, und daß ich nicht angehalten werden möchte, bedacht sein müssen. Das Gegentheil versichern mich viele Deutsche, die ohne Gefahr sich allda aufgehalten haben. Ich will also in Gottesnamen hinreisen, und dich daselbst mit Verlangen erwarten u. s. w.“ Dem vergleichenden Betrachter der Zeiten

mag bei diesem Einblick in vergangenes Leben nicht entgehen, daß, obgleich Canitz'ens Gedichte von einem Dichter heutiges Tages sich seltsam ausnehmen, und kaum irgend einem jetzigen Anspruche genügen würden, doch der Ausdruck der Lebensbeziehungen, wie sie als menschliches Interesse und persönliches Verhältniß, als innere Gesinnung und äußeres Treiben in seinem Briefe sich darstellen, noch jetzt in fast gleichem Werthe bestehen darf, und wir daher mit desto größerem Bedauern Briefsammlungen und Denkwürdigkeiten, durch welche Leben und Zeit solch bedeutender Personen reichhaltig überliefert sein könnten, in unsrem vaterländischen Besitzthum zu missen haben.

Die Reise ging von Venedig zu Wasser nach Padua, wo Canitz und sein Führer durch die Unkunde des Schiffers abends bei der Ankunft in die größte Gefahr geriethen, und einzeln, an starken Ketten sich anhaltend, mit höchster Anstrengung das hohe Ufer hinanklettern mußten. Sie kamen hier mit den gelehrtesten Männern aus allen Fächern durch die Hülfe des gelehrten Karl Patin, der einige Jahre zuvor aus Frankreich geflüchtet war, in gute Bekanntschaft, deßgleichen durch dessen Briefe in Verona und Mailand. Nachdem sie noch Genua und darauf Turin besucht, wo sie am Hofe, statt der gezwungenen italiänischen Lebensart, schon die freiere französische Sitte überwiegen fanden, ließen sie sich über den Berg Cenis tragen, und gelangten nach Chambery. Von hier ging Weiß nach

Lyon voraus, um von dem dortigen Erzbischof, einem Bruder des Marschalls von Villeroi, einen Geleitsbrief zu erwirken; der damalige Krieg zwischen Frankreich und Deutschland machte diese Vorsicht nöthig. Canitz aber begab sich einstweilen nach Genf, wo er Einsiedel und Bose, die von Tübingen kommen sollten, zu sehn hoffte; da sich jedoch ihre Ankunft verzögerte, und die Bedenklichkeit seines Weiterreisens bald gehoben war, so folgte er, nach kurzem, wohlbenutzten Aufenthalt, seinem Freunde nach Lyon, wo der Erzbischof ihn freundlich in Obhut nahm. Sie blieben hier während der schönsten Sommerzeit fast drei Monate, und Canitz benutzte die Gelegenheit, in Gesellschaft mehrerer böhmischen und österreichischen Edelleute sich in Sprachkenntnissen und ritterlichen Leibesübungen, besonders auch im Tanze fertiger auszubilden. Einsiedel und Bose fanden sich zum achttägigen Besuch von Genf hier ein, und die Zeit verging in angenehmsten Vergnügungen. Das schöne Land und muntere Volk machten auf Canitz den größten Eindruck, französische Lebensart und Bildung entzückten ihn, er glaubte sich in eine höhere Welt versetzt; seinen Freund Zapfe, der schon früher in Paris gewesen und abermals eine Reise nach Frankreich beabsichtigte, bestärkte er eifrigst in diesem Vorhaben, und verhieß ihm den herrlichsten Genuß; er ruft ihm zu, „an's Tageslicht der edlen Freiheit zu kommen und nicht länger in der Nacht zu tappen, die kalten Geister, die in blinder Einfalt sich an Dünsten vergnü-

gen und in der Luft ein grillenvolles Haus bauen, zu verlassen, und am Rhonestrand Sicherheit und freien Umgang zu genießen;" scherzhaft anspielend auf einige Vorgänge, von welchen Zapfe ihm geschrieben hatte, sagt er zuletzt:

„Komm, Freund, weil Frankreich dir in allem alles reicht!
Suchst du ein Feuerwerk? Hier brennen edle Flammen.
Liebst du die Gartenlust? Hier ist ein Paradies.
Bezaubert dich ein Buch? Hier hast du mehr beisammen,
Als kaum den Namen nach man dich noch kennen ließ.
Laß Vers' und Lieder uns hier in die Wette schreiben,
Hier, wo Vernunft und Reim gern bei einander steht."

Im letzten Verse glänzt denn auch die zwischen den angeblichen Todfeinden durch Boileau so wirksam gestiftete, und unaufhörlich wieder gepriesene und empfohlene Eintracht von raison und rime, deren gelungene Kuppelung den Franzosen so lange Zeit für ein Höchstes galt! An Canitz'ens Entzücken indeß hatte Liebesneigung keinen Antheil; denn wiewohl in der Tischgesellschaft, der er sich angeschlossen, acht junge Frauenzimmer waren, welchen, als den besten Lehrmeisterinnen, er zum Sprechen und Tanzen stets gewärtig sein wollte, so blieb ihm doch aus so lebhaftem Verkehr nur der Titel eines Gleichgültigen und Unempfindlichen, womit er auch ganz wohl zufrieden war. Von Lyon reisten Canitz und Weiß durch die Provence und Languedoc, und kamen über Avignon, Marseille, Nismes, Montpellier und Toulouse nach Bordeaux, nicht

ohne gefahrvolle Beschwerden, denn im Gebirge stürzten bei Nacht die Maulthiere mit der Sänfte in ein tiefes Wasser, und auf der Garonne wurde das Schiff plötzlich leck. Von Bordeaux fuhren sie hierauf mit der gewöhnlichen Landkutsche über Blois und Orleans ohne weiteren Zufall nach Paris, wo sie gegen Ende des Oktobers wohlbehalten eintrafen.

Auch hier blieb Canitz in seiner gewohnten Weise; er lebte in der großen Welt, besuchte den Königlichen Hof zu Saint-Germain, wo besonders der Dauphin ihn gnädig auszeichnete, und nahm an allem Theil, was einem jungen Manne seines Standes eröffnet war; allein vor allem strebte er, sich in Wissenschaften und Künsten zu vervollkommnen; er wandte fortgesetzten Fleiß auf die französische Sprache, lernte daneben mit Eifer spanisch und englisch, bemühte sich um die Bekanntschaft der ausgezeichnetsten Künstler und Gelehrten, und bereicherte seine schon vielseitigen Sachkenntnisse mit vielen neuen, unter andern auch mit denen des Bauwesens. Zu diesen geistigen Anstrengungen gesellte sich noch die körperliche der Reitschule; allein seine Gesundheit litt unter so mannigfachem Andrang, und im Frühjahr 1677 machte er eine ernstliche Krankheit. Anfangs hatte er anderthalb Jahre für Paris bestimmt, in der Meinung aber, daß die dortige Luft ihm nicht bekomme, wollte er jetzt schon nach sechs Monaten diese Hauptstadt verlassen, und nach England hinübergehn, auch durch anderweitige Gründe nunmehr

veranlaßt, seine ganze Reise beträchtlich abzukürzen. In seiner Familie hatte sich nämlich eine wichtige Veränderung ereignet. Seine Mutter lebte mit ihrem zweiten Manne, dem General von der Goltz, in heftigem Unfrieden, sie glaubte gegen ihn so gegründete Klage zu haben, daß sie bei dem Kurfürsten die Ehescheidung nachsuchte und auch alsbald erlangte; allein das Glück ihrer neuen Freiheit konnte der lebhaften und von mancherlei Ansprüchen bewegten Frau nur kurze Zeit genügen, sie dachte an neue Verheirathung, und folgte dabei dem wunderlichsten Einfall. Der Glanz und die Anmuth der französischen Bildung, wie sie von Ludwigs des Vierzehnten Hof in der vereinten Macht der reizendsten Geselligkeit und geistreichsten Litteratur über die ganze Nation ausstrahlte, war auch in andere Länder unwiderstehlich vorgedrungen, und jene große Erscheinung, die wie Zauber wirkte, konnte niemanden unergriffen lassen. Wir haben gesehn, mit welchem Entzücken Canitz den Reiz dieser Sittenanmuth empfindet, und ihren schmeichelnden Wogen sich hingiebt. Aber auch in Berlin war diese Anmuth schon nicht fremd mehr, einzelne Vorbilder zeigten dieselbe mit wesentlicheren Eigenschaften in glücklichstem Verein, und die befangensten Vorstellungen durften sich in dieser Richtung entwickeln. Mit gleichem Entzücken, wie Canitz war auch seine Mutter von jenem Reiz ergriffen, und mit launenhafter Schwärmerei sah sie das allgemeine Bild einer nationalen Liebenswürdigkeit lieber gleich

als ein persönliches jedes Einzelnen an; sie faßte den Vorsatz, einen Franzosen zu heirathen, und da ein Franzose ihr schon als solcher in ganz bestimmter Vollkommenheit erschien, so kam auf die Wahl nun nicht besonders viel an; die rasche Dame entschloß sich kurz, sie schrieb einem Kommissionair in Paris, dessen Geschmack ihr schon durch häufige Modesendungen erprobt war, er solle ihr von dort nun auch einen Mann schicken, den sie heirathen könne, derselbe müsse jung, hübsch, rüstig, fein und geistvoll, und demnächst auch, wie billig, von Adel sein. Dem für die seltsame Heirathslaune glücklich Angeworbenen, der bald genug von Paris abgeschickt in Berlin bei seiner Bestellerin eintraf, und wiewohl schon ein Mann von funfzig Jahren und keineswegs hübsch und rüstig, dennoch zum Aufsehn und Lärmen aller Welt wirklich von ihr geheirathet wurde, wollte man kaum jenes letzte Erforderniß zugestehn, man hielt ihn für einen Abentheurer, und seinen Namen Peter von Larrey Baron von Brunbosc für angemaßt. Die ganze vornehme Welt war ärgerlichst erschüttert; das neue Ehepaar wurde die Zielscheibe des bittersten Spottes und Gelächters; der Vorgang kam in der Folge sogar in zwei deutschen Schauspielen auf die Bühne, beide Theile wurden als garstig betrogen vorgestellt. Doch war in der Wirklichkeit jene Ehe nichts weniger als unglücklich, beide Gatten lebten sehr zufrieden mit einander. In welcher Art Canitz von dem Beginnen seiner Mutter getroffen wurde, das grade in die Zeit

fiel, da er selbst in Paris war, läßt sich leicht erachten. Er kam in den Fall, über seinen Stiefvater, wie über den fremdesten Menschen, die sonderbarsten Erkundigungen einziehen zu müssen, und durfte noch froh sein, die lächerlichen und verdrießlichen Angaben, die von Berlin her verlauteten, zum Theil widerlegen zu können. Seinem Freunde schrieb er von dieser Sache: „Mein neuer Stiefvater, der andere dieses Namens, soll krank sein. Er heißt Baron Brunboc, und ist, wie ich nunmehr von gewisser Hand allhier erfahren, von gutem Hause. Sein Bruder ist der Marquis Larrey, ein Edelmann in der Normandie. Mit der Scheidung ist es wunderlich hergegangen. Meine Großmutter ist mit der neuen Heirath sehr übel zufrieden, ich aber gebe mich nun besser darein, als im Anfange, da ich noch etwas Hoffnung zur Aenderung hatte: Und sehe nun geduldig an, was ich doch nicht mehr ändern kann.“ Indeß war sein Familienverhältniß dadurch sehr gestört, und er selbst nun ganz an seine Großmutter gewiesen, welche nach einem so großen Ereignisse mancherlei Rücksprache und Anordnung nöthig fand.

Die beiden Freunde reisten von Paris ab, und schifften von Dieppe nach England hinüber. In London besuchten sie sogleich den brandenburgischen Gesandten Freiherrn von Schwerin, welcher sie bei Hof, im diplomatischen Kreise und bei mehreren vornehmen Engländern einführte, und sie auch zu einem Schmause des Lord-Mayor mitnahm. Sie besahen alle Merk-

würdigkeiten, eilten aber bald wieder fort, schifften nach den Niederlanden über, und gingen zuerst nach Leiden, wo sie den jüngeren Gronovius und den gelehrten Arzt und Theologen Stenon aus Dänemark als alte Bekannte wiedersahen. Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt im Haag eilten sie nach Nimwegen, wo grade der große Friedenskongreß gehalten wurde, dessen Schluß von jener Stadt den Namen führt. Die Reisenden fanden auch hier bei den brandenburgischen Bevollmächtigten von Somnitz und von Blaspiel die günstigste Aufnahme, und wurden durch deren Vermittelung leicht mit den angesehensten Staatsmännern, die hier aus allen Ländern versammelt waren, persönlich bekannt, welches für Canitz, als seiner künftigen Laufbahn entsprechend, besonderen Werth hatte. Auch knüpfte er während dieses Aufenthalts mit dem brandenburgischen Gesandtschaftsmarschall Eusebius von Brand, welcher leidenschaftlich für deutsche Dichtkunst eingenommen war, und selbst mit Glück sie übte, eine vertraute Freundschaft, die sich durch die Folge stets bewährte. Ueber Kleve wurde darauf die Reise ohne weiteren Aufenthalt bis Berlin fortgesetzt. Hier fand Canitz, dessen Erscheinung den ihm vorausgegangenen Ruf eines trefflich gebildeten und fähigen jungen Mannes glänzend bestätigte, den glücklichsten Empfang, sowohl von Seiten seiner Angehörigen, als auch des Hofes und des Kurfürsten selbst, der ihm sogleich, nach schon vorbereiteter Bestimmung, Titel und Rang eines Kammerjunkers an seinem

Hofe verlieh. In andrer Weise hatte seine Großmutter für ihn gesorgt, indem sie ihr ganzes Vermögen für ihn sichergestellt, dessen bester Theil, nämlich das Gut Blumberg und ihr Wohnhaus in Berlin, zusammen damals über 70,000 Thaler werth, nebst noch vielen Kostbarkeiten, ihm unmittelbar nach ihrem Tode, das übrige aber, dessen Nießbrauch seiner Mutter überlassen wurde, ihm nach deren Ableben unverkürzt zufallen sollte. Nur das persönliche Verhältniß zu dieser, welche mit ihrem Gatten ein nahgelegenes Gut bewohnte, blieb zu seinem Leidwesen fürerst noch im Trüben, da seine Großmutter ihn wegen der Gefahren, welche sie dort für ihn vorhanden wähnte, anfangs durchaus zurückhielt, und gleich in der nächsten Zeit sein neuer Dienstberuf ihn wieder von Berlin entfernte.

Schon in den nächsten Wochen nach seiner Rückkehr mußte er dem Kurfürsten in's Feld folgen, der seinen Krieg wider die Schweden in Pommern mit allem Nachdruck fortsetzte, und bereits im Juni dieses Jahres 1677 die Belagerung von Stettin begonnen hatte. Auch Weiß, in seine Kurfürstliche Bedienung als Kammersekretair wieder eingetreten, war in seinem Berufe dem Kurfürsten in das Lager vor Stettin gefolgt, und es dauerte nicht lange, so fand auch Zapfe sich daselbst ein. Dieser war inzwischen Lizentiat der Rechte geworden, und jetzt im Begriff, mit einem jungen Herrn von Müllenheim aus Preußen auf Reisen zu gehn; bis diese Sache völlig geordnet wäre, wollte

er mit dem Freunde zusammensein, der ihn zu seinem Zeltgenossen machte, und in die angesehensten Bekanntschaften seines Kreises ehrenvoll einführte. Auch Weiß und Zapfe, die hier zuerst einander sahen, wurden bald Freunde. Die Belagerung indeß zog sich in die Länge, eine böse Seuche verbreitete sich unter den Kriegsvölkern, und Canitz und Zapfe, beide von dem Uebel heftig befallen, mußten nach Berlin zurückgehn. Durch die Luftveränderung wurde die Genesung bald herbeigeführt; Zapfen aber begegnete hier ein Zufall, der in seiner Geringfügigkeit doch zu merkwürdig ist, um unerwähnt zu bleiben. Ihm träumte eines Morgens, er habe sich mit einem Federmesser, das er als eine kunstreiche Arbeit von Paris mitgebracht hatte, gefährlich den Fuß verwundet, und im Schrecken darüber wachte er auf. Ganz vergnügt, daß nur ein Traum ihn geängstet, wollte er nach einer Weile aufstehn, aber kaum setzte er den Fuß nieder, als er sich heftig verwundet fühlte, das Federmesser war in der Nacht, vielleicht durch eine Bewegung des Halbschlafenden, deren noch aufgefangenes Bewußtsein in den vollen Schlaf nur als Traum überging, und so zugleich bewahrt und verdüstert blieb, von dem Tische, auf dem es gelegen, herabgefallen, und in einen Pantoffel geschlüpft, wo denn der Schaden fast unvermeidlich bereitet war. Canitz, an dem Unfalle, der seinem Freunde viele Wochen zu schaffen machte, zärtlich theilnehmend, erbat sich das Federmesser zum Andenken, und erhielt es in Beglei=

tung von Knittelreimen, da der Scherz in ihrem Verkehr nie sein Recht aufgab. Uebrigens hielt er den Freund während des ganzen Aufenthalts in Berlin als seinen Gast, führte ihn, als er wieder hergestellt war, in alle Gesellschaften, besonders aber in das Haus seiner Großmutter ein, die von dem verständigen und gebildeten Manne bald so gute Meinung hatte, daß sie endlich ihrem Enkel auch erlaubte, was sie bisher nie hatte zugeben wollen, seine Mutter auf dem nahen Gute Dietersdorf in Gesellschaft dieses Freundes zu besuchen, doch fügte sie die strengste Warnung hinzu, in keinem Fall dort über Nacht zu bleiben. Sie wurden aber so freundlich empfangen, und so dringend eingeladen, sowohl von der Mutter, als auch von dem Stiefvater, der sich als ein Mann von Welt und Geist erwies, daß Canitz nicht widerstehn konnte, sondern einwilligte, erst am andern Morgen den Rückweg anzutreten. Die Besorgnisse der Großmutter mußten als grundloser Wahn erscheinen. Man brachte den Tag vergnügt hin, und abends setzte sich Canitz mit seinem Stiefvater vertraulich zum Kaminfeuer, um Taback zu rauchen, wie sie beide es gewohnt waren. Aber schon bei der ersten Pfeife wurde ihm plötzlich so übel, daß er in die freie Luft verlangte, und mit Zapfe nach dem Garten eilte; hier indeß wurden die Zufälle nur heftiger, und mit den Empfindungen des Unwohlseins erwachten verstärkt alle Vorstellungen des Argwohns, welchen die Großmutter gegen dieses Haus gefaßt, ein Vergiftungsver-

such war nur allzuglaublich, die schleunigste Flucht dringend rathsam. Die beiden Freunde eilten sogleich durch die Gartenthür heimlich hinaus, ließen ihre Diener die Reitpferde nachbringen, und ritten ohne Abschied nach Berlin zurück, wo sie bei später Nacht ankamen, als die Großmutter schon sehr in Sorgen um sie gestanden. Unterwegs jedoch hatte sich die aufgeregte Einbildungskraft wieder beruhigt, der üble Zufall dünkte aus mancherlei Ursachen ganz gewöhnlich herzuleiten, der abscheuliche Verdacht erschien durchaus verwerflich. Deßhalb verschwieg Canitz der Großmutter sorgfältigst alles Vorgegangene, schrieb am andern Tage seiner Mutter einen Entschuldigungsbrief über sein heimliches Fortgehn, und da auch späterhin sich niemals eine Spur von bösen Anschlägen zeigte, so behielt er in seiner Seele bald auch nicht das kleinste Mißtrauen mehr zurück, sondern bewies der Mutter unausgesetzt die kindlichste Zuneigung, und auch ihrem Gatten das freundlichste Wohlwollen, welches er in der Folge oftmals mit eigner Aufopferung durch die That bewährte.

Im Genusse der gesellschaftlichen Vergnügungen vergaßen die beiden Freunde nicht ihrer dichterischen Liebhaberei. Die schönen Geister Frankreichs, mit welchen sie beide in Verbindung gekommen, — Zapfe war ehmals in Paris durch den Sprachgelehrten Richelet in den Kreis des Abbé Menage eingeführt und selbst dem Dichter Boileau vortheilhaft bekannt geworden, — gaben solcher Beschäftigung Vorbild und großentheils auch

Stoff, denn sehr häufig wurden Uebersetzungen ihrer Werke versucht. Canitz übersetzte unter andern aus dem Mercure galant die Liebesregeln eines unbekannten Verfassers, Zapfe einige Auftritte aus dem Trauerspiel Phädra von Racine, in Versen, die ohne Zweifel für die damalige Bildung von hohem Werthe waren. Doch für Canitz eröffnete sich in dieser Zeit noch eine andre, mächtige Lebensregung. Dem Hause seiner Großmutter gegenüber wohnte das Fräulein Dorothea von Arnim, ein Frauenzimmer von den vortrefflichsten Eigenschaften. Ihr Vater, Erbherr auf Boitzenburg, war früh gestorben, ihre Mutter aber in zweiter Ehe an den Oberhofmarschall Freiherrn von Canstein verheirathet. Sie war nicht regelmäßig schön, aber von höchst einnehmender Gesichtsbildung, mit den ausdruckvollsten Augen, dabei von hoher schlanker Gestalt, schönem Busen, wohlgefügten Gliedmaßen, und von größter Anmuth in allen ihren Bewegungen. Diesem begünstigten Aeußeren entsprachen die schönsten inneren Vorzüge, die reinste Frömmigkeit und Güte des Herzens, ein edler, freundlicher Sinn, ein lebhafter Verstand und gebildeter Geist. Sie war zwei Jahre jünger als Canitz, und wurde seine erste Liebe. Weiß und Zapfe, welchen er zuerst seine Neigung vertraute, konnten dieselbe nur billigen, sie durfte einer beglückenden Verbindung entgegensehn, für welche sich kaum irgend ein Hinderniß erwarten ließ, denn beiderseits hielten die wünschenswerthesten Verhältnisse einander das Gleich-

gewicht. Auch erlangte Canitz alsbald die Gewißheit, daß seine Neigung nicht unerwiedert sei. Den Hoffnungen, welche so schön und nah ihrem Ziele schwebten, brachten gleichwohl die Umstände noch manche Zögerung. Der Krieg gegen die Schweden dauerte fort, und Canitz mußte im nächsten Jahre 1678 dem Kurfürsten abermals nach Pommern folgen, wo dem Feinde die Insel Rügen und die Festung Stralsund siegreich entrissen wurden. Eben so hatte Canitz im Anfange des folgenden Jahres 1679 den Zug nach Preußen mitzumachen, wohin der Kurfürst mitten im Winter mit seinem Hofstaat und Kriegsheer plötzlich aufbrach, um auch dort den von Liefland in seine Staaten eingedrungenen Feind mit glänzendem Erfolge zurückzutreiben. Diese Jahre begünstigten weder die Liebe Canitz'ens, noch trugen sie seinem Dichten sonderliche Frucht. Er entbehrte der Anregung seiner Freunde, — denn auch Zapfe hatte unterdeß neue Reisen angetreten, — und weder die Sehnsucht nach der entfernten, noch die Befriedigung bei der anwesenden Geliebten, scheint ihn zu Gesängen begeistert zu haben, wenigstens findet sich aus dieser Zeit und solchen Stoffes kein Gedicht vor. Durch den zu St. Germain-en-Laye am 29. Juni 1679 mit Frankreich und Schweden geschlossenen Frieden hörten endlich die Kriegesunruhen wieder auf, und Canitz konnte ungestört im vertrauten Kreise seinem innern Hange nachleben. Gleich nach seiner Rückkehr aus dem Felde trat er seine Stelle als Kammerjunker ei-

nem Herrn von Mandelsloh ab, wogegen ihm der Kurfürst die Amtshauptmannschaft der beiden Aemter Zossen und Trebbin in der Mittelmark verlieh, auf welche sein erster Stiefvater von der Golz willig zu seinen Gunsten verzichtete. Nachdem diese und andre Angelegenheiten besorgt, und abermals eine geraume Zeit unter Zögerungen verstrichen war, fand endlich im Jahr 1680 seine Verlobung mit der Geliebten Statt, allein die Heirath selbst, nochmals verzögert durch den Tod des Freiherrn von Canstein, erst im Februar 1681.

Einen glücklichen Sommer verlebte Canitz mit seiner Doris auf dem Gute Blumberg. Die zärtlichste und reinste Liebe, erhoben auf dem festen Grunde edlen Gemüthes, genährt mit den schönsten Gaben des Geistes und der Empfindung, machte das Glück beider Gatten. Doris nahm Theil an Canitz'ens dichterischem Treiben, sie würdigte seine Gedichte mit Einsicht, und ihr Wohlgefallen wurde ihm ein neuer Antrieb. Zur Störung wurde diesen glücklichen Tagen für einen Augenblick, daß, wie früher seine eigne Mutter, nun auch seine Schwiegermutter auf den Gedanken kam, sich zum drittenmal zu verheirathen; doch konnte dies nur vorübergehend einwirken. Größere Veränderung mußte ein anderer, wiewohl an sich glücklicher und auch erwünschter Vorgang herbeiführen, daß nämlich der Kurfürst, welcher schon früher Canitz'en öfter an seinem Hofe zu sehen gewünscht, denselben im September des letzterwähnten Jahres nach Potsdam berief, ihn zum

Hof- und Legationsrath ernannte, und den Befehl hinzufügte, er möchte sich mehr, als bisher geschehen, um des Kurfürsten hohe Person finden, indem es bei damaligen Vorfällen nöthig wäre, daß man jemand zu versenden allemal bei der Hand hätte. Canitz hatte die Freude, fast in derselben Zeit auch seine Freunde befördert zu sehn; Weiß rückte im brandenburgischen Dienste zum Kammerrath auf, und Zapfe wurde als sächsischer Kirchenrath in Zeitz angestellt, wo derselbe sich auch bald verheirathete. Canitz beglückwünschte ihn bei dieser Gelegenheit und schrieb unter andern: „Deine Heirath und die Art derselben gefällt mir sehr wohl; weil du mir aber die Sache, ohne sonderliche Umstände, schlechthin berichtest, so will ich auch dir wieder nur mit ein paar Worten, doch von Herzen, tausend Glück und Vergnügen wünschen, und daß deine Liebste, wo nicht ein fruchtbarer Weinstock, doch ein immergrünender Tannenbaum sei, dem es an Zapfen niemals fehlen möge." Wenn auch Geschmack und Ausdruck den Werth dieses Witzes seitdem etwas verändert haben, und wir ihn schwerlich so ganz blank und voll annehmen, so dürfen wir doch überzeugt sein, daß er zu seiner Zeit auserlesen köstlich und glänzend war, und daß vielem von dem, was heute das Zierlichste und Gültigste vom Tage ist, durch die Folge der Zeit ein Gleiches widerfahren wird. Im Jahre 1682 machte Canitz eine Reise nach der Lausitz, wo ihm seine Großmutter einige Güter abgetreten, späterhin eine andre nach Leip-

zig und Halle, wo er Gelder einzufordern hatte, und benutzte diese Nähe, um auch in Zeitz den lieben Freund zu besuchen. Eine bedeutende Bekanntschaft und freundschaftliche Verbindung, war ihm inzwischen auch in Berlin mit dem jungen Besser geworden, der im Jahre 1680 seinen Wohnsitz dort genommen hatte, und unstreitig unter den schönen Geistern und gebildeten Weltmännern damaliger Zeit in erstem Range stand. Für beide war der wechselseitige Umgang werth und förderlich; sie dichteten ungefähr in gleicher Art, und ihre Dichtkunst widmete sich vorzugsweise der Gesellschaft, dem Hofe, die dazu den reichlichsten Anlaß gaben. Das Leben in Berlin war damals äußerst regsam und gefällig, der Umgang mannigfach, der Verkehr in den Hofkreisen machte Anspruch auf Geschmack und Bildung. Die sogenannten Wirthschaften, eine Art festlicher Vergnügungen unsern Maskenzügen vergleichbar, waren sehr beliebt, und erschienen selten ohne den Reiz dichterischer Ausschmückung; mythologische, historische und fantastische Figuren, Nationen, Stände und Gewerbe, wurden in glänzenden Kostümen, in der Regel ohne Gesichtsmaske, von den Gästen dargestellt, und zu mancherlei Gruppirungen, Tänzen oder sonstigen Aufführungen geordnet; die Personen hatten entweder Verse herzusagen, oder waren Gegenstand der ihnen vom Dichter in eignem oder fremden Sinne gewidmeten. Der französische Gesandte, Graf von Rebenac-Feuquieres, gab im September 1682 zur Feier der Ge-

burt des Herzogs von Burgund in Berlin eine dergleichen glänzende Wirthschaft, deren vornehmste Theilhaber Canitz mit einigen zu seiner Zeit galanten und muntern Versen ihrem Karakter gemäß bedacht hat.

Im Herbste des Jahres 1682 begann Canitz'ens diplomatische Laufbahn durch eine Gesandtschaft, die ihm der Kurfürst an die rheinischen Kurhöfe in einer besonderen Angelegenheit übertrug. In Frankfurt am Main wurden zwischen dem Könige von Frankreich und dem deutschen Reiche über die Ausführung des Friedens von Nimwegen schwierige Verhandlungen gepflogen, welche zu einem neuen Kriege führen konnten. Der Kurfürst wünschte einen neuen Bruch abzuwenden, er hatte schon genug bewiesen, daß, wenn es galt, er an rüstigem Eifer und tapfrem Muthe niemanden weiche, doch unter den damaligen Umständen glaubte er einen neuen Krieg durchaus verderblich für das Reich. Demnach wurde Canitz nach Köln, Trier, Mainz und Heidelberg abgefertigt, um die dortigen Höfe für die Richtung zu gewinnen, bei welcher der Frieden sich erhalten zu können schien. Er hatte besonders in Mainz guten Erfolg, und begab sich darauf nach Frankfurt am Main, um daselbst in Verbindung mit dem dänischen Gesandten für den gleichen Zweck zu wirken. Der dortige Kongreß ging zwar bald nachher auseinander, weil die französischen Gesandten, der fruchtlosen Zögerungen überdrüssig, sich entfernten, allein die Verhandlungen wurden am Reichstage zu Regensburg fortgesetzt, und

der gefürchtete Ausgang war für den Augenblick vermieden. Canitz kam im Frühjahr 1683 nach Berlin zurück, und wurde wegen seines klugen und glücklichen Benehmens ausgezeichnet belobt. Der Kurfürst verlieh ihm zur besonderen Belohnung, anstatt der Aemter Zossen und Trebbin, die er wieder an Mandelsloh abtrat, die einträgliche Amtshauptmannschaft Mühlenhof und Müllenbeck, welche jährlich über 700 Thaler brachte, und die Annehmlichkeit hatte, daß der Mühlenhof in Berlin selbst lag. Im März des Jahres 1684 wurde Canitz, nachdem er vorher mit seiner Gemahlin seinen Freund Zapfe in Altenburg besucht hatte, abermals an den Rhein gesandt. Der Kurfürst von Brandenburg war unaufhörlich bedacht, die Sache des Reichs gegen das Ausland zu stärken, und zugleich jeder inneren Unterdrückung oder Verwirrung entgegen zu arbeiten. Durch seinen Gesandten Paul von Fuchs hatte er den Kurfürsten von Köln, der nur zu sehr geneigt war, sich den Anträgen und Lockungen Frankreichs hinzugeben, in sein Bündniß gezogen. Nachdem aber Fuchs alsbald von Köln nach dem Haag weitergereist, sollte nunmehr Canitz jenes Bündniß neuerdings zu befestigen, und zugleich eine Zwistigkeit auszugleichen suchen, die sich zwischen dem Kurfürsten von Köln und den Herzogen von Hannover und Celle wegen des Besatzungsvorrechts in Hildesheim erhoben hatte. Er ging deßhalb über Hannover, um dort vermittelnd einzuwirken, und hatte sowohl hier, als nachgehends in Köln, in seiner Unter-

handlung soweit glücklichen Erfolg, als von seiner Sendung mit Billigkeit zu erwarten gewesen war. Die genannten Höfe traten, nach dem Vorgange Hollands, dem zu Regensburg zwischen Kaiser Leopold dem Ersten und dem Könige Ludwig dem Vierzehnten auf zwanzig Jahre eingegangenen Stillstande bei, und schlossen sich enger an den Kurfürsten an; zwar wurde den Franzosen die von ihnen treulos eingenommene freie Reichsstadt Straßburg einstweilen überlassen, aber gleichwohl das übrige Reich für den Augenblick aus der bedenklichen Gefahr gerettet. Canitz kam noch vor Ablauf des Jahres von Köln nach Berlin zurück, wo seinen Verrichtungen abermaliger Beifall zu Theil wurde.

Von größeren Schwierigkeiten und minderem Erfolg war eine Sendung, mit welcher Canitz im Februar des nächstfolgenden Jahres 1685 nach Niedersachsen beauftragt wurde. In der freien Reichsstadt Hamburg bestanden zwischen dem Rath und der Bürgerschaft heftige, andauernde Zwistigkeiten. Der Bürgermeister Meurer, vieler Vergehen gegen das Gemeinwesen beschuldigt, lebte mit dem Herzog von Celle in engen Verständnissen, und fand in demselben eine mächtige, aber auch um so gehässigere Stütze gegen die Angriffe seiner Mitbürger. Auch bei dem Reichshofrath in Wien wurde seine Sache begünstigt, und von daher der Herzog von Celle beauftragt, den Kaiserlichen Aussprüchen Wirkung zu verschaffen. Da hier Namen und Ansehn des Kaisers offenbar nur persönlicher Leidenschaft und

eigennütziger Anmaßung dienen sollte, so erhob die Bürgerschaft den heftigsten Widerspruch. Zwei Bürger insonderheit, Konrad Jastram und Hieronymus Snitger, bewiesen den feurigsten Eifer für die Gerechtsame der Stadt, stellten sich an die Spitze der Unzufriedenen, und gewannen bald ein solches Ansehn beim Volke, daß sie dasselbe ganz nach ihrem Willen lenkten. Auch ihrer Parthei fehlte es nicht an auswärtiger Unterstützung; der dänische Hof bestärkte sie in ihrem Widerstande gegen den Herzog von Celle, indem er doch auch diesen im Stillen anregte; ernstlicher und aufrichtiger nahm der Kurfürst von Brandenburg an ihrer Sache Theil. Canitz wurde nach Celle gesandt, um den Herzog von seinen gewaltsamen Unternehmungen gegen Hamburg abzumahnen, eine neue Berichterstattung an den Kaiser anzusprechen, und von Seiten des Kurfürsten nachdrücklich zu erklären, daß derselbe die Hamburger in ihren Gerechtsamen nicht werde kränken lassen, sondern auf alle Weise zu ihrem Beistande bereit sei. Canitz richtete seinen Auftrag mit solcher Kraft und Geschicklichkeit aus, daß der Herzog, wiewohl mit vieler Unlust und großen Klagen über Jastram und Snitger, in neue Vergleichsversuche willigte. Hierauf begab sich Canitz nach Hamburg, um auch dort versöhnend einzuwirken. Er brachte der Stadt die Versicherung des Kurfürstlichen Schutzes, und benutzte die ungemeine Gunst, welche die Art seines Erscheinens und sein Benehmen ihm bei den Bürgern gab, um alles zum Frieden zu

lenken. Jastram und Snitger, an die er sich mit einnehmender Beeiferung wandte, schlossen sich ihm mit vollem Vertrauen an, folgten seinen Rathschlägen, und setzten dieselben bei der Bürgerschaft durch. Durch Canitz'ens und jener ihm verbundenen beiden Patrioten wackeres Bemühn gelang es wirklich, nach öfterem Hin- und Herreisen, einen friedlichen Vergleich dem Abschlusse nah zu bringen, als der Herzog von Celle in diesem ungelegensten Zeitpunkte neuerdings mit harten und trotzigen Ausdrücken einen vor sechs Monaten ausgefertigten Kaiserlichen Schutzbrief für den Bürgermeister Meurer an die Stadt abgeben ließ, und dadurch plötzlich alles wieder verdarb. Die Gemüther geriethen in die heftigste Bewegung, und wollten nun von keiner Nachgiebigkeit mehr hören; auch Jastram und Snitger mußten dem Strome folgen, wider welchen sie nichts vermochten; Canitz wurde im Juni abberufen, und schied mit Trauer von der Stadt, für deren Bestes er so lebhaft bemüht gewesen, und deren edelste Bürger ihm so nah bekannt geworden. Er nahm seinen Rückweg über Celle, wo er dem Herzoge nochmals ernstlich zu erklären hatte, der Kurfürst würde, wie auch die Sache ausschlüge, der Stadt Hamburg als Vertheidiger nicht fehlen, und den Untergang derselben nicht müßig ansehn. Der Kurfürst nahm sich hierauf in Wien der hamburgischen Sache bestens an, allein unvermuthete Gewaltstreiche brachten neue Verwirrung. Als die Häupter des Volks waren insbeson-

dere Jastram und Snitger dem tödtlichsten Hasse der Gegenparthei ausgesetzt; ihrer sich zu entledigen, wollte man kein Mittel unversucht lassen. Mit Hülfe des Kaiserlichen Residenten Rundeck wurde das schwärzeste Komplott geschmiedet, die beiden Bürger gewaltsam aufzuheben, und nach Celle als Gefangene zu liefern. Wirklich wurde Snitger, als er mit seiner Gattin nach seinem Garten in Ham fahren wollte, von cellischen Reitern überfallen und eiligst fortgeführt, aber noch auf dem hamburgischen Gebiete von nachsetzenden Hamburgern wieder eingeholt, befreit, und mit einem Theil der überwältigten und gefangenen Räuber im Triumph nach der Stadt zurückgebracht. Das Gericht verurtheilte die cellischen Soldaten nebst einigen andern Theilnehmern des verrätherischen Ueberfalls zum Tode, und sie wurden wirklich, trotz aller ersinnlichen Bemühung des Herzogs von Celle und der Kaiserlichen Beamten, neun an der Zahl enthauptet. Hierüber entstand ein gewaltiger Lärm, und wiewohl das hamburgische Gericht ganz in seiner Befugniß gehandelt hatte, auch in Wien nicht geläugnet wurde, daß der Kaiserliche Resident, jedoch ohne Auftrag, jenen Streich angestiftet, so entzündete sich der Haß gegen die Stadt doch nur um so heftiger, und von Wien her standen derselben die verderblichsten Entscheidungen zu erwarten. In dieser Bedrängniß fand Hamburg abermals in dem Kurfürsten von Brandenburg einen kräftigen Vertreter bei dem Kaiser. Zugleich wurde Canitz, im September des nämlichen Jah-

res, wiederum nach Celle und Hamburg gesandt, um nochmals eine gütliche Vermittelung zu versuchen. Allein die Schwierigkeiten hatten inzwischen auf beiden Seiten zugenommen; der Herzog von Celle trotzte auf das Ansehn und den Beistand des Kaisers, und wollte von keinem Vergleich mehr hören, die Hamburger verließen sich auf die Hülfe Dänemarks, von welcher Seite sie nachdrücklichst in ihrem Widerstande bestärkt, und auf alle Weise noch mehr gegen den Herzog von Celle und die in Wien erschlichenen Kaiserlichen Verfügungen aufgereizt wurden. Vergebens warnte Canitz seine Freunde Jastram und Snitger wiederholt gegen die verderblichen Lockungen und Rathschläge der Dänen, die schmeichlerischen Anerbietungen der letztern siegten über die wohlmeinenden Mahnungen des Kurfürsten, der brandenburgische Einfluß wurde verdrängt, und Canitz kehrte unverrichteter Sache im December nach Berlin zurück. Der Ausgang zeigte im folgenden Jahre, wie sehr jene Patrioten in ihrer Wahl geirrt hatten. Sie hielten, auf Dänemark gestützt, ihren Gegnern eine Zeitlang guten Stand, allein die Dänen, welchen sie sich ganz hatten hingeben müssen, suchten unter dem Vorwande des Schutzes nur ihre eigne Herrschaft in Hamburg aufzurichten, sie sammelten Truppen, warfen endlich die Larve weg, und forderten unumwunden die Erbhuldigung der Hamburger; die verrathene Stadt griff zu den Waffen, der Rath benutzte den Anlaß, um cellische Truppen hineinzuziehen. Jastram und Snit-

ger wurden verhaftet, und auf Betrieb ihrer Feinde als Verräther, die dem Könige von Dänemark die Stadt überliefern gewollt, öffentlich hingerichtet, ohne daß das bestürzte und unsichre Volk etwas zu ihrer Rettung versucht hätte. —

Kaiser Leopold führte in dieser Zeit mit aller Macht in Ungarn den Krieg gegen die Türken, und seinem tapfern Heere war den 26. Juli 1686 die Erstürmung der Festung Ofen gelungen. Der Kurfürst von Brandenburg, der selbst 8000 Mann unter dem General von Schöning als Hülfstruppen bei dem Heere hatte, beeiferte sich, dem Kaiser zu diesem großen Siegserfolge glückwünschend seinen Antheil zu bezeigen, und Canitz wurde zu dieser Sendung ausersehn. Er empfing zugleich den Auftrag, die Sache der Stadt Hamburg, deren Streitverhältnisse noch immer fortdauerten, bestens wahrzunehmen, und auf eine friedliche Ausgleichung kräftig hinzuarbeiten. Während Canitz diese Angelegenheit in Wien betrieb, unterhandelten die brandenburgischen Gesandten von dem Knesebeck und von Fuchs zu gleichem Zweck in Kopenhagen, und durch diese vereinten Bemühungen sah der Kurfürst schon im September desselben Jahres die gewünschte Ausgleichung endlich herbeigeführt, noch immer glücklich genug, obschon viel weniger, als sie es vor dem Opfer jener unglücklichen Bürger hätte sein können. Canitz empfing den Befehl, von Wien nach Ungarn abzugehn, um bei den brandenburgischen Hülfstruppen einiger vor-

kommenden Geschäfte wahrzunehmen; in Ofen, wo er sich einige Zeit aufhielt, dichtete er ein Trauergedicht auf den Tod seines Freundes des Grafen Theodor von Dohna, der beim Sturme dieser Festung geblieben war. Wir mögen daraus ein paar Strophen wohl hiehersetzen:

„Viel haben Tod und Schmach zu Einer Zeit gelitten,
Viel hat Verzweifelung und Raserei bestritten.
Wie mancher giebt den Geist in schnöder Wollust auf?
Wie manchen, der sein Grab mit Lorbeern denkt zu krönen,
Muß was Verächtliches im Sterben noch verhöhnen?
Hier brach nichts Schändliches solch einen schönen Lauf.
So, wie ein Wandelstern in Diamanten-Funken
Von unserm Scheitel weicht, ist Theodor gesunken.

Die Grabschrift hat er sich mit eignem Blut geschrieben,
Ein Werk, das ewig währt! Er ist im Sturm geblieben,
Wo Gott mit Mahomet um eignen Ruhm gekämpft;
Daselbst hat er gesiegt, im Beisein vieler Helden,
Die in der halben Welt den frühen Fall vermelden.
Der Neid beklaget selbst, daß ihn der Tod gedämpft;
Der Neid, der insgemein, den Stachel zu beblümen,
Die Tugend in dem Sarg am liebsten pflegt zu rühmen."

Nach Wien zurückgekehrt, wurde Canitz durch den gleich darauf erfolgenden Tod des brandenburgischen Residenten von Schmettau daselbst noch längere Zeit zurückgehalten, indem wichtige Aufträge seines Hofes einen vertrauten und geschickten Bevollmächtigten erforderten. Der König von Frankreich hatte nicht nur den geschlos-

senen zwanzigjährigen Stillstand bisher durch Eingriffe mancher Art verletzt, sondern auch durch neue, zwar dem Frieden scheinbar zusagende, aber gleichwohl das ganze Verhältniß unsicher aufregende Vorschläge den Kaiserlichen Hof in besorgliche Spannung gebracht. Der Kurfürst von Brandenburg, an welchen der Kaiser wegen dieser Lage der Dinge sich zunächst gewandt, säumte nicht, demselben durch Canitz im Februar 1687 erklären zu lassen, daß zwar, so lange kein Frieden mit den Türken geschlossen, ein Krieg gegen Frankreich mit getheilten Kräften sehr mißlich zu führen sein würde, er selbst aber als treuer Reichsstand stets bereit sei, wenn die Umstände es nöthig machten, mit gesammter Macht dem Kaiser gegen die Franzosen beizustehn. Das feste Einverständniß des Kurfürsten mit dem Kaiser störte die französischen Absichten, die bald wieder zur Erhaltung des Friedens einlenkten. Der Kurfürst rieth, es dabei zu lassen, da die Kräfte des Reichs theils noch zu erschöpft, und theils wieder zu sehr versplittert seien, um dem Feinde seine widerrechtlichen Aneignungen jetzt mit Erfolg zu entreißen, daß aber, wenn dies geschehn solle, vorher mit den Türken der Friede zu sichern sei. Canitz erwarb durch die Art, wie er in diesen Verhandlungen auftrat, nicht nur die volle Zufriedenheit seines eignen Hofes, sondern auch die ausgezeichnete Gunst des Kaiserlichen, wie denn der Kaiser selbst nicht unterließ, in einem Handschreiben an den Kurfürsten das Verdienst des eben so eifrigen als

geschickten Unterhändlers ausdrücklich zu beloben. Im Mai kehrte Canitz nach Berlin zurück; er sollte zwar sogleich neue Aufträge erhalten, erst nach Regensburg, darauf nach Altona, um dort den Residenten von Jena in den Reichstagsgeschäften, hier den Gesandten von Fuchs bei den Verhandlungen zwischen Holstein und Dänemark abzulösen, allein er wußte beide Sendungen, welche in persönlicher Beziehung zu den Vorgängern nicht erwünscht sein konnten, glücklich von sich abzuwenden. Er verlebte einige Zeit ruhig bei den Seinigen.

Das Ableben des großen Kurfürsten, welches am 28. April 1688 erfolgte, brachte für Canitz'ens Verhältniß keine wesentliche Aenderung. Der neue Kurfürst Friedrich der Dritte bezeigte ihm alsbald sein Wohlwollen, indem er ihn zum Geheimen Rath ernannte, und nahm seine Dienste sogleich wieder in Anspruch. Canitz wurde nach Wien gesandt, um die Anzeige des hohen Todesfalls an den Kaiser zu überbringen, und kaum nach Berlin zurückgekehrt, mußte er abermals nach Wien reisen, um von der inzwischen erfolgten Geburt eines Kurprinzen daselbst Meldung zu thun, zugleich erhielt er den Auftrag, einstweilen als Gesandter am Kaiserlichen Hofe zu verbleiben, in welcher Eigenschaft er fünf Monate die Geschäfte zur größten Zufriedenheit sowohl des Kurfürsten als des Kaisers verwaltete, wie von Seiten des letztern abermals ein belobendes Handschreiben ihm bezeugte. Zum Neujahr 1689 kam er nach Berlin zurück, mußte aber

schon im Februar in einer neuen Sendung nach Hamburg abgehn, um daselbst den Geheimen Rath von Fuchs in dem schwierigen Vermittelungsgeschäft zwischen Holstein und Dänemark als zweiter Gesandter zu unterstützen. Die Verhandlungen ließen keinen beschleunigten Ausgang hoffen, und Canitz beschloß, für den längeren Aufenthalt sich häuslich dort einzurichten, nahm seine Gattin und eine Nichte dahin mit, und bezog in der schönsten Gegend der Stadt, am Jungfernstieg, eines der ansehnlichsten und bequemsten Häuser, dem reichen portugiesischen Juden Texeira zugehörig. Der unselige Rangstreit aber, welcher in früheren Zeiten alle diplomatischen Verhältnisse so sehr erschwerte, verhinderte auch diesmal den freien Umgang unter den Gesandten, die außer ihren geschäftlichen Verrichtungen nur noch etwa in den deutschen Singspielen und in dem damals berühmten Ankelmannischen Garten beim Spazierengehen zusammenkamen. Endlich gerieth man auf die Auskunft, daß angenommen wurde, nicht die Gesandten selbst, sondern gleichsam nur ihre Gemahlinnen empfingen die Gesellschaft, da denn die Aengstlichkeit der strengen Etikette, unbeschadet aller bestrittenen Ansprüche, wegfallen durfte, und der gesellschaftliche Verkehr sich bald in angenehmster Weise gestaltete. Die Gesellschaften bei Frau von Canitz waren besonders ausgezeichnet, die Klugheit und feine Lebensart der Wirthin, ihr richtiger Sinn für alles Angemessene, und ihr edler Geschmack in jeder Anordnung, erhöhten den

Glanz ihres Aufwandes, und machten ihr Haus zu dem besuchtesten Sammelplatz der vornehmen Welt. So vergingen sechs Monate, zwar unter schwierigen Geschäften, aber in dem angenehmsten Leben, die Streitigkeiten der beiden Höfe wurden endlich beigelegt, und die Gesandten, deren Bemühen die Vermittelung gelungen war, kehrten wohlbeschenkt heim. Canitz, der sonst wohl klagen konnte, daß, „während er gelaufen, Andere die güldenen Aepfel aufgelesen," empfing bei dieser Gelegenheit besonders von dem holsteinischen Hof ein ungewöhnliches Geschenk von mehreren tausend Thalern. Er begab sich nach der Rückkehr, da der Hof grade abwesend war, sogleich auf sein Gut Blumberg, in der Hoffnung, wie er an seinen Freund Zapfe schrieb, daselbst im Genusse der Landluft bis zur Ankunft des Hofes seinen Kohl in Ruhe zu pflanzen. Doch unmittelbar darauf nahm ihn schon wieder ein neues Geschäft in Anspruch. Der Herzog von Sachsen-Lauenburg war als letzter aus dem askanischen Stamm ohne sichere Erben gestorben, und der Herzog von Celle hatte das Land sogleich in Besitz genommen; gegen ihn machten Kursachsen und das Haus Anhalt ihre, wie sie behaupteten, näheren Ansprüche geltend, und Canitz wurde beauftragt, von Seiten Brandenburgs die Rechte des letzteren Hauses nachdrücklich zu unterstützen; er besuchte in dieser Angelegenheit die sämmtlichen braunschweigischen Höfe, kehrte aber, da die Sache ein langwieriges Ansehn bekam, und zur Entscheidung des Kaisers nach

Wien gezogen wurde, gegen Ende des Novembers wieder nach Berlin zurück, und erstattete dem Kurfürsten über seine vergebliche Sendung mündlichen Bericht. Zum Schlusse dieses Jahres reiste er nach Sonnenburg, wo die feierliche Einsetzung des Fürsten von Waldeck als neuerwählten Heermeisters des Johanniterordens Statt fand, und auch er selbst als Ritter aufgenommen wurde.

Bei allen seinen Verdiensten und rastlos thätigen Leistungen, deren Werth stets günstig anerkannt wurde, scheint doch auch Canitz auf seiner Bahn den großen und kleinen Kränkungen nicht entgangen zu sein, für welche das Verhältniß des Staatsdienstes vor andern zugänglich und empfindlich ist, und deren gesteigerte Unlust nur durch den Eifer des Ehrgeizes etwan überboten wird. Der letztere war in Canitz weder heftig noch ungemessen, und ihm konnte desto leichter das Treiben desselben verleidet werden, als die Zurückgezogenheit ihm in seinen Neigungen und Gaben den troſtreichsten Ersatz bot. Wirklich brachte er das ganze Jahr 1690 von Staatsgeschäften entfernt, und großentheils auf seinem Gute Blumberg in stiller Muße zu, beglückt durch Gattin und Kinder, durch bewährten Freundesumgang und durch die Ausübung der Dichtkunst. Daß er indeß dem Hofe nicht ganz fremd wurde, sondern ein angenehmes Verhältniß auch in dieser Richtung fortbestand, bezeugen ein paar Gedichte, welche er bei Gelegenheit sogenannter Wirthschaften verfaßte, darun-

ter eines auf die noch lange nachher berühmte Scheerenschleifer-Wirthschaft, von welcher anderswo noch die Rede sein wird. An seinen Freund Zapfe, mit welchem er ununterbrochen Briefe wechselte, bald in deutscher, bald in französischer Sprache, schrieb er in dieser Zeit: „La cour n'a pas assez de charmes pour moi, et je considère les charges, qu'on y recherche avec tant de soins, comme de fers, qui nous empêchent de jouir entièrement de notre liberté, qui passe toutes les richesses du monde, et dont les ames basses ne connoissent pas le véritable prix." In seiner Satire vom Hofleben, die wohl in dieser Zeit entstanden sein dürfte, giebt er folgende beißende Schilderung, deren Züge insgesammt, wie ausdrücklich bemerkt wird, auf wahrhafte Vorgänge und persönliche Verhältnisse gehn:

„Treibt das Verhängniß mich zu einem großen Mann,
Der selten helfen will, und immer schaden kann,
Mein Gott! wie muß ich mich in Zeit und Stunden schicken,
Eh mir es widerfährt sein Antlitz zu erblicken!
Zum öftern will er nicht im Schlafe sein gestört,
Ob man von Weitem gleich sein Brettspiel klappern hört;
Zuweilen eh wir's uns am wenigsten vermuthen,
Schwimmt er, als wie ein Fisch, durch der Klienten Fluthen.
Wohl mir, wenn er alsdann so lange sich verweilt,
Daß mir ein kurzes Nein zur Antwort wird ertheilt,
Dieweil gemeiniglich es ihm also beliebet,
Daß er durch's Hinterhaus sich in die Flucht begiebet.

Wenn ich dann kalt und matt auf meine Ruh bedacht,
Ist schon was Neues da, das mich verzweifeln macht,
Ich finde mich umringt von einem Bettlerhaufen,
Ich, der ich möchte selbst vor fremde Thüren laufen;
Die wollen, sonder Geld, und mit dem bloßen Nein,
Das ich davongebracht, nicht abgewiesen sein."

Dem Verdrusse solch schnöder Begegnung, der selbst hoher Rang und Verdienst nicht entgehen können, gesellt sich die fast noch größere Unlust auch der entgegengesetzten Beeiferung:

„Man sieht ein sichres Volk an Höfen und in Städten,
Das, wie um's Tagelohn, das Pflaster pflegt zu treten;
Das, weil es Arbeit haßt, und doch nicht stille sitzt,
Aus Vorwitz in dem Schooß des Müßigganges schwitzt.
Dergleichen Leute sind die Diebe meiner Stunden,
Es ist ihr Höflichsein mit Ungestüm verbunden.
Da heißt's: Wie geht es euch in eurer Einsamkeit?
Ich denke: Ziemlich wohl, wenn ihr nicht bei mir seid.
Das Wetter nach dem Sturm hat sich schon aufgekläret.
Ach, wünsch' ich, hätt' es doch bis in die Nacht gewähret,
So bringet ihr vielleicht, wie nun, bei Sonnenschein
Mit eurem Mückenschwarm nicht in mein Zimmer ein!"

Im Unwillen gegen solche Leute vergleicht er sie gemeinen Verbrechern:

„Der mich verwundet hat, vom Jachzorn angetrieben,
An dem wird das Gesetz bald seinen Eifer üben;
Wie aber geht es dem für so genossen aus,
Der mir, mit Vorbedacht, fällt in mein eigen Haus,

Und da mit eitlem Tand, den er mit Worten spicket,
Aus Freundschaft, einen Dolch bis in das Herze drücket?"

Er entflieht zuletzt all solchem Unwesen in sein freies Blumberg, wo er im Genusse des Landlebens aufathmet, und den Geist mit edlerer Beschäftigung stärkt.

Doch wie sich das, worauf man verzichtet, oft leichter darbietet, als was man erstrebt, so trat auch das Staatsleben für Canitz noch vor seinen Wünschen wieder ein. Gleich im Anfange des Jahres 1691 erhielt er eine Sendung an den Fürstlichen Hof nach Zeitz, wo er in einem besonderen Geschäft einige Zeit verweilen mußte. Ein wichtiger Erbfolgestreit, der sich durch den Tod des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin zwischen den Fürstlichen Häusern Grabow und Strelitz erhob, veranlaßte darauf im folgenden Jahre 1692 seine Verschickung nach Niedersachsen, die sich im Jahre 1693 wiederholte. Der Versuch, einen gütlichen Vergleich unter den Streitenden zu vermitteln, fand große Schwierigkeiten, und Canitz bedurfte in dem langwierigen Geschäft aller schon erprobten persönlichen Eigenschaften, durch welche Vertrauen erworben, und des Ansehens und der Haltung, durch welche Einfluß behauptet wird. Erst im Jahre 1694 kehrte er von dieser Verhandlung völlig zurück, aber nicht um in fortdauernder Thätigkeit oder in neuer Muße, wie bisher, eines heiteren Glückes sich zu freuen, sondern nm eine Reihe von trüben Begegnissen zu bestehn, welche ihn endlich mit dem härtesten Schlage trafen, und ihn wohl

erkennen ließen, daß der glücklichere Theil seines Lebens vorüber sei. Die Mutter seiner Doris erkrankte, und starb in dem letztgenannten Jahre, eine jüngere Schwester derselben wurde gleichfalls gefährlich krank, und jene, als treue und sorgsame Pflegerin, von äußerer Anstrengung und innerer Theilnahme gleich erschüttert, litt selbst an ihrer Gesundheit, die sich von jener Zeit nicht wieder völlig herstellte. Im Anfange des folgenden Jahres erfuhr Canitz das Unglück, daß sein Gut Blumberg durch eine heftige Feuersbrunst großentheils abbrannte. Er saß grade bei der Abendmahlzeit mit seiner Familie und guten Freunden zu Tisch, als ihm die unglückliche Botschaft gemeldet wurde, welche ihn um so härter traf, als es damals noch keine Feuerkassen gab. Doch kaum hatte er die Erzählung angehört, als er sogleich, den eignen Verlust weniger als den seiner Insassen beachtend, mit ruhiger Fassung die Worte sprach: „Ich will den armen Leuten ihre Häuser wieder aufbauen lassen," welches er auch durch die That alsbald bewährte. Seinem Gemüthe stand jedoch in kurzem eine erustere Prüfung bevor, gegen welche seine Kraft und Festigkeit nicht, wie bei jenem Verluste, gewaffnet war.

An einem Sonnabend, als sie eben zur Beichte gehn wollte, um für den folgenden Tag sich zu dem heiligen Abendmahl vorzubereiten, wurde Frau von Canitz fast auf der Schwelle ihres Zimmers plötzlich unwohl. Da sie guter Hoffnung war, so deutete man

den Zufall, der keine beunruhigenden Zeichen hatte, als einen in solchen Umständen gewöhnlichen, und brachte sie zu Bette. Aber sie selbst, ohne daß der Anschein grade schlimmer geworden, fühlte sich am folgenden Tage bedenklich krank. Ihrem Gatten, der an ihrem Bette saß, eröffnete sie in liebreichen Worten, er möchte sich nicht gar zu sehr mit ihrem Wiederaufkommen schmeicheln, sie fühlte wohl, daß, da sie sich, nicht ohne innerliches Leiden, bisher gewöhnen müssen, ihn so oft von ihr reisen zu sehen, die Reihe nun auch an sie käme, von ihm zu ziehen, und ihm vielleicht bald einen Abschied zu sagen, welcher wohl der letzte in dieser Welt sein dürfte, er möchte ihr aber erlauben, daß sie ihm noch ein Zeichen ihres dankbaren und auch künftig für sein Leben besorgten Herzens geben könne. Dies betraf die Wahl einer künftigen Gemahlin, zu welcher sie ihm eine ihrer Freundinnen vorschlug, deren Werth ihr durch vieljährigen vertrauten Umgang wohlgeprüft war. Canitz, in tiefster Herzensbewegung, lehnte einen solchen Antrag fern von sich ab, allein sie fügte zu dessen Unterstützung, nach kurzem Stillschweigen, freundlichst noch diese Worte hinzu: „Ich weiß, daß er sich um das Hauswesen weder jemals bekümmert, noch wegen seiner Staatsgeschäfte und vielen Verschickungen dessen sich annehmen können; aber sein jüngst abgebranntes Landgut, seine schwere Haushaltung, seine eigne Gesundheit, und sonderlich unser noch unerzogener Sohn erfordert eine so kluge Vorsteherin, und meine

eigne Liebe findet dabei einen tröstlichen Antheil, weil ich hoffen kann, daß er sich, in Gesellschaft einer mir bisher so geneigten Freundin, desto öfter seiner getreuen Doris erinnern werde.“ Dieses Er jener Zeit, die Mitte haltend zwischen dem Du und dem später aufkommenden Sie, schwebte zwischen Vertrauen und Achtung, und hatte noch keine Spur der Zurücksetzung, die erst in der letzten Zeit entschieden damit verknüpft worden. Die Leidende wurde bald nachher unter großen Schmerzen frühzeitig entbunden, worauf ihre Kräfte merklich abnahmen. Sie fühlte, daß ihr Ende herannahe, behielt aber standhaften Muth, und führte so fromme, gottergebene Reden, bezeigte so heitern und freien Sinn, daß alle Umstehenden, unter welchen auch ihr Beichtvater, der fromme Doktor Spener, durch ein so schönes Beispiel edlen Sterbens innigst erbaut wurden. Am vierten Tage waren die Vorboten des nahen Todes unverkennbar; sie ließ ihren neunjährigen Sohn, von sieben Kindern das einzige übriggebliebene, vor ihr Bette kommen, und gab ihm mit den nachdrücklichsten Worten und zärtlichsten Küssen ihren mütterlichen Segen; ihren Gatten, der auf den Knieen liegend seine thränenvollen Wangen auf ihre liebreichen Hände drückte, suchte sie zu trösten, und bat ihn, nicht kleinmüthig zu sein. Sie hatte alles zu ihrem Sterben vorbereitet, und nebst andern Gegenständen besonders auch ein Vermächtniß für die Schulen, Kirchen und Armen angeordnet, welches sie mündlich ihrem Gatten eröffnete, in-

dem sie hinzusetzte: „Ich habe meinen letzten Willen weder schriftlich noch gerichtlich niederlegen wollen, des ungezweifelten Vertrauens, er werde meine letzte Bitte auch nach meinem Tode, kraft seiner mir bekannten Großmuth, von sich selbst erfüllen.“ Canitz vermochte was ihm bevorstand nicht zu fassen, er verging in gränzenlosem Leid. Die Gattin aber, ihm nochmals innig Lebewohl sagend, bat ihn, seinem Schmerze nicht so sehr nachzugeben, und sie durch seine heftige Betrübniß in einem süßen Schlafe nicht zu stören, der sich eben bei ihr anmelde. Sie nahm hierauf mit größter Fassung auch von den übrigen Anwesenden herzlich Abschied, legte sich dann zur Ruhe, und sagte mit freudigem Gesicht: „Sehet, ich schlafe schon wirklich!“ So entschlief sie sanft und lächelnd, ohne Schmerz und Zucken. Sie hatte von jeher, in gesunden Tagen, von Gott sehnlichst einen solchen Tod erfleht, wie ihr jetzt gewährt worden war. Sie starb Dienstags den 9. April um 1 Uhr nachmittags, etwas über neunundreißig Jahre alt.

Dieser Trauerfall wurde durch den lebhaften und vielfachen Antheil, der sich damit verknüpfte, zu einem großen, allgemeinen Ereigniß, das in der sittlichen wie in der dichterischen Welt geraume Zeit in fruchtbarem Andenken stand. Canitz'ens Doris brauchte man nur zu nennen, um ein leuchtendes Vorbild weiblicher Tugend und Liebe, reinsten Eheglücks, und würdigster Verherrlichung hervorzurufen. In der That fehlte ihr keine

Eigenschaft, um sie zu einer höchstbegabten, seltnen Erscheinung zu machen; ihre liebevolle Güte und sanfte Frömmigkeit ruhten auf einem herzhaften Gemüth und freien Geist, die anmuthigste, belebteste Weltbildung auf innerer Tüchtigkeit. Die Trauer des zurückgebliebenen Gatten, durch ein Gedicht ausgedrückt, welches lange Zeit als eines der höchsten Erzeugnisse deutscher Dichtkunst verehrt und auswendig gelernt wurde, vergegenwärtigte den Werth ihres Daseins auch folgenden Geschlechtern. Doktor Spener hielt der Verstorbenen, die in der Marienkirche beigesetzt wurde, eine schöne Gedächtnißpredigt. Dichterisch ihr Andenken zu feiern, fühlte sich Canitz in der ersten Zeit seines ungemessenen Jammers ganz unfähig; er bat seinen Freund Besser, zum Preise der abgeschiedenen Geliebten ihm fürerst den Trost seiner Poesie zu gewähren, wobei er ihm zugleich sagte: „Ich gestehe, daß ich vor sieben Jahren einer von denjenigen gewesen bin, welche vermeinet, Sie hätten sich über den Tod Ihrer erblaßten Ehegattin allzusehr beklaget; aber ich empfinde nun an mir selbst die Wahrheit desjenigen Leidens, welches sie damals so beweglich ausgedrückt, und itzt durch Ihren so langen Wittwerstand, schon mehr als genug bewähret haben.“ Besser versprach diesen Dienst der Freundschaft, ging auch alsbald an's Werk, allein da er sehr langsam arbeitete, so war nach sieben Monaten noch kein Ganzes fertig. Endlich, nach wiederholter Mahnung, brachte er eine Trostode von fünfundvierzig Stro-

phen zu Stande, welche als ein Meisterwerk trefflichen Ausdrucks den größten Beifall erhielt. Allein Canitz, wie sehr ein solches Denkmal ihn freute, sah durch fremdes Wort seinem Herzen nimmer genügt, er mußte seiner Doris auch in eigner Dichtung den Zoll der Trauer und Liebe darbringen, welche seine Brust erfüllten. Erst geraume Zeit nachher, als schon über ein Jahr verflossen, vollendete er nachstehende Ode, welche, als das berühmteste, und nach Vieler Meinung beste seiner Gedichte hier billigerweise ganz mitgetheilt wird.

Klagode.

Soll ich meine Doris missen?
Hat sie mir der Tod entrissen?
Oder bringt die Phantasei
Mir vielleicht ein Schrecken bei?
Lebt sie? Nein, sie ist verschwunden;
Meine Doris deckt ein Grab.
Schneid, Verhängniß, meinen Stunden
Ungesäumt den Faden ab!

Sollt' ich dich noch überleben!
Der ich mehr, als mir ergeben,
Die ich in mein Herz gedrückt;
Dich, die du mich so beglückt,
Daß die Welt mit Kron und Reichen
Mich zu keinem Neid gebracht,
Weil ich sie, dir zu vergleichen,
Niemals groß genug geacht?

Doris, kannst du mich betrüben!
Wo ist deine Treu geblieben,
Die an meiner Lust und Gram
Immer gleichen Antheil nahm?
Du eilst zur bestirnten Straßen,
Und hast nun zum erstenmal
Mich und unsern Bund verlassen;
Deine Wonne schafft mir Qual!

Was für Wellen und für Flammen
Schlagen über mich zusammen!
Unaussprechlicher Verlust,
Wie beklemmst du meine Brust!
Und wie kömmt's? da ich mich kränke,
Werd' ich gleichsam wie ergötzt,
Wenn ich nur an die gedenke,
Die mich in dies Leid gesetzt.

Möchte mir ein Lied gelingen,
Sie nach Würden zu besingen:
Doch ein untermengtes Ach
Macht mir Hand und Stimme schwach;
Worte werden mir zu Thränen,
Und so muß ich mir allein,
In dem allergrößten Sehnen,
Der betrübte Zeuge sein.

Ihr, die ihr mit Schrift und Dichten
Könnt die Sterblichkeit vernichten,
Singt die Angst, die mich verzehrt,
Und der Doris ihren Werth;

Daß man sie, nach langen Jahren,
Mag bedauern, und auch mich!
Doch ihr könnt die Arbeit sparen;
Wer kennt beides so wie ich?

Ihrer edlen Seelen Gaben
Hielt sie zwar nicht als vergraben,
Nein, sie waren Stadt und Land
Meistens, mir doch mehr, bekannt.
Manches Weib wird hochgepriesen,
Das kaum so viel Tugend zählt,
Als die Seligste von diesen
Aus Bescheidenheit verhehlt.

Daß sie wohl mit Gott gestanden,
Sieht man, da sie von den Banden
Dieses Lebens wird befreit;
Seht, wie sie der Tod bedräut,
Aber selbst beginnt zu zittern!
Denn sie zeigt ihm lächelnd an,
Daß, der die Natur erschüttern,
Ihren Schlaf kaum hindern kann.

In dem eiteln Weltgedränge
Ward von der verführten Menge,
Die man allenthalben spürt,
Doris dennoch nie verführt.
Niemals hatte sie erkoren
Einen Gift, der Zucker hieß,
Weil ihr etwas angeboren,
Das sofort die Probe wies.

Doch, in Worten und in Werken,
Ließ sie einen Umgang merken,
Der nicht fremdes Thun verhöhnt,
Und das seinige beschönt.
Was für kluge Tugendsätze
Macht indessen nicht ihr Mund,
Und für ungemeine Schätze
Noch vielmehr ihr Wandel kund!

Gütig jedermann begegnen,
Lieb und Wohlthat lassen regnen,
Das war ihre beste Kunst.
Auch der höchsten Häupter Gunst,
Und ihr innerstes Vertrauen,
Hat sie nie zum Stolz bewegt.
Wir und das, worauf wir bauen,
Sprach sie, wird in Staub gelegt.

Durch verstelletes Beginnen,
Fremden Beifall zu gewinnen,
War ein zu verächtlich Spiel,
Das ihr niemals wohlgefiel.
Und was war es ihr vonnöthen?
Ihre Stirn, die nie betrog,
Machte so den Neid erröthen,
Als sie Herzen an sich zog.

Von der Anmuth ihrer Sitten
Fand ich mich schon längst bestritten;
Doch in unserm Ehestand
Ward ich heftiger entbrannt:

Weil ich so ein Herz erlesen,
Das, wenn Unglück auf uns stieß,
Eben ein so sanftes Wesen,
Als im Glücke spüren ließ.

Bei der liebsten Kinder Leichen
Gab sie kein verzagtes Zeichen.
Hof und Haus verging in Gluth,
Aber nicht ihr Heldenmuth.
Regung, Sinn und Muth zu brechen,
Nach des weisen Schöpfers Rath,
Und mir tröstlich zuzusprechen,
Das war alles, was sie that.

Mit was lieblichem Bezeigen
Gab sie sich mir ganz zu eigen!
Und wie sehr war sie bemüht,
Bis sie meine Neigung rieth.
Alles das hab' ich verloren!
Ach, wie werd' ich traurensvoll!
Hat mein Unstern sich verschworen,
Daß ich sterbend leben soll?

Selbst das Pfand von unserm Lieben,
Das von allem übrig blieben,
Wenn ich's in der Unschuld seh,
Machet mir ein neues Weh;
Weil sein aufgeweckt Geblüte
Seiner Mutter frohen Geist,
Und sein unverfälscht Gemüthe
Ihren wahren Abdruck weist.

Was mir ehmals wohlgefallen
Schmeckt itzund nach lauter Gallen,
Und mich beugt der kleinste Wind,
Weil er mich verlassen findt;
Mir erweckt das Schaugerüste
Großer Höfe nur Verdruß,
Und mein Haus scheint eine Wüste;
Weil ich Doris suchen muß.

Ich durchirre Land und Seen,
In den Thälern, auf den Höhen,
Wünsch' ich, wider die Gewalt
Meines Schmerzens, Aufenthalt.
Berg und Thal, sammt See und Ländern,
Können auch zwar mein Gesicht,
Aber nicht mein Leid verändern;
Denn ich finde Doris nicht.

Euch, ihr Zeiten, die verlaufen,
Könnt' ich euch mit Blut erkaufen,
Die ich oft, aus Unbedacht,
Ohne Doris zugebracht!
Sonne, schenk' mir diese Blicke!
Komm, verdopple deinen Schritt!
Eilt, ihr Zeiten, eilt zurücke,
Bringt mir aber Doris mit!

Aber nein! Eilt nicht zurücke!
Sonst entfernen eure Blicke
Mir den längst begehrten Tod,
Und benehmen nicht die Noth.

Doch, könnt ihr mir Doris weisen?
Eilet fort! Nein, haltet still!
Ihr mögt warten. Ihr mögt reisen.
Ich weiß selbst nicht, was ich will.

Hälfte meines matten Lebens,
Doris! ist's denn ganz vergebens,
Daß ich kläglich um dich thu?
Kannst du noch, in deiner Ruh,
Die getreuen Seufzer hören?
Rührt dich meiner Schickung Grimm?
Ach, so laß dein Schlummern stören!
Sieh dich einmal nach mir um!

Zeige dich mit den Geberden,
Die so manchesmal auf Erden
Mich von Sorgen losgemacht.
Gieb mir noch, zu guter Nacht,
Nur mit Winken zu verstehen,
Daß du meinen Jammer kennst,
Wenn's der Himmel so versehen,
Daß du dich auf ewig trennst.

Lass' in der Gestalt dich schauen,
Wie dich in den sel'gen Auen
Eine Klarheit nun erleucht,
Der die Sonne selbst nicht gleicht.
Oder scheint der Engel Freude
Nicht durch grober Sinnen Flor,
Wohl! so stell', in meinem Leide,
Dich auf andre Weise vor.

Dürft' ich küssend dich umfassen,
So, wie ich dich sah erblassen,
Wie der werthen Augen Paar
Dir zuletzt gebrochen war,
Und der Angstschweiß deiner Wangen,
Als mit Perlen, angefüllt!
Denn so wäre mein Verlangen,
Sollt' ich meinen, schon gestillt.

Ja, obgleich die Träume trügen,
So will ich mich doch vergnügen,
Wenn du in der stillen Rast
Meinen Wahn befriedigt hast.
Ist denn dieses auch verboten,
Ei! so steht die Hoffnung fest,
Daß der finstre Weg der Todten
Mich zu dir gelangen läßt.

Dann will ich nach langem Schmachten,
Dich in Sions Burg betrachten,
Brich, erwünschter Tag, herein!
Und mein sterbliches Gebein
Soll, bis künftig unsre Seelen
Wieder in die Körper gehn,
Nächst bei dir, in einer Höhlen,
Die Verwesung überstehn.

Wie geschieht mir? Darf ich trauen?
O du angenehmes Grauen!
Hör' ich meine Doris nicht?
Die mit holder Stimme spricht:

„Nur drei Worte darf ich sagen;
Ich weiß, daß du traurig bist;
Folge mir! Vergiß dein Klagen,
Weil dich Doris nicht vergißt.“

Neben den Bestrebungen dichterischer Redekunst, die sich bisweilen in diesem Gedicht hervordrängen, behaupten ächter Schmerz und wahre Innigkeit doch unläugbar darin die Oberhand.

Canitz'ens Trauer wurde noch vermehrt durch den bald nachher sich ereignenden Tod seiner Schwägerin, der jüngeren Schwester seiner Doris, und derselben an Gemüth und Sinn besonders ähnlich. Eine Nichte seiner verstorbenen Gattin, Fräulein von Schönberg, die in seinem Hause auferzogen worden, verließ ihn gleichfalls, indem sie nach Dresden zurückkehrte. So fand er sich in dem bisher so glücklichen und belebten Hause ganz vereinsamt. Nur noch sein kleiner Sohn, der ihm als ein theures Ebenbild die Züge der geliebten Doris lebendig vergegenwärtigte, war ihm als ein Trost vor Augen, der seinen Schmerz, indem er ihn beschäftigte, zugleich zerstreute. Dieser wohlgeartete und hoffnungsvolle Knabe war der Sorge eines Hofmeisters anvertraut, dessen Namen in der Folge sehr berühmt geworden ist, nämlich Joachim Lange's, des nachherigen Doktors und Professors der Theologie auf der Universität zu Halle, bekannt durch seine Verfolgung des Philosophen Wolff, und durch seine in mehr als fünfzig

Auflagen wiederholte lateinische Grammatik. Als häuslicher Erzieher und Lehrer in gegebenen Schranken mag der Mann seinem Platze genügt haben, späterhin freilich, an freier Stelle im Gebiete der Wissenschaften, hat er sich der traurigen Schaar derer beigesellt, die aus niederen Gesichtspunkten über die unverstandenen höchsten abzusprechen wagen, und sich durch ihr feindseliges Einwirken gerechten Haß und Verachtung zuziehen. Indeß durfte Canitz, wie gesagt, seinen Sohn damals unter Aufsicht dieses Mannes bestens versorgt glauben, und daher von dieser Seite kein Bedenken finden, auf dringendes Mahnen seiner Freunde eine ferne Reise zu unternehmen, die seinen Gram durch Zerstreuung zu lindern vermöchte. Schon hatte er beschlossen, zu einigen Bekannten, die mit den brandenburgischen Truppen in dem seit dem Jahre 1688 gegen Ludwig den Vierzehnten wieder ausgebrochenen Reichskriege im Felde standen, nach den Niederlanden abzureisen, und zunächst der Belagerung von Namur beizuwohnen, als ein neues Ereigniß unvermuthet nach andrer Seite ihm Geschäft und Zerstreuung anwies. Der Herzog von Mecklenburg-Güstrow starb im September 1695 ohne männliche Nachkommenschaft, und der sogleich zwischen den Herzogen von Schwerin und Strelitz entzündete Erbfolgestreit bewog den Kurfürsten von Brandenburg und den König von Schweden zu dem Versuch einer Vermittelung, für welche von brandenburgischer Seite Canitz beauftragt wurde. Er begab

sich daher ungesäumt nach Güstrow, wo er, einige Zwischenreisen ungerechnet, bis in die Mitte des folgenden Jahres blieb. Theils die verwickelten Geschäfte, die ihm oblagen, theils der gesellschaftliche Umgang, der sich an jene knüpfte, und selbst neue dichterische Uebungen, zu welchen er veranlaßt war, mußten seiner Seele zur wohlthätigen Ablenkung des Kummers dienen, der sie bisher ganz erfüllte; aber mit Beflissenheit wandte sein gestärktes Gemüth auch wieder alle Sammlung auf den Gegenstand seiner Liebe und Klage zurück, denn das mitgetheilte Gedicht auf Doris entstand größtentheils in dieser Zeit. In Berlin fand er bei der Rückkunft sein Hauswesen in großer Unordnung, sein Landgut vernachlässigt, mancherlei Besitzthum durch einen großen Diebstahl entwendet. Dies alles wurde geltend gemacht, ihm eine Wiederverheirathung dringend anzurathen, zu welcher sogar der Hof ihn zu bestimmen suchte. Doch Canitz fühlte noch zu lebhaft seinen Verlust, als daß er einen Ersatz desselben schon hätte denken mögen. Die diplomatischen Verhandlungen riefen ihn wieder nach Mecklenburg, wo er bis zu Ende des Jahres blieb, und darauf nach Hamburg, wo er zur Vermittlung der Streitigkeiten, die sich zwischen dem Herzoge von Holstein und dem Könige von Dänemark wegen des Waffenrechts und der Erbauung einiger Schanzen erhoben hatten, als brandenburgischer Bevollmächtigter neben dem Kaiserlichen und anderen Gesandten thätig und glücklich mitwirkte, wiewohl der Ab-

schluß erst in der Folge zu Stande kam. In Hamburg empfing er in dieser Zeit auch den Besuch seines Freundes Besser, der sich nach Kleve an den Kurfürstlichen Hof begab, und von Berlin dem Freunde zu Liebe diesen Umweg nahm. Im November des Jahrs 1696 kehrte Canitz von seiner Verschickung, deren Zwecke bestens eingeleitet waren, wieder nach Berlin zurück.

Die vereinten Antriebe, welche durch Gedanken und Empfindungen wie durch Verhältnisse in ihm erregt waren, bewirkten nunmehr auch den Entschluß, welchem er bisher noch widerstrebt hatte; er heirathete wieder, und zwar, nach dem Wunsch und der Bitte seiner Doris, die von ihr selbst ihm anempfohlene geliebte Freundin derselben, die Freiin Dorothea von Schwerin, eine Tochter des brandenburgischen Gesandten, den er auf seinen Reisen in London schon frühzeitig hatte kennen gelernt. Der Kurfürst selbst war mit dem ganzen Kurfürstlichen Hause bei der am 29. Dezember vollzogenen Trauung anwesend, und ertheilte dem neuen Ehepaar die gnädigsten Versicherungen. In Gemäßheit derselben erhielt Canitz gleich im Anfange des Jahres 1697 die Ernennung zum wirklichen Geheimen Rath. Mit seiner zweiten Gattin lebte er in gleicher Eintracht und Zutraulichkeit, wie einst mit seiner Doris, deren schönes und segenreiches Andenken in dem neuen Bündnisse nur noch leuchtender hervortrat. Das Glück fügte es, daß Canitz dieses erste Jahr seiner Wiedervermählung größtentheils im Schooße heitrer

Muße und ländlicher Beschäftigung zubrachte. Er vollendete den Wiederaufbau seines abgebrannten Gutes; Wohnhaus und Garten daselbst wurden größer und schöner wiederhergestellt. Seine dichterischen Arbeiten, sein Briefwechsel mit werthen Freunden, besonders mit Zapfe, blieben nicht vernachlässigt; einige der geistlichen Gedichte, die sich in der Sammlung finden, mögen in dieser Zeit entstanden sein. Im Anfange des Jahres 1698 erfuhr Canitz eine Standeserhöhung, indem der Kaiser Leopold aus eigner Bewegung ihn zum Reichsfreiherrn erhob, mit Ertheilung eines neuen Wappens, Beilegung des Ehrenwortes Wohlgeboren, und andern herkömmlichen Bestimmungen. Auch war ihm nicht gegönnt, länger von Staatsgeschäften auszuruhen. Ihm wurde eine wichtige Sendung nach Holland übertragen, wobei er auf der Hinreise zugleich in Hannover den Kurfürsten Georg wegen dessen Vaters Ableben die Beileidsbezeigungen zu überbringen hatte. Im Haag fanden in Folge der Friedensschlüsse von Ryßwyck die bedeutendsten Verhandlungen Statt, in welchen die politischen Verhältnisse von ganz Europa sich zusammendrängten, und auch Brandenburg durch die vielfachsten Beziehungen ernstlich betheiligt war. Den Umständen gemäß, welche, im Gegeneinanderwirken der größten Mächte, für eine Mittelmacht, wie Brandenburg damals war, mehr Klugheit und Vorsicht, als Nachdruck und Schärfe vorschrieben, führte Canitz hier die Geschäfte seines Hofes mit aller einnehmenden Hal-

tung und feinen Besonnenheit, welche von jeher seine diplomatischen Verrichtungen ausgezeichnet und gefördert hätten. Dem Könige Wilhelm von Großbritannien, welcher nach dem Haag herübergekommen war, hatte er mehrmals persönlich die wichtigsten Eröffnungen zu machen, und zum Vortheil und Glanze des Kurfürstlichen Hauses wurde manches eingeleitet, was der nahen Zukunft auszuführen beschieden war. Schon über ein Jahr hatte Canitz in Holland auf diese Weise voll Eifer und Thätigkeit zugebracht, als ihn zunehmende Kränklichkeit, die sich bald zu einem ernstlichen Brustübel gestaltete, nach heimathlicher Ruhe und Pflege verlangen ließ. Der Kurfürst bewilligte sein nur allzu begründetes Gesuch; Canitz nahm im Haag Abschied, und kam im Frühling des Jahres 1699 zum Pfingstabend, schon sehr leidend, in Berlin bei den Seinigen an.

Frühzeitig war Canitz von Uebeln heimgesucht worden, welche selten einer rauhen und strengen Lebensart, desto häufiger jedoch einer verfeinerten und reichlichen sich anschließen. Seit seinem dreißigsten Jahre litt er abwechselnd an Kolik, Steinschmerzen und Podagra, doch keineswegs so heftig, um dadurch in den Pflichten seines Berufs oder im gewohnten Lebensgenusse sonderlich gestört zu werden. Jetzt aber hatte sich mit diesen Uebeln eine Brustkrankheit verbunden, die schnell seine Kräfte hinzehrte, und wegen seines Auffkommens wenig Hoffnung ließ. Von allen Seiten wurde ihm

die lebhafteste und innigste Theilnahme bezeigt, der Kurfürst selbst besuchte ihn in seinem Hause, und ertheilte ihm tröstliche Versicherungen. Canitz bewies unter allen Schmerzen und Widerwärtigkeiten seines Zustandes die größte Fassung und Heiterkeit. Er suchte für sich und die Seinigen allen Trost nur in freudiger Hingebung in den Willen Gottes; fromme Betrachtungen, zu welchen schon immer Sinn und Neigung ihn gelenkt, wurden seine liebste Unterhaltung. Mit seinem ehmaligen Hausgenossen Joachim Lange, mit dem ehrwürdigen Spener, der ihm als treuer Freund schon längst vertraut war, so wie mit andern Freunden, die ihn besuchten, führte er gern dergleichen Gespräch, und wußte darin nicht minder zu geben, als zu empfangen. Er sagte unter andern zu Lange, er beginne nun die göttlichen und weltlichen Dinge mit ganz andern Augen, als vormals, anzusehn. Und Spenern versicherte er in tiefster Rührung, wenn Gott ihn wieder aufrichten würde, was doch kaum zu hoffen stünde, so wollte er sich dem eitlen Wesen der Welt, davon er doch nichts hielte, ganz entziehen, und hingegen, nach aller Möglichkeit, dem allein Nothwendigen sich widmen. Um endlich über seinen Zustand völlige Gewißheit zu erlangen, berief er die sämmtlichen Königlichen Leibärzte zu einer Berathung, deren Ergebniß ihm auf sein beherztes und standhaftes Dringen unverhohlen mitgetheilt wurde. Als er aus dem Berathungszimmer trat, fand er im Vorzimmer seinen Freund Besser, den er nebst

andern Gästen, worunter auch die Aerzte, zur Tafel geladen hatte, ging auf ihn zu, und sagte ihm leise in's Ohr: „Ich soll nicht länger, als noch sechs oder sieben Tage leben, womit ich zwar sehr wohl zufrieden bin; aber ich bitte, sich dessen gegen Keinen, und am wenigsten gegen meine Gemahlin zu äußern." An der Tafel selbst war alles sehr niedergeschlagen, außer Canitz, der sich ganz vergnügt und unbefangen benahm, und nachher den Aerzten insgeheim sogar verwies, daß sie über ihn solche Betrübniß bezeigten, da sie ihm doch nur fröhliche Botschaft gebracht. Seine heitre Fassung bewährte sich auch in den folgenden Tagen. Unter andern ließ er aus dem Gebeinhause sich einen Todtenkopf bringen, über welchen er seine besondern Betrachtungen anstellte, der Weissagung des Propheten Ezechiel gedenkend, der die auf dem Felde liegenden verdorrten Gebeine wieder lebendig werden sah. Inzwischen nahm seine Krankheit merklich zu; er konnte zwar bis zuletzt noch immer herumgehn, aber sein Athem war beklommen, und mit großartiger Gelassenheit sah er stündlich seinem Tod entgegen. Endlich am 11. August, neun Tage nach jener ärztlichen Berathung, starb er den glücklichsten und erhabensten Tod, welchen der Mensch, nach menschlichem Ermessen, je wünschen kann. Er stand am frühen Morgen auf, ließ sich völlig ankleiden, und trat an das Fenster, welches er öffnete, um frische Luft zu schöpfen; die Sonne ging eben auf, und mit freudigem Staunen genoß er den Anblick der

wundervollen Pracht; als er eine Weile unverwandt hinausgeschaut, sagte er zu einer Verwandten, die ihn stützte: „Ei, wie schön ist heut der Himmel!" und sank, von einem Schlagfluß getroffen, todt in ihre Arme. Er starb im fünfundvierzigsten Lebensjahre. Schon am Tage darauf wurde er in der Marienkirche, neben seiner Doris, beigesetzt. Acht Tage darauf hielt Spener in der Nikolaikirche vor zahlreichen Zuhörern ihm eine Gedächtnißpredigt.

Folgende Schilderung seines Aeußern, wie sie durch frühere Hand uns aufbewahrt ist, möge den Mann uns nochmals vor Augen stellen. Er war von mittlerer, wohlgewachsener Gestalt, in den späteren Jahren etwas untersetzt und stark; sein Gesicht voll, offen, wohlgebildet und geistreich; seine blauen Augen lebhaft, sein Gang aufgeweckt, sein Ansehn männlich, die Sitten edel. Bei einer weißen Haut und freien Stirne hatte er einen sehr freundlichen Mund, der sich doch manchmal eines höhnischen Lächelns nicht erwehren, und seine angeborne Neigung zur Satire nicht ganz verbergen konnte. Seine Kleidung war nett, wohlgewählt, aber ohne kleinliche Sorgsamkeit. Man hatte ihn kaum gesehn, so war man ihm gewogen, und kaum gesprochen, so blieb man ganz von ihm eingenommen. Er war gesprächsam, höflich, frei von Eigensinn und Widerspruchsgeist, für jedermann gefällig und aufmerksam, Fähigkeiten und Neigungen leicht durchschauend, jedem Gegenstande wie jeder Persönlichkeit und jedem Verhältnisse sich leicht

bequemend, mit Einem Wort, ein vollkommener Mann von Welt, der aber mit allem Reize solch äußeren Behagens den tiefen Werth innerer Bildung vereinigte. Sein Verstand war schnell, sein Urtheil richtig und scharf, sein Gedächtniß vortrefflich; Witz und Laune standen ihm zu Gebot, und seine geistreichen Einfälle, dergleichen damals der Ton am Hofe gern hervorrief, machten Glück. Seine Kenntnisse waren mannigfach, seine Belesenheit ausgebreitet; doch las er in späterer Zeit, wegen seiner vielen Geschäfte, meist eilig und sprungweise, indem er bei jedem Buche zuerst den Inhaltsanzeiger aufschlug, und dann gleich die Abschnitte vorausnahm, die ihn hauptsächlich anzogen. Er schrieb und sprach lateinisch, französisch und italiänisch sehr gut, außer diesen Sprachen verstand er aber auch noch holländisch, englisch und spanisch. Das Dichten trieb er wie andre angenehme Unterhaltung, ohne Müh' und Arbeit, als leichtes Spiel, im Auf- und Abgehn, bei einer Pfeife Taback vor dem Kamin, ja wohl gar in solch häuslicher Bequemlichkeit, die sich verbergen muß. Auch der Musik war er sehr kundig, und liebte deren Genuß. In Geschäften war er streng und fest, bei großer Leichtigkeit von vorsichtiger Haltung; alle seine Eigenschaften wurden hier zu Vorzügen; in den meisten Verhandlungen war er glücklich, er wußte Ernst und Sanftmuth zu vereinen, um zu überreden, zu gewinnen; im Friedenstiften, Vermitteln, Versöhnen, besaß er ein einziges Talent.

Seiner vortheilhaften Erscheinung gab erst vollen Werth, daß sie auf dem gediegenen Grund eines edlen Karakters ruhte. Seine Rechtschaffenheit, sein redliches Herz und sein reiner Sinn herrschten über jene geschmückte Oberfläche. Das wahrhaft Menschliche, die freieste Güte und offenste Achtung, konnte er nie verläugnen, wie sehr auch die übereinkömmlichen Formen in den höheren Kreisen, die Rücksichten auf Gunst und Stand, in so vielen Fällen dazu verlocken und fortreißen mochten. Hülfreich mit Aufopferung und Thätigkeit, wußte er Gutes um sich her zu verbreiten, so weit nur sein Vermögen reichte. Freigebig schenkte er jedem Bedürftigen, ja kam dessen Bitte zuvor; eine große Anzahl von Hausarmen genossen regelmäßig seine Unterstützung, wie erst nach seinem Tode bekannt wurde. Seine Uneigennützigkeit und Großmuth zeigten sich um so schöner, je bedeutender der Gegenstand war. Ein schönes Landgut, dessen Einkünfte seiner Mutter, der künftige Besitz aber ihm vererbt war, überließ er derselben ganz, und als sie nach dem Verkauf in neue Bedrängniß gerieth, sorgte er reichlich bis zu ihrem Tode für sie, und auch nachher noch für ihren verwittweten Gatten, jenen Baron von Brunbosc, der auf so seltsame Weise sein Stiefvater geworden war. Dem Lehrer seines Sohnes, Joachim Lange, gab er während der ganzen Zeit, die derselbe in seinem Hause war, stets das Doppelte des anfänglich bestimmten Jahrgehalts. Einem seiner Freunde wurde seine Freigebigkeit auf eine

so edle Weise hülfreich, daß, wie gemeldet wird, auch ein König sich derselben nicht hätte schämen dürfen. Hieher gehört auch ein Zug, der seinen und seiner Doris gleiggestimmten Edelsinn in schönster Regung zeigt. Ein Hofbeamter hatte Kostbarkeiten, die seiner Aufsicht anvertraut waren, in dringender Verlegenheit pfandweise versetzt, sie aber zu rechter Zeit nicht wieder einlösen können, und war daher der schmachvollen Entdekkung nicht entgangen. Die Sache wurde an Canitz'ens Tafel als Hofneuigkeit erzählt, er nahm gleich lebhaften Antheil, und rief voll Eifer: „Mein Gott! Ich kenne ihn zwar nicht weiter als von Ansehn, aber hat er denn nicht zu mir kommen, und mir im Vertrauen sein Anliegen eröffnen können? Nicht wahr, Dorchen? du hättest, falls wir nicht gleich baares Geld genug bei der Hand gehabt, deine Perlen hergegeben, um den ehrlichen Namen dieses unglücklichen Edelmanns zu retten?" — „Von Herzen gerne," antwortete sie, indem sie zugleich eine Perlenschnur, über 3000 Thaler an Werth, von ihrem Halse löste, und ihrem Gemahl freundlichst sie mit den Worten überreichte: „Hier sind sie, wenn es noch Zeit ist, sein Verderben abzuwenden." Doch war für diesmal der gute Willen des edlen Paars erfolglos, die Sache war schon zu weit und unrettbar.

Als Dichter behauptete Canitz, wie auch Zeit und Geschmack sich veränderten, noch lange seinen Werth; sein Talent, in der von Opitz beginnenden neueren Reihe deutscher Dichter ehrenvoll aufgenommen, war

für seine Zeit höchst bedeutend. Doch läßt sich nicht läugnen, daß ihm die Dichtkunst mehr ein Reiz und eine Zierde des Lebens, mehr eine der Thätigkeiten und Beziehungen war, welche ein reger Bildungstrieb sich mannigfach gewinnt und aneignet, als ein Inbegriff aller, aus dessen Mitte das Leben selbst nach allen Seiten neubedingend hervorquölle. Das Verdienst der gewählten Sprache, des angemessenen Ausdrucks, der höchsten Reinheit und Eleganz, tritt bei solchen Dichtern am stärksten hervor, und Canitz besaß dasselbe in sehr hohem Grade. Was uns jetzt in seinen Gedichten als Geschacklosigkeit und Härte verletzt, entsprach in seiner Zeit gewiß den höchsten Anforderungen der Feinheit und Ründung, denn zumeist wegen dieser Vorzüge wird seine Schreibart von seinen Zeitgenossen allgemein gepriesen. Noch Friedrich der Große, auf Glauben die damals angenommen gültige Meinung wiederholend, sagt von ihm: „Il puisa dans l'usage de la bonne compagnie cette politesse et cette aménité qui plaît dans son style." Seine gesammelten Gedichte wurden zuerst im Jahre 1700 durch den Freiherrn von Canstein im Druck herausgegeben, und häufig wieder aufgelegt; sodann im Jahre 1727 mit großer Sorgfalt, und mit beigefügtem Lebenslauf und schätzbaren Anmerkungen, durch Johann Ulrich König, den um die deutsche Litteratur auch sonst noch wohlverdienten Hofdichter in Dresden, und auch diese Ausgabe ist bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mehrmals wiederholt worden.

Geistliche Gedichte und vermischte, Satiren und Uebersetzungen, Trauergedichte, zuletzt galante und Scherzgedichte, bilden verschiedene Abtheilungen. Die Satiren sind nach dem Muster des Boileau, einige auch aus ihm, dem Horaz und Juvenal übersetzt.

Von unsrem Canitz ist keine Nachkommenschaft übrig. Wenige Wochen nach ihm starb sein einziger hinterbliebener Sohn, etwas über dreizehn Jahr alt, an den Blattern. Seine Wittwe verheirathete sich späterhin an den Freiherrn von Schöneich in Crossen. Sein Vermögen fiel an zwei Freiherren von Canstein, Stiefbrüder seiner Doris; der jüngere, schon oben erwähnt, erhielt mit anderem Besitz auch des Verstorbenen ausgewählte Bücher, bei deren Verkauf er selbst viele davon wiedererstand, die später mit seiner eignen großen Büchersammlung an das Waisenhaus zu Halle kamen, dem er auch sein ganzes übriges Vermögen durch fromme Stiftung zuwandte.

Canitz'ens Gedichte haben ihre Zeit gehabt, sie liegt abgeschlossen, und wird wohl schwerlich wiederkehren; diese Lieder fallen, gleich vielen andern für begränzte Dauer erschienenen, unaufhaltsam mehr und mehr der Vergessenheit anheim; aber der Name des Dichters wird nicht untergehn, Canitz wird ruhmvoll genannt werden unter den Ehrensäulen der deutschen Litteratur, so lange diese selber besteht, und so wird in seinem Namen zugleich sein Denkmal sein. Merkwürdig indeß möge hier zum Schlusse noch der seltnen

Gunst erwähnt werden, welche dem schon weit entschwundenen, durch mächtigste Entwickelungen neuer Folgegeschlechter zurückgedrängten Dichter gleichwohl in später Dauer noch erhalten blieb. Der Feldmarschall Graf von Kalkreuth, im Jahre 1736 geboren, sonst eben auf Poesie nicht ausgehend, war aus den Eindrücken früher Jugend doch mit Ehrfurcht und Vorliebe für die Gedichte von Canitz eingenommen; er wußte die Trauerode auf Doris auswendig, und sagte öfters ganze Strophen daraus her, mit der guten Ueberzeugung, das sei doch noch Poesie von ächtem Werth, und alle andre dagegen mit Recht gering zu achten. Der geistvolle, regsame Greis starb erst im Jahre 1818 im hohen Alter, und so reichte, durch diesen einen langgezogenen Lebensfaden vermittelt, die lebendige Wirkung von Canitz'ens Gedichten im vollen Ansehn ihrer Zeit, zwar nur leise, aber doch bis in unsere Tage hinein! —

Johann von Besser.

Mit Canitz in demselben Jahre kam Johann Besser zur Welt, jenem als Dichter, als Hof- und Staatsmann und als Freund, im Leben vielfach verwandt und nah. Er wurde den 6. Mai 1654 in Kurland geboren. Sein Vater, aus dem Patricierhause der Besserer in Ulm herstammend, von welchem ein Zweig nach Preußen und dann nach Kurland verpflanzt worden, war Prediger in Frauenburg, und stand wegen seiner Gelehrsamkeit und wegen seines frommen Wandels in gutem Ansehn; seine Mutter, von Geburt ein Fräulein dortiger Gegend und eines Predigers Tochter selbst, vereinigte die Vortheile dieser gedoppelten guten Herkunft. In Kurland waren auch nach der Reformation, welche in manchen Ländern die kirchlichen Aemter ihrer weltlichen Herrlichkeit dergestalt entkleidete, daß sie fast ganz dem Ehrgeize des strebenden Bürgerstandes anheimfielen, die Predigerstellen meist so gute Pfründen geblieben, daß auch der Adel sich fortdauernd um sie bewarb, und hieraus kam, daß beide Stände dort leichter gegen einander sich ausglichen; ein Verhältniß, welches auch für Besser's Leben und Fortschreiten von ent-

schiedenem Einfluß war. Erziehung und Unterricht empfing der wohlgebildete, kräftige und geistesrege Knabe mit den Kindern einiger benachbarten adlichen Familien, von ausgewählten Lehrern, sowohl in Wissenschaften und Sprachen, als auch in Leibesübungen und sonstigen Fertigkeiten. Er überstand große Lebensgefahren, indem er einmal unter dem Eise dem Ertrinken nahe war, ein andresmal im Kornfelde von den Hunden seines Vaters, die ihn plötzlich anfielen, beinah zerrissen wurde. Frühzeitig erwachte auch die Neigung zu dichten in ihm, und war durch keine Abmahnung, die man ernstlich versuchte, zu überwinden. Mit guten Kenntnissen und vortheilhafter persönlicher Bildung ausgestattet, bezog er, zugleich mit mehreren seiner bisherigen Studiengefährten, die Universität zu Königsberg, wo er den philosophischen Wissenschaften und demnächst, seiner ihm zugedachten Bestimmung gemäß, der Theologie den besten Fleiß widmete. Schon im Jahre 1673 vertheidigte er daselbst öffentlich eine lateinische Abhandlung über einige Sätze aus der Logik, und im folgenden Jahre, da er selbst noch nicht volle zwanzig zählte, eine zweite über einen philosophisch-theologischen Gegenstand, durch welche er mit großem Ruhme die Würde eines Magisters der freien Künste erwarb. Im Jahre 1675 ließ er abermals eine philosophische Abhandlung drucken, die unter seinem Vorsitz ein jüngerer akademischer Mitbürger vertheidigte. Indem er so im gelehrten Kreise rüstig und gewandt auf den Schauplatz trat, verläugnete

sein Sinn auch schon damals nicht die Richtung nach den oberen Kreisen, wo die Fürsten und ihre Umgebungen, im Schimmer der Macht und des Glanzes, den Blick und Eifer begabter Dienstberufenen stark und unwiderstehlich anziehen. Keine jener Abhandlungen ließ Besser ohne den Schmuck einer vornehmen, empfehlenden Zueignung; er widmete die erste dem Herzoge Jakob von Kurland, bei welchem sein Vater in vorzüglichen Gnaden stand, die zweite dem Herzoge Friedrich Kasimir, und die dritte der brandenburgischen Prinzessin Luise Charlotte.

Ein junger Mann von so ausgezeichneten Gaben, der die Welt bedeutend ansprach, und ihre Verhältnisse lebhaft ergriff, konnte am wenigsten unter den Jünglingen gleichgültig bleiben, welche durch Alter, Studien und Neigungen ihm verbunden waren. Besser lebte in vertraulichster Gemeinschaft mit jungen Edelleuten, die, theils aus Kurland, theils aus Preußen und andern Ländern, in Königsberg studirten. Vor allen aber hatte sein Landsmann von Maydel, ein edler Jüngling von vorzüglichen Fähigkeiten und älternloser Erbe eines Vermögens von einer Tonne Goldes, sich an ihn mit innigster Freundschaft angeschlossen. Seine Studien waren bald beendet, er kehrte nach Hause, um von dort eine größere Reise nach fremden Ländern anzutreten, und da er die Wittwe seines Oheims, welche bei ihm Mutterstelle vertrat, wegen eines tüchtigen Haushofmeisters, der ihn begleiten sollte, bemüht sah, so stand

er nicht an, ihr als einen solchen seinen Freund Besser in Vorschlag zu bringen. Die kluge Frau verlangte denselben vorher persönlich kennen zu lernen, wohl nicht ohne Bedenken wegen dessen eigner Jugend; aber kaum hatte sie ihn, den stattlichen, haltungsvollen jungen Mann, selbst gesehn, als sie sogleich und unbeschränkt einwilligte, indem sie mit angenehmer Wendung hinzufügte, sie wünsche, daß es ihrem Pflegesohn mit seinem selbsterwählten Hofmeister wie den Kranken ergehen möge, bei denen insgemein die Arznei desto heilsamer anschlüge, jemehr Vertrauen sie selbst zu ihrem Arzte hegten. Die beiden Freunde traten noch im nämlichen Jahre 1675 ihre Reise an, und begaben sich zuvörderst auf die Universität Leipzig, um daselbst in den Wissenschaften noch weitere Fortschritte zu machen.

Sie ließen es beiderseits an Fleiß nicht fehlen, und zeichneten sich vor andern durch Sitten und Betragen aus; das Ansehn ihrer ganzen Erscheinung, und insbesondre ihre Fertigkeit in ritterlichen Uebungen, machte sie bald der ganzen Stadt vortheilhaft bemerkbar. Da Maydel reformirten Glaubens war, und es für diesen in Leipzig keine gottesdienstliche Anstalt gab, so reisten sie dieserhalb einigemal nach Dessau, wo sie zugleich den Hof besuchten, und bei dem Fürsten Johann Georg freundlich und ehrenvoll aufgenommen wurden. So verging fast ein Jahr in glücklichen Lebenstagen, und schon dachten sie an die Weiterreise, als ein unglücklicher Vorfall ihren Weg und ihre Plane völlig

zerrüttete. Canitz und seine Freunde, deren Umgang für Besser und Maydel sich als der schicklichste von selbst hätte darbieten müssen, waren kurz vorher abgereist; es drängten statt solcher edlen, leider nur rohere Bekanntschaften sich auf. Mit Besser und Maydel fanden sich in derselben Tischgesellschaft ein gewisser von Bennigsen und dessen Hofmeister Lange, bei welchen die große Geschicklichkeit im Fechten, worin jene Beiden sich als Meister zeigten, Neid und Groll erweckte; einige Offiziere von den sogenannten Blauröcken, zur Besatzung der Pleißenburg gehörig, hatten gleichfalls ihren Aerger daran, und ihr tückischer Ingrimm suchte begierig die Gelegenheit zum Ausbruch. In dieser Absicht brachten Bennigsen und Lange eines Mittags den Lieutenant von Lochau mit zu Tisch, trennten gleich anfangs, unter dem Schein des Ungefährs, Besser'n von seinem Zögling, und begannen hierauf durch anzügliche Reden und zudringliche Geberden jene zum Streit aufzureizen. Lochau schimpfte gegen Maydel auf Bessern, zweifelte, ob derselbe auch ein solcher Held im freien Felde wäre, wie auf dem Fechtboden, und verlangte denselben auf die Probe zu stellen. Maydel nahm sich seines Hofmeisters an, verbat sich dergleichen Reden, und meinte, man müsse sich damit an den Mann selber wenden, der ja gegenwärtig sei; er saß aber am andern Ende des Tisches, und konnte diese Reden kaum vernehmen, geschweige denn erwiedern. Als die Mahlzeit geendet war, drang Lochau nur noch heftiger auf Maydel ein,

betheuerte höhnisch, er müsse sich mit einem von ihnen beiden raufen, und wolle gleich den Zögling, da dieser für seinen Hofmeister so ritterlich auftrete, in Anspruch nehmen. Der gereizte Jüngling, sonst ungemein sanftmüthig, und bisher ganz kalt und besonnen, vermochte sich jetzt nicht länger zu halten: „Weil du denn durchaus Händel mit mir haben willst, rief er, und ohne alle Ursache, so muß ich dir erst diese dazu geben," ergriff eine zinnerne Kanne, und schlug sie dem Gegner mit Gewalt auf den Kopf; Besser sprang herzu, Lochau's Genossen gleichfalls, und es entstand eine heftige Schlägerei, die nur mit Mühe von den übrigen Anwesenden auseinandergebracht wurde. Besser fand angemessen, um weitere Händel zu vermeiden, den bisherigen Mittagstisch mit einem andern zu vertauschen; doch sein Zweck wurde nicht erreicht. Jener Vorfall war noch nicht abgethan, als nach wenigen Tagen auch Bennigsen, der ziemlich getrunken hatte, und in diesem Zustande Maydel'n auf dem Vorsaale vor dessen Wohnstube begegnete, diesen mit trotzigen Reden anließ, ihm unvermuthet in's Gesicht schlug, und abermals eine Balgerei verursachte, in welche die herzugeeilten beiden Hofmeister gleichfalls verwickelt wurden. Maydel, sogleich von Lochau herausgefordert, und selber Genugthuung von Bennigsen und Lange fordernd, sah gleichwohl den Zweikampf durch mancherlei Ausflüchte seiner Gegner nur stets weiter hinausgeschoben. Bennigsen und Lange hatten unterdeß, wie sie schon früher im

Sinne geführt, die Studien verlassen, und bei der Besatzung der Pleißenburg, unter den Blauröcken, wie man sie nannte, Dienste genommen, jener als Fähnrich, dieser als Führer, und sie wollten mit ihren neuen Kameraden lieber ihren Vortheil durch neue Tücke suchen, als im offenen Gefecht ehrlich erringen. Mehr als neunmal ließ Maydel sie mahnen, aber stets vergeblich, es verging eine Woche nach der andern. Die Sache verzog sich so lange, daß Briefe aus Kurland einlaufen konnten, in welchen Maydel's Pflegemutter dessen unverzügliche Rückkehr nach Hause dringend anbefahl, indem ein dortiges Gerücht, derselbe sei in einem Zweikampf geblieben, sie wegen übler Händel besorgt mache, deren unglücklichen Ausgang sie abwenden wolle. Für Besser entstand hieraus eine schreckliche Lage; seine Pflicht forderte, Leben und Sicherheit seines Zöglings der erhaltenen Weisung gemäß zu wahren, aber nicht minder lag ihm ob, dessen Ehre nicht im Stich zu lassen. Vergebens bot er alles Ersinnliche auf, um die Möglichkeit einer gütlichen Ausgleichung zu finden, vergebens wollte er selbst für seinen jungen Freund eintreten und dessen Kampf ausfechten, kein Vorschlag fand Eingang, am wenigsten der letztere, welchen Maydel weit wegwarf, und von dem Besser selbst wohl gestehn mußte, daß er mehr seinem eigenen, als dem Verhältnisse seines Freundes entspreche. Nichts blieb übrig, als den Zweikampf möglichst zu beeilen, und für denselben alle beste Vorkehrung zu treffen.

Besser benahm sich hiebei mit musterhafter Sorgfalt und Ueberlegung, er besprach die Gegner, und wußte es geschickt dahin zu leiten, daß man übereinkam, in Betracht der früher gepflogenen Freundschaft, ohne Erbitterung und nur des ehrenvollen Ausgangs wegen zu fechten, daher keine andere Waffe als den Degen zu gebrauchen, und sich mit dem, was die Gebühr erheische, zu begnügen. In der Wahl des Platzes, der Waffen und der Zeugen, handelte er gleichfalls mit klügster Vorsicht. Er selbst übernahm, keine Bedenklichkeit wegen der Verantwortung beachtend, nun auch die Rolle eines Beistandes, weil er der eignen Treue und Fechtkunde für den Freund am meisten sicher war. Die Zögerungen und Verhandlungen hatten schon über zehn Wochen gedauert, endlich wurde der 15. Februar des Jahres 1677 zum Kampftage bestimmt. Die Partheien, jede von dreien Zeugen und einigen Dienern begleitet, ritten frühmorgens von Leipzig nach dem Dorfe Linkel, wo ein dichtes Tannengehölz angemessenen Raum, aber nicht nur dem freien Kampfe, sondern auch der schändlichsten Hinterlist gewährte. Lochau und Maydel fochten zuerst, und wiewohl jener, der ausdrücklichen Versicherung entgegen, diesen gefährlich zu treffen suchte, und darüber selbst mehrmals in seines Gegners Gewalt gerieth, so schonte doch dieser ihn großmüthig, und focht mit der doppelten Aufmerksamkeit, für sich und auch für den Gegner selbst dessen unbesonnene Hitze unschädlich abzuwenden. Nach vier

Gängen erklärte Lochau sich für befriedigt, er und Maydel versöhnten sich, und gaben einander die Hände. Hierauf stellten sich Besser und Bennigsen zum Gefecht; auch dieses versprach leidlich auszugehn; als aber im zweiten Gange Bennigsen einen Stich in den linken Arm erhielt, wandte sich plötzlich die Sache auf unerwartete Weise; der Verwundete wich erblaßt zurück, schrie um Hülfe, lief zu seinem Pferde, nahm die Pistole zur Hand, und schoß auf Besser, dem die Kugel dicht vorübersauste. Als dieser sah, daß auch Lange zur Pistole gegriffen hatte, konnte er die absichtliche Verrätherei nicht verkennen, und drang herzhaft auf den Feind los. Jetzt aber schrie Lochau, der, wie Lange und auch bereits wieder Bennigsen, zu Pferde saß: „Nun ist es Zeit, hauet zu, stoßet zu!“ und indem er selbst seine Pistole auf Besser abschoß, stürzten zugleich die Knechte der Offiziere und eine Anzahl versteckter Soldaten von den Blauröcken aus dem Busch hervor, und drangen mit Schießen, Stechen und Hauen meuchlerisch auf Besser und die Seinigen ein. Im Getümmel und Pulverdampf kamen die Uebrigen bald abseits, und nur Besser und Maydel, die nicht mehr zu ihren Pferden und Pistolen kommen konnten, bestanden den ungleichen Kampf; jener focht mit unbezwinglicher Tapferkeit, zwei Feinde stach er alsbald nieder, und als ihm sein Degen in der Brust des zweiten zerbrach, hatte er gleich einem dritten wieder die Wehr aus der Hand gerissen, stellte sich neubewaffnet Maydel'n zu

Seite, der sich den Rücken durch einen dicken Baum zu decken suchte, und beide wehrten mit kräftigen und geschickten Streichen die treulosen Angreifer ab. Doch diese hatten andern Vortheil, sie schossen auf's neue aus Büchsen und Pistolen, ein unglücklicher Schuß traf Maydel'n durch den Rückgrat in's Herz, und tödtlich verwundet sank dieser, indem er den Mörder, wahrscheinlich Lochau, anrief: „Ist das Kavalierparole?" und mit den Worten: „O Jesus, wie wird mir!" seinem Freunde sterbend in den Arm. Besser wurde dadurch zur äußersten Wuth entflammt, und als er nach wenig Augenblicken erkennen mußte, daß jener schon wirklich todt neben ihm lag, lieh ihm der Schmerz solche Kraft, daß er nicht nur der noch stets andringenden Feinde sich erwehrte, sondern sogar zum Angriff übergehend, sie allesammt in die Flucht jagte. Unter Thränen und Wehklagen wurde der Leichnam hierauf einstweilen nach dem Dorfe gebracht, bis er späterhin mit großer Ehrenbegleitung nach Leipzig, und in der Folge zur Beisetzung nach Dessau abgeführt wurde. Die Fürstin setzte mit eigner Hand seinem Haupte eine goldene Krone auf. Der nur erst achtzehnjährige, aber groß- und schlankgewachsene, und an Geist und Gemüth nicht minder als an Körper hervorragende Jüngling war in der Blüthe der schönsten Entwickelung gefallen; sein frühes Todesloos erregte nah und fern Aufsehn und Theilnahme. Die politischen Jahrbücher thaten der Begebenheit ausführlich Meldung. Der Kö-

nig Johann von Polen schrieb an den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen wegen Bestrafung der Mörder.

Vor allen Andern war Besser zu beklagen, er hatte mit dem Freunde und Zögling sein schönstes Glück verloren, die reichsten Hoffnungen eingebüßt; der Anschein einer bei dem Vorfalle doch vielleicht ihm zukommenden Verschuldung; sein eigner, zwar ungerechter, aber in düstrer Stimmung ihm hierüber stets wacher Vorwurf; die Nothwendigkeit, nach so großen Stürmen, anstatt sich dem Schmerze hingeben zu können, jedem verdrießlichen Geschäft, unter andern auch dem seiner Rechtfertigung, sich zu unterziehen: dies alles machte seine Lage zu einer der unseligsten. Er wünschte sich tausendmal an Maydel's Statt, oder doch wenigstens mit ihm den Tod gefunden zu haben, er fühlte sich innerlich einem Gestorbenen gleich, und gleichwohl zu täglich erneuter Todesqual aufgehoben. Das älteste seiner uns aufbewahrten Gedichte, bald nach dem unglücklichen Vorgang abgefaßt, drückt seine Klagen hierüber beweglich aus. Er redet den Geliebten an:

„Als dich des Mörders Hand zu Boden hat geschossen,
Und dein gekrümmtes Haupt zur Achsel sich geneigt,
Als aus der weißen Brust dein Purpur dich beflossen,
Und du, mit Blut erfüllt, mir deinen Mund gereicht:
Ach, hätt' ich diesen Mund, so wie er mich, besprenget,
Und hätte meine Brust die deinige bespritzt!
So würd' ich weiter nicht von einer Angst gedränget,
Die, wie ein steter Tod, mir in dem Herzen sitzt.

Die Kugel, die dich traf, hat zwar mich nicht getroffen,
Dieweil ich nicht für dich, noch auch mit dir, verstarb:
Doch steh' ich leider jetzt viel Todesarten offen;
Ach, daß durch diesen Tod ich keinen Ruhm erwarb!"

Worauf er zu der Betrachtung übergeht:

„Ich mußte nicht den Tod so vortheilhaft erdulden,
Der künftig mich einmal ohn' allen Dank erlegt.
So muß ein Mensch sich stets vom Glücke meistern lassen:
Muß sterben, wenn er noch des Lebens nicht ist satt,
Und leben, wenn er sucht ein Todtengrab zu fassen,
Das meinem Suchen auch sich ganz verborgen hat."

Und weiterhin sagt er:

„Ich lebe durch den Zwang des Glückes, nicht aus Wahl;
Der Himmel rechne doch zur That mein treues Wollen,
Der mir, und nicht mein Wunsch, zu leben anbefahl,
Ich bin, so viel in mir, an Maydel's Statt gestorben,
Und habe selbigen, dem Willen nach, befreit,
Mir auch der Treue Lob des Freundes dort erworben,
Der für den Brutus sich zu sterben nicht gescheut.
Hat mir es in der That zu leisten nicht geglücket,
So weiß ich, daß zur Qual ich aufgehoben bin!
Es wird ein schärfer Schwert bereits auf mich gezücket,
Das sonder Streiche mir zermartert Leib und Sinn:
Es stürmt das Ungemach auf mich von allen Seiten,
Und mich befällt der Neid, als wie verdorrtes Laub."

Maydel's Verwandte wollten sich gar nicht zufrieden geben; bei ihnen sich zu rechtfertigen, dem Gerede bös-

williger Leute, welche ihm die Schuld des ganzen Unglücks aufbürden wollten, entgegenzuwirken, vor Gericht sich selber zu verantworten, und die flüchtig gewordenen Mörder zu verfolgen, dies waren, anstatt der Tröstungen, deren er bedurfte, die Aufgaben, welche sich ihm an jenes Unglück unselig anreihten. Sein Muth und sein Talent bewährten sich unter diesen Umständen in voller Kraft, er verschmähte jede Flucht und Entziehung, und bot entschlossen Stirn und Brust allen Kämpfen, die auf ihn eindrangen. Außer dem ebenerwähnten Gedichte verfaßte er noch eine besondere Denk- und Lobschrift, in welcher Maydel nach allen seinen herrlichen Eigenschaften geschildert, und sein kurzer Wandel und früher Tod ausführlich erzählt wurde; diese wohlberedte Schrift, welche im folgenden Jahr in Druck erschien, war für den Verfasser die beste Rechtfertigung, und gewann, wie überhaupt die Festigkeit und Klugheit seines ganzen Benehmens, ihm viele Zustimmung und Theilnahme. Schon sollte sein Unglück selbst ihm der Anlaß neuen Glückes werden.

Der Kommandant der Festung Pleißenburg, Oberst Titel, ein strenger und tapferer Mann, war über das nichtswürdige Betragen seiner Offiziere höchst entrüstet, und konnte nicht umhin, den edlen Eifer und Heldenmuth Besser's dagegen hochachtend anzuerkennen. Täglich war an seiner Tafel, wie in den Gesellschaften seiner Gemahlin, lobpreisend von dem tapferen Kurländer die Rede, der so vielen Feinden allein wider-

standen, und jetzt, gegen so vielfache Widerwärtigkeiten ringend, mit der Feder in der Hand, nicht weniger als mit dem Degen, seines Gleichen suche; Fremde und Einheimische stimmten wetteifernd in dieses Lob. Solcherlei wiederholte Reden machten Eindruck auf das Gemüth einer Stiefenkelin des Kommandanten, eines vierzehnjährigen Mädchens von ganz besonderen Gaben und Vorzügen. Katharina war die Tochter des ehemaligen Bürgermeisters von Leipzig und Kurfürstlich sächsischen Appellationsraths von Kühlewein auf Raschwitz, schon einige Zeit älternlos, und deßhalb in das Haus ihres Stiefgroßvaters aufgenommen. Sie galt für die vornehmste und reichste Jungfrau ihrer Vaterstadt; eine große schlanke Gestalt, blendende Weiße, große blaue Augen, edle Gesichtszüge, und Reiz und Anmuth ihres ganzen Wesens machten sie auch zu einer der schönsten. Wiewohl noch so jung, war sie doch schon zu einer ungewöhnlichen Größe emporgewachsen, und so auch ihr Karakter schon völlig entschieden, ein romantischer Schwung hatte ihre Neigungen auf das Starke, Beherzte gewandt, Kühnheit und Ehrgeiz ließen sie im Tanzen, Schießen, Reiten und Fahren ihre liebsten Zeitvertreibe suchen; dabei war sie von zartem Gefühl und feiner Geistesbildung, konnte mehrere Sprachen, spielte Klavier, und sang sehr angenehm. Schon früher war sie Besser'n einmal zufällig auf der Straße begegnet, und beide hatten mit gegenseitiger Verwunderung einander anblicken müssen, denn auch Besser war

ein schöner Mann, von edler und bedeutender Erscheinung, und ein trefflicheres Paar hatte die ganze Stadt nicht aufzuweisen. In dem Hause des Bürgermeisters Steger, ihres Vormundes, machte Besser bald die nähere Bekanntschaft Katharinens, die er dann zuweilen auch auf ihrem Gute Raschwitz besuchte, und die beiderseitige Neigung blieb nicht lange verborgen. Gleiche Richtung des Sinnes und gemeinsame Uebung jugendlicher Fertigkeiten knüpften das Band immer fester; sie tanzten zusammen unvergleichlich, er begleitete ihr Klavierspiel auf seiner Laute, sie sang die Lieder, welche er für sie gedichtet; da kein fremder Wille hier zu schalten hatte, so war ihre dauernde Vereinigung unter ihnen bald beschlossen. Katharina, die sich früher, aus eigenwilliger Abneigung gegen den Ehestand, in ein evangelisches Jungfrauenkloster im Lüneburgischen begeben wollte, gab ihren Vorsatz auf, und so Besser den seinigen, im Getümmel des Krieges ein neues Schicksal aufzusuchen; zu neuen Hoffnungen berechtigt, vertauschte er vielmehr das Studium der Theologie mit dem der Rechte, um sich zu Hof- und Staatsämtern geschickt zu machen, wozu sowohl sein eigner Hang, als auch die Rücksicht auf seine künftige Gattin ihm Beruf und Antrieb wurden.

Doch wie sehr auch gleich von Anfang in dieser Liebesneigung die Herzen sich begegneten, und wie glückliches Ziel ihr im voraus beschieden war, nicht blieb deßhalb den Empfindungen der Wechsel erspart, der

zwischen Furcht und Hoffnung, Qual und Entzücken, Zweifel und Vertrauen, oft erst spät zur endlichen Gewißheit führt; auch Besser findet sich dieser Schickung hingegeben, welche, wo sie nicht von außen aufgedrungen wird, sich nur zu leicht von innen selbst erschafft. Er liebt, aber wagt nicht zu hoffen; er entsagt, doch nur ein geringster Trost soll ihm noch verbleiben; so bekennt er seine anspruchslose Liebe für Melinden, die er unglücklich weiß, in einem zarten Gedicht:

„Melindens Auge seh' ich nicht;
Doch hör' ich, daß es jetzund weinet.
O weint dies himmlische Gesicht,
Das sonst mit Sonnenblicken scheinet!
Ich weiß, daß selbst die Traurigkeit
Und ihres Schmerzens Ungeberden,
Wenn sie die heißen Thränen streut,
Sie noch viel schöner machen werden!

Bisher, da ihr das Glück gelacht,
Und sie der Freuden Arm umfangen,
Hab' ich den Mund fest zugemacht;
Vergnügt, daß es ihr wohl ergangen.
Wer aber kann jetzt ruhig sein,
Da wir Melinden hören klagen?
Ihr Glücke laß ich ihr allein;
Ihr Unglück muß ich helfen tragen."

Zwar will sie nichts von ihm wissen, allein dies kann ihrem Werthe nichts nehmen, er ist gewohnt, sich zu bescheiden:

„Die Schönheit, der beblümte Mund,
Die weiße Brust, die frische Jugend,
Sind ja nicht meiner Liebe Grund;
Ich liebe mehr Melindens Tugend.“

Dergleichen Liebe besteht ohne einige Gewährung; nur, wenn er schon auf alles verzichtet, möge dafür auch nicht das Gegentheil ihm werden:

„Was willst du mehr, ich meide dich,
Ich will dich Andern überlassen;
Nur, hast du ja kein Herz für mich,
So hab' auch keines, mich zu hassen!“

In gleicher Stimmung richtet er ein Lied an seine Laute:

„Dies ist die treue Trösterin
Von allen meinen Kümmernissen,
Wenn die, um die ich traurig bin,
Nichts will von meinem Kummer wissen.
Das Herz der strengen Ehrengard
Ist leider gegen mich zu hart,
Und giebt nicht Acht auf meine Plagen,
Ihr aber, meine Saiten ihr,
Seid viel mitleidiger mit mir,
Ihr hört zum mindsten meine Klagen,
Und wißt, so oft ich euch berühr',
Mein Leiden wieder nachzusagen.“

Wiederholt drückt er sein Verzichten, doch schon auch die Warnung aus:

„Wir wollen, schöne Schäferin,
Geruhig bei einander weiden,
Dein Glücke geb ich Andern hin,
Kommt Unglück, will ich mit dir leiden;
Laß aber sehn, ob auch der Hirt,
Den deines Herzens Wahl getroffen,
Dich so beständig lieben wird,
Als ich, der nichts von dir zu hoffen!“

Vergeblich sucht er der Liebe zu entfliehn:

„Ach, Gedanken, laßt mich ziehen,
Ich will Iris Macht entgehn;
Ihre Schönheit heißt mich fliehen,
Der ich nicht kann widerstehn.
Aber was hilft mein Entrinnen?
Durch euch bin ich stets bei ihr;
Süßes Blendwerk meiner Sinnen,
Wie gefährlich seid ihr mir!“

Zu welchem Uebermuthe des Selbstvertrauens diese Niedergeschlagenheit hinwieder sich erheben konnte, wenn günstigere Sterne leuchteten, sehen wir aus folgenden Zeilen an das Bette der Chloris:

„Werth- und beglückter Platz der Chloris Rosenbette!
Du einz'ger Zeuge dieser Welt,
Von aller Lieblichkeit, die Chloris uns verhält!
Ach, wenn ich doch einmal dich zum Verräther hätte!
Ach, daß du zu getreu und zu verschwiegen bist!
Gedenkt sie nicht an den, der längst ihr eigen ist,

Der ihr ohn' Unterlaß sucht seine Gluth zu zeigen?
Ja, wenn sie halb erwacht mit sich alleine spricht,
Nennt sie mich unversehns in der Verwirrung nicht,
Und hörst du keinen Wunsch aus ihrem Herzen steigen?"

Beruhigte Sicherheit dagegen mußte schon in dem Dichter wohnen, der, im Jahre 1679 als Schiedsrichter aufgerufen zwischen den blauen und schwarzen Augen, zwar die blauen Augen seiner Anemone besang, aber daneben auch die schwarzen der Phyllis preisen, und den Vorzug unentschieden lassen durfte! Die berühmten, und noch in unsrer Zeit zuweilen wiederholten Verse, welche Besser hierüber nach einer damals beliebten und ihm vorgeschriebenen Sangweise gedichtet, müssen hier nothwendig ihren Platz finden:

„Die blauen Augen.

Blau sind meiner Anemonen Augen,
Weil sie uns zum Zeugniß sollen taugen,
Daß sie ihr von Venus sind erkoren,
Die vom blauen Meeressalz geboren.

Pallas Augen sind auch blau gewesen,
Die sie sich, aus Weisheit, hat erlesen;
Weil der blauen Farben Glanz vollkommen,
Den der Himmel selbst drum angenommen.

Was soll man denn, Anemone, sagen,
Was doch deine Augen in sich tragen?
Klugheit und der Himmel, die sind lichte;
Beides sieht dir auch aus dem Gesichte.

Blaues Feuer brennt, wo Schätze liegen,
Und dein blaues Auge kann nicht trügen,
Daß die Schönheit tausend ihrer Gaben
In den Bergen deiner Brust vergraben.

Selbst die blauen Adern, die dich zieren,
Zeigen, daß sie theure Türkis führen;
Die, wie Gold wächst von der Sonnen Blicken,
Also sich von deinen Augen schmücken.

Aber blau ist auch der Treue Zeichen,
Wird dein Herze wohl den Augen gleichen?
Ob Beständigkeit dein Herz getroffen,
Muß ich bloß von deinen Augen hoffen.

Unterdessen soll mich nichtes stören,
Als was Himmlisches sie zu verehren.
Weil des Himmels Bild darin geschrieben,
Will ich sie auch als den Himmel lieben."

„Die schwarzen Augen.

Phyllis Augen brennen mich verstohlen;
Denn sie scheinen ausgelöschte Kohlen:
Weil dem Himmel sie beliebt zu schwärzen,
Sieht man nicht die flammenreiche Kerzen.

Wolken sind sie, aber voller Blitze,
Und dies neue Mondenlicht hat Hitze,
In den schwarzen Kugeln stecken Sonnen,
Wo sich aller Seelen Brand entsponnen.

Ich gedacht' mit ihrer Nacht zu spielen
Und in diesen Quellen mich zu kühlen:

Aber lauter heiße Feuerballen
Ließen die vermeinte Brunnen fallen.

Dunkler Kreis so viel verbrannter Leichen!
Wer dich sieht, der kann dir nicht entweichen;
Alles muß in deinen Banden schweben,
Wenn uns deine Finsterniß umgeben.

Brenne mich, doch mich nicht zu verbrennen,
Deiner Schönheit Allmacht zu erkennen;
Laß der Augen Schatten mich bedecken,
Wenn ihr Strahl zu heiß sich will erstrecken!

Oder willst du mich zu Aschen haben,
Mußt du in den Augen mich begraben.
Denn die Schwärze schicket sich zum Trauren,
Und ein schwarzes Grab kann länger dauren."

Mit welchen Reimen denn, nach des Dichters Meinung, beiderlei Augenart ihr Recht unpartheiisch empfangen haben soll, wiewohl, genau betrachtet, die blauen Augen doch hier dichterisch besser bedacht scheinen.

Während so beglückende und glänzende Verhältnisse hier in schönster Wechselneigung für Besser sich gestalteten, dauerte die gerichtliche Untersuchung wegen des Zweikampfs und der darauf erfolgten Entleibung Maydel's ununterbrochen fort. So lange Besser in diesen Verwickelungen stand, konnte er auf neue Plane für die Zukunft nicht füglich eingehn, und alles in diesem Betreff mußte ausgesetzt bleiben. Erst im dritten Jahre wurde die Sache völlig zum Ende gebracht, da er denn

seinerseits höchst ehrenvoll hervorging, und nur, wegen seines eigenen Zweikampfs, eine leichte Geldstrafe zu tragen hatte. Inzwischen aber waren andere Verdrießlichkeiten entstanden, welchen, wiewohl sie nicht vom Degen, sondern nur von der Feder herrührten, nicht minder bedeutende, ja in gewissem Sinne noch bedenklichere Störung nachfolgte. Ein junger Fremder, durch Waffenthat als Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit ausgezeichnet, und neuerdings der ganzen Stadt vor Augen als begünstigter Bewerber ihres angesehensten und reichsten Mädchens, konnte nicht ohne Neider und Feinde sein; dem Talent wird ohnehin, gleichsam zur Strafe des Vorzugs, mancherlei aufgebürdet, was ihm Nachtheil bringt, und so traf auch Bessern unverschuldet mancher Leumund. Unter andern sollte er der Verfasser einer Schmähschrift sein, in welcher der damals berühmte Theologe Doktor Carpzov heftig angegriffen war, der gute Mann glaubte selber über seinen Feind alle Gewißheit zu haben, und als er die ihm widerfahrne Beleidigung auf der Kanzel mit Schärfe rügte, machte er denselben deutlich genug namhaft, indem er plötzlich ausrief: „Soll ich ihn nennen? Es ist besser —, daß ich schweige.“ Dergleichen Anspielungen, zu denen sein Name sich so unglücklich bequem darbot, wurde Besser sein ganzes Leben nicht los, und er mußte sie im Guten wie im Bösen über sich ergehen lassen. Solch ein Ausfall aber öffentlich von der Kanzel war damals nicht gleichgültig; Besser eilte, seine Unschuld

durch überzeugende Beweise darzuthun, und machte dieserhalb auch seinen Besuch bei dem Doktor Carpzov selbst, der sich aber allem Weiteren durch die Wendung entzog, daß er versicherte, er habe in der Predigt gar nicht auf Besser's Namen gezielt. Die Sache schien damit zu beiderseitigem Genügen abgethan. Nach einiger Zeit ließ Besser, dem Steger'schen Hause zu Ehren, auf das Ableben einer Verwandten desselben einige Zeilen in ungebundener Schreibart drucken, worin es unter andern hieß:

„Mit deiner Verwunderung, Leser, findest du hier
Eine Rahel dem Namen
Ein Schaf der Demuth nach;
Eine Jephtha den Aeltern,
Eine Paulina dem Ehemanne" u. s. w.

Carpzov's gekränkter geistlicher Stolz konnte die Schadenfreude nicht verbergen, seinen Feind — denn das sollte ihm Besser nun einmal bleiben — auf einem groben Schnitzer zu betreffen. Er nahm Gelegenheit, in einer Predigt der Geschichte Jephtha's zu erwähnen, und bemerkte dabei, daß man den Namen der geopferten Tochter eigentlich nicht wisse, doch so viel sagen könne, daß sie nicht Jephtha, wie ihr Vater, geheißen, weil dies nicht ein Weibername, sondern ein Mannsname sei. Besser fühlte den giftigen Stich; die geistliche Rachsucht hatte die empfindlichste Blöße getroffen, er war beschämt und zerknirscht, und mußte schweigen.

Doch bei erster Gelegenheit suchte er Linderung für seine tiefbrennende Wunde, und ein nächstes Leichengedicht, auf den Tod eines Bruders seiner Katharina, hob mit den Worten des Unwillens an:

„Der fühlte mit der Zeit ein Grauen vor dem Dichten,
Der, wie die Afterwelt, es selbst betichtet klagt;
Und der die Tempel gar hört seine Sätze richten;
Wo sonst kein Tadelzahn an solchen Aesern nagt,
Wann man ein schlechtes Wort mit falscher Deutung quälet,
Und, wenn des Druckers Hand und Auge was versehn,
Den Schreiber widerlegt, gleich als wann der gefehlet,
Da doch der tummste Fuß nicht wohl kann irre gehn."

So konnten Dichter und Prediger ihren heißen Kampf mit Schlag und Gegenschlag von der Kanzel und aus der Presse noch eine gute Weile fortsetzen; allein Carpzov war durch diesen letzten Streich zu schwer getroffen, und konnte ihn nicht verwinden. Er rief seine Amtsbrüder auf, und die gesammte Geistlichkeit von Leipzig gab auf seinen Antrieb eine Klagschrift bei der Universität gegen Besser ein, worin ihm vorgeworfen wurde, er habe sich nicht gescheut, das dasige Predigeramt anzutasten, und dasselbe zu beschuldigen, als richte es frev　entlich auf den Kanzeln, quäle ein schlechtes Wort mit falscher Deutung, und nage mit Tadelzähnen in den Tempeln. Der Sturm wurde so gewaltig, daß Besser bald in's Gedränge kam, und auszuweichen wünschte. Wie früher Carpzov in der Predigt nicht

ihn, so wollte jetzt er in dem Gedicht nicht jenen gemeint haben, allein die Ausflucht gelang schlecht; die Deutung, daß unter dem Worte Tempel die Zuhörer verstanden gewesen, weil einige Studenten früher einen Ausdruck des Gedichts getadelt hätten, fand wenig Eingang, daß er selbst sie eidlich erhärten sollte, war ein übler Umstand; zum Ueberflusse brachte man noch heraus, daß Besser gleich nach Carpzov's Predigt dem Buchdrucker Vorwürfe wegen Auslassung des Wortes Tochter gemacht habe, da es doch in der Handschrift geheißen: „Eine Jephtha-Tochter ihren Aeltern", nicht aber, wie jetzt zum Aergerniß dastehe: „Eine Jephtha"; ja endlich kam sogar das Allerschlimmste an den Tag, daß in der Handschrift des zweiten Gedichts, als dieselbe zur Erlangung der üblichen Druckerlaubniß eingereicht worden, nicht das Wort Tempel, sondern das Wort Pöbel gestanden habe, und erst nachher mit jenem vertauscht worden sei. Die Sache nahm in Leipzig eine schlimme Wendung, und von Dresden, wo Besser allerlei Schritte schon vergeblich versucht hatte, war keine Begünstigung zu erwarten. Endlich, da gerade alles sich zum übelsten Ausgang anließ, und schon ein scharfer Urtheilsspruch unmittelbar bevorstand, wurde Carpzov durch vornehme Gönner und Freunde Besser's noch eben zu rechter Zeit zur Versöhnung gestimmt, und schrieb nun selbst an den Rektor der Universität mit vielem Eifer zu Gunsten dessen, den er bisher so grimmig verfolgt hatte. So wurde der mißliche Handel,

der über acht Monate gedauert, im April 1680 gütlich beigelegt.

Obgleich auf diese Weise großem Ungemach entgangen, glaubte Besser dennoch jetzt in Sachsen weniger leicht sein Glück zu machen, und ihm blieb nicht verborgen, daß auch die nächsten Verwandten seiner Geliebten stark entgegenwirkten, um sowohl seine Dienstanstellung, als auch die davon abhängige, ihnen sehr unwillkommene Heirath zu hintertreiben. Doch Besser war nicht der Mann, so leicht abzustehn; Muth und Klugheit gaben ihm den glücklichsten Entschluß ein. Sachsen aufgebend, wandte er sich nach Brandenburg, wo schon, dem großen Kurfürsten zu dienen, für den Tapfern ein mächtiger Reiz war, der für den Geschickten sich mit jeder günstigen Aussicht verbinden durfte. Mit guten Empfehlungen kam er noch im Sommer des genannten Jahres nach Berlin, wo sein Name schon nicht unbekannt war. Der unglückliche Kampf, in welchem Maydel das Leben verloren, war nicht der einzige, der Besser's Tapferkeit berühmt gemacht. Der Fürst von Anhalt-Dessau selbst war einst unvermuthet ein Zeuge derselben geworden, da er im Walde bei Dessau von ungefähr dazugekommen, als Besser mit zweien Offizieren den heftigsten Zweikampf ausfocht. Noch in vielen andern Gelegenheiten hatte dieser Muth und Geschicklichkeit erprobt, und von mancher Gefahr gaben bedeutende Narben Zeugniß. Durch solcherlei Vorangegangenes verdient, leuchtete gleich seinem Ein-

tritt in Berlin das ausgezeichnetste Glück. Er stand im Kurfürstlichen Vorzimmer, des Augenblicks harrend, da er sich dem Kurfürsten zeigen dürfte, da trat der Fürst von Anhalt-Dessau herein, und ging, Bessern erkennend, freudig auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand, und führte ihn zu den Großen des Hofs und den anwesenden Generalen, welchen er ihn mit den Worten vorstellte: „Meine Herren, hier ist derjenige wackre Kurländer, von dessen Tapferkeit ich euch so viel erzählt habe!“ Nach einem solchen Eingang konnte Besser's Glück nicht mehr fehlen. Der Kurfürst ließ ihm Kriegsdienste anbieten, sogar eine Hauptmannsstelle stand ihm offen, doch da er, besonders auch in Rücksicht seiner Braut, eine Beförderung am Hofe vorzog, wo ihm gleich anfangs die Gunst des Geheimen Raths von Fuchs und anderer bedeutender Männer zu Theil geworden, so wurde ihm auch dieser Wunsch gewährt, und schon im August empfing er die Bestallung als Kurfürstlicher Rath, zwar fürerst noch ohne Gehalt, aber mit dem bestimmten Versprechen und der sichersten Aussicht baldiger Verbesserung, die auch schon im folgenden Jahre wirklich eintraf. Sein Vater erlebte noch die Freude, diese neue Bahn seinem Sohn eröffnet zu sehn, starb aber bald nachher.

Im folgenden Sommer 1681 begleitete Besser den Hof nach Halle und Magdeburg, und verfertigte bei Gelegenheit der Erbhuldigung, welche dem Kurfürsten daselbst geleistet wurde, sein erstes Gedicht auf diesen,

der dasselbe höchst gnädig aus des Dichters eigner Hand annahm. Bald nachher wurde Besser zum wirklichen Legationsrath ernannt, und ihm zugleich ein jährliches Gehalt von 300 Thalern ausgesetzt. In seiner Laufbahn durfte er nunmehr allen besten Erfolgen ruhig entgegensehn, den wichtigsten erlangte er von daher sogleich in seiner Heirathsangelegenheit, die weder in seinem noch in der Geliebten Sinne durch die eingetretene Trennung im geringsten wankend geworden war. Nur die Verwandten Katharina's boten alles auf, ihre Verbindung mit dem unbegüterten Kurländer, die sie als eine Mißheirath ansehn wollten, zu vereiteln. Katharina benutzte seine Anwesenheit in Halle zu einer Reise dahin, um ihn von den Schwierigkeiten zu unterrichten, und die nöthigen Maßregeln mit ihm zu verabreden. Sein neuer Stand und Rang legte schon ein bedeutendes Gewicht für ihn in die Schale; die Gunst des Kurfürsten aber wollte noch mehr für ihn thun; mit einem nachdrücklichen Fürschreiben desselben versehen, erlangte er in Torgau bei dem Kurfürsten von Sachsen gnädiges Gehör, und brachte nun sogar dessen Empfehlungen mit nach Leipzig; am meisten aber wirkte ein Schreiben, worin der große Kurfürst selber bei dem Kommandanten der Pleißenburg, Obersten Titel, um die Hand Katharina's für seinen Legationsrath ansprach, und für deren ferneres Wohlergehn bestens zu sorgen verhieß. Gegen ein so mächtiges und schmeichelhaftes Fürwort konnte denn freilich kein Bedenken mehr Stand

halten, die Verlobung erfolgte sogleich, und im November hatte mit allgemeiner Zustimmung der Verwandten die Trauung Statt. Der brandenburgische Gesandte von Meinders und der anhaltische Abgeordnete von Freiberg, welche sich gerade in Leipzig befanden, wohnten der Festlichkeit im Auftrag ihrer Höfe bei, und überreichten in deren Namen den Neuvermählten ansehnliche Hochzeitgeschenke.

Besser fand in Berlin ein reges geselliges Leben; der Hof begünstigte Geist und Witz, Verdienst und Talent wurden ausgezeichnet. Mit den schönen Geistern kam Besser leicht in angenehme Berührung, vor allen mit Canitz vereinigte ihn das innigste Band dichterischer Genossenschaft. Seiner Gattin Erscheinen erregte am Hof und in der Stadt einige Bewegung, ihre Größe, ihre Schönheit und Lebhaftigkeit machten Aufsehn, und riefen verschiedenartige Urtheile hervor, allein Bewunderung und Beifall hatten weit die Oberhand. Ihr Vermögen, welches sie gleich zu ihres Mannes Verfügung gestellt, und ihm auch erblich zugesichert hatte, gab die Mittel, ihr Hauswesen auf anständigen Fuß zu ordnen, und die ganze Lebensweise des neuen Ehepaars ruhte auf den günstigsten Verhältnissen. Auch die Vaterfreude wurde Bessern bald zu Theil, während einer Besuchsreise, die sie schon im nächsten Jahre wieder nach Leipzig machten, gebahr ihm die geliebte Gattin daselbst einen Sohn. Durchaus beglückt in seiner Häuslichkeit, von Gönnern und Freunden umgeben, am

Hofe geschätzt und in angenehmer Thätigkeit, deren Frucht schon ergiebiger reifte, verlebte Besser einige Jahre als die schönsten seines Lebens. Von Gedichten finden sich aus dieser Zeit hauptsächlich geistliche, an welchen es kein damaliger Dichter ganz fehlen ließ; das protestantische Christenthum, durch den westphälischen Frieden in seinem äußeren Bestande festgestellt, regte sich in eifrigen Strebungen frommer Ausbildung, die jedoch auf der dichterischen Seite, man kann es nicht läugnen, mit einer gewissen Trockenheit behaftet blieb, die auch Besser nicht überwinden konnte. Seine Gattin, lebhaft den Gegenständen der Religion zugewandt, und selbst mit Forschungen in der Apokalypse romantisch beschäftigt, hat zur Wahl solcher Stoffe, welche später eben nicht mehr hervortraten, wahrscheinlich mitgewirkt. Unter den Gedichten, welche für Hofgelegenheiten dieser Zeit vorkommen, ist ein Zuruf der Schwanen in der Spree, bei Vermählung des Markgrafen Ludwig, zweiten Sohnes des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, mit der Prinzessin Luise von Radziwil, bemerkenswerth, worin es unter andern heißt, weil in Polen diese Heirath Schwierigkeiten gefunden:

„Die Nacht hält dieses Licht nicht auf,
Läßt sie es gleich nicht gerne kommen;
Wer hindert, Fürstin, deinen Lauf,
Da Friedrich Wilhelm dich zur Tochter angenommen?“

Und zuletzt wird verheißen:

„So lang in unsrer Spree ein Tropfen noch wird fließen,
Der Nachen ihren Schooß befährt,
Und deren Ufer Schwanen nährt,
Soll man von eurer Liebe wissen!“

Der Geheime Rath von Fuchs bewies während dieser Jahre Besser'n stets größere Gewogenheit, besuchte fleißig dessen Haus, wo besonders die Liebenswürdigkeit der Gattin vielfache Huldigung anzog, und war bald ernstlich auf Beförderung des Freundes bedacht. Beauftragt mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, war es ihm leicht, Besser'n zu einer Sendung nach England vorzuschlagen, und der Kurfürst genehmigte den Vorschlag. Mit schmerzlicher Trennung von der geliebten Gattin, aber mit frohen Hoffnungen des Ehrgeizes, ging Besser im März 1684 als brandenburgischer Resident zu seiner Bestimmung ab. Die Reise ging über Hamburg, wo ihn ein Zwischengeschäft aufhielt. Einen Universitätsfreund von Leipzig, den nachherigen Rathsherrn Ankelmann, traf er daselbst in angesehenen bürgerlichen Verhältnissen; die Gartenanlagen dieses Mannes waren berühmt, und Hamburg verdankte ihm später die schönen Lindenreihen vor dem Altonaer Thor und auf dem Stadtwalle, deren Schattenzier über hundert Jahre fortbestanden, und zum Theil erst in unsern Tagen unter Davoust's Machtschalten dem Beil erlegen ist; das Geschlecht der Ankelmann war adelichen Ursprungs aus Schlettstadt im Elsaß, aber schon über zweihundert Jahre in Hamburg bür-

gerlich ansäßig. Von Hamburg begab sich Besser sodann über Holland nach England, wo er am 27. Mai in London anlangte. Am 8. Juni hatte er zu Windsor bei dem Könige Karl dem Zweiten und bei der Königin seine öffentliche Antrittsaudienz, und machte darauf auch dem Herzoge von York und dessen Gemahlin, so wie dem übrigen Königlichen Hause, die Aufwartung. Seine vortheilhafte Erscheinung gewann ihm von allen Seiten Aufmerksamkeit und Beifall, der König sah ihn gern bei sich, und wählte ihn öfters zu seinem Gegenspieler im Ballschlagen, worin Besser vorzügliche Geschicklichkeit zeigte. Nicht minder günstig stand er bei den Ministern, besonders bei Lord Godolphin. Gleichwohl hatten seine Verrichtungen nicht sogleich erwünschten Fortgang. Ihm war unter andern der Auftrag gegeben, wegen Freilassung eines brandenburgischen Schiffes, das auf seiner Handelsfahrt nach Afrika von den Spaniern war genommen worden, die Einwirkung Englands anzusprechen. Der König aber, bevor er auf diesen Gegenstand einging, führte Klage, daß englischen Staatsverräthern in den Landen des Kurfürsten Aufenthalt und Schutz gewährt würde, so namentlich im Klevischen zweien Anhängern des Herzogs von Monmouth, welche daselbst neue Anschläge schmiedeten; er beschuldigte dieserhalb vorzüglich den Geheimen Rath von Fuchs, gegen den er sehr aufgebracht war, und verlangte ausdrücklich, daß Besser die Beschwerde des Königs gradezu dem Kurfürsten, mit Umgehung der

Minister, berichten sollte. Besser glaubte selbst im Geheiße seiner Dienstpflicht einem solch bestimmten Verlangen des Königs nicht ausweichen zu dürfen, Gründe anderer Art ließen ihm wenig Neigung, das Unwetter, welches hieraus für Fuchs entstehn mußte, auf eigne Gefahr abzuwenden. Durch Briefe seiner Gattin nämlich hatte Besser über die beeiferte Freundschaft dieses Mannes allerlei verwunderlichen Aufschluß erhalten; von unlautrer Liebesflamme entzündet, hatte der in solchen Händeln scheulose Weltmann schon früher der schönen Frau nachgestellt, und ihre Treue zwar unerschütterlich gefunden, aber darum die Hoffnung nicht aufgegeben, und nur erst die Entfernung des Mannes nöthig erachtet. Die Sendung nach England, welche zu Besser's Beförderung gemeint schien, war nur auf jenen Zweck abgesehn, und die zudringlichen Bewerbungen des falschen Hausfreundes zeigten, wie sehr er auf den Erfolg seiner Arglist rechnete. Die zweiundzwanzigjährige Frau widerstand allen Künsten und Lokkungen, aber die beunruhigte Verlassene suchte Trost im Vertrauen ihres Gatten, sie schrieb ihm, was vorging, und wünschte lebhaft seine Wiederkehr. Durch diese Entdeckung erbittert, ließ Besser der von dem Könige von England gegen Fuchs ihm anbefohlenen Beschwerde freien Lauf, und meldete dem Kurfürsten alles, was ihm der König gesagt hatte. In Berlin jedoch that dieser Schritt die verkehrte Wirkung, der ganze Verdruß fiel auf Besser zurück. Fuchs, von dem

Kurfürsten über die Klage des Königs von England angesprochen, wußte sich genugsam zu vertheidigen, und darauf die Wendung herbeizuführen, daß Besser einen ernstlichen Verweis dafür erhielt, die Sache gleichsam zugestanden, und des Kurfürsten und seines Ministers Ehre nicht gleich entschieden gewahrt zu haben; besonders wurde die Klage, so wie jede Zumuthung, in Betreff der englischen Flüchtlinge, die sich im Klevischen angeblich zu neuen Ränken aufhielten, bestimmt abgelehnt. Zwar hatte Besser die Genugthuung, daß auf seinen Betrieb der englische Hof, welcher den Unterhändler für die ihm widerfahrene Mißbilligung schadlos zu halten wünschte, bei Spanien die Herausgabe jenes Schiffes wirklich durchsetzte, allein weder dieser Erfolg, noch die demüthigsten Briefe, durch welche er sich wegen des früheren Schrittes zu entschuldigen bemüht war, konnten ihn wieder zu Gnaden bringen. Fuchs, voll Ingrimm, weder daheim die Frau, noch auswärts den Mann seinem Sinne gemäß zu finden, ließ der unwürdigsten Rachsucht freien Lauf. Besser empfing weder den ihm zugesagten Gehalt, noch selbst regelmäßig die Zulage von monatlich hundert Thalern, die zu seinem Unterhalt in London noch besonders ausgesetzt waren. Endlich blieben die Geldsendungen völlig aus, und Besser mußte von eignen Mitteln leben, die er ohne das Vermögen seiner Frau nicht einmal gehabt hätte. Man schien seiner Sendung gänzlich zu vergessen; gleichwohl durfte er auch nicht zurückkom-

men, sondern mußte in dieser peinlichen Lage ferner ausdauern.

Unterdessen starb der König Karl der Zweite am 5. Februar 1685, und sein Bruder, bis dahin Herzog von York, bestieg als Jakob der Zweite den Thron von Großbritannien. Besser empfing seine neue Beglaubigung, aber noch immer nichts weiter; indeß ertrug er sein Geschick mit Standhaftigkeit, und ließ in allem, was ihm oblag, keinen Eifer mangeln. Eine Hauptsache in der damaligen Diplomatik war die Beobachtung des Ranges; den herkömmlichen festzuhalten, den bestrittenen zu behaupten, galt für die höchste Staatspflicht; einen zweifelhaften sich anzueignen, durch List oder Gewalt zu sichern, war das höchste persönliche Verdienst; in solchem Kampfe zu unterliegen, die größte Schmach und Verantwortlichkeit. Für einen Besitz, auf welchen die Meinung so hohen Werth legte, griff man ohne Bedenken zu den Waffen, persönliche Auftritte zwischen den Botschaftern und Gesandten, blutige Gefechte zwischen den Gefolgen, für diesen Zweck zuweilen durch die Offiziere ganzer Regimenter und andre Gehülfen auf 2000 und mehr Bewaffnete gebracht, durften ungestraft den Anstand der Höfe, die Ruhe friedlicher Hauptstädte brechen. Auch für Besser erhob sich ein solcher Rangstreit, und bei seiner Stellung durfte er am wenigsten nachgeben. Der Königliche Ceremonienmeister hatte ihm und dem venetianischen Residenten Vignola, zur Anbringung ihrer Glück-

wünsche bei dem Könige dieselbe Stunde, des nächstfolgenden Tages angesetzt, und der Venetianer behauptete sogleich, ihm gebühre der Vortritt, den auch bei ähnlichem Zusammentreffen der kurkölnische Resident ihm willig überlassen habe. Besser hingegen widersprach, und versicherte, er dürfe dem Rechte seines Kurfürsten nicht das allermindeste vergeben, und dieser nehme den Rang vor jeder Republik. Durch diese Verwahrung, so viel das Recht anbelangt, sichergestellt, suchte Besser nun auch das Ereigniß in seine Gewalt zu bringen. Er konnte nicht umhin, wie auch Vignola, sich dem Abkommen zu fügen, welches einige Gesandte vorschlugen, und kraft dessen derjenige von ihnen, welcher am folgenden Tage zuerst im Königlichen Vorzimmer einträfe, auch zuerst den König anreden sollte, allein er nahm sich gut vor, auch den Vortheil dieses Abkommens auf seine Seite zu bringen. Der Kaiserliche Gesandte warnte ihn heimlich, er möchte dem alten Italiäner nicht trauen, derselbe sei ein durchtriebener Schlaukopf, und habe gewiß einen listigen Streich schon ausgedacht, da er so willig die Bedingung angenommen, wenn aber der venetianische Resident diesmal, auf was für Art immer, den Vorrang über den brandenburgischen behaupte, wie schon früher über den kölnischen, so dürfte dies auch am Kaiserlichen Hofe für den Rang der Kurfürstlichen Gesandten von Folgen sein. Besser wurde hiedurch in seinem Vorsatze nur noch bestärkt, blieb die ganze Nacht auf dem Posten, und war

mit erster Frühe des Morgens im Königlichen Vorzimmer. Nicht lange nachher kam Vignola, der, sein Alter nicht schonend wunder wie früh aufgestanden zu sein glaubte, und mit Verdruß den Platz schon besetzt fand, aber auch gleich erklärte, er werde, trotz des Abkommens, dennoch den Vortritt nehmen. Besser warnte ihn, sich kein Unglück zu bereiten, und harrte dann ruhig der bestimmten Stunde. Sie kam endlich, der Ceremonienmeister erschien, die Thüren öffneten sich, und beide Residenten traten zugleich in den Thronsaal ein. Indem sie mit feierlichen Schritten dem Könige nahten, begann Vignola, ganz gegen Gebrauch und Schicklichkeit, schon in größter Ferne seinen Spruch, achtete nicht auf Besser's drohendes Abmahnen, und glaubte schon gewonnen zu haben, als dieser, schnell gefaßt und seinen Vortheil wahrnehmend, ohne seine Haltung zu ändern noch seinen Blick von dem Könige zu verwenden, den alten Schelm unversehens hinten an dem Hosenbund packte, und ihn mit geübter Ringekunst mehrere Schritte weit hinter sich zurückschnellte, worauf er mit bestem Anstande bis dicht an den Thron vortrat, dem Könige seine Anrede gemessen hersagte, und eben endigte, als der Venetianer, der durch den Wurf einigen Raum und durch die Verwirrung noch mehr Zeit eingebüßt, wieder hervortretend ihn noch zu unterbrechen meinte. Besser überließ dem beschämten Nebenbuhler als Zweitem den Platz, welchen er selbst als Erster betreten, und genoß den vollständigsten Triumph,

sowohl in der Sache selbst, als in dem Beifall aller Anwesenden, welche, der König nicht ausgenommen, den raschen Entschluß wie die bündige Ausführung gar sehr belobten. Der alte Italiäner, dessen Verschlagenheit diesmal arg im Fehle geblieben, trug mit dem Schaden den Spott davon, man lachte seines Mißgeschicks, und der spanische Gesandte rief ihm mit neckendem Bedauern zu: „Caro vecchio, avete fatto una granda cacata."

Was alle bittenden Gesuche und der fortgesetzte Diensteifer Besser's bisher nicht erlangen gekonnt, das bewirkte mit einmal der herzhafte Fechterstreich, den er so glücklich ausgeübt; die Sache machte ein so günstiges Aufsehn, und bei dem Kurfürsten selbst einen so vortheilhaften Eindruck, daß er dem tapfern Residenten eine gute Zulage anwies, da denn die rückständigen Monatsgelder nicht gut länger vorzuenthalten waren, sondern zusammen ausgezahlt wurden. Der Aufenthalt in London wurde für Besser noch in anderer Beziehung wichtig. Das Leichenbegängniß Karls des Zweiten und darauf die Krönung seines Nachfolgers fanden mit höchstem Aufwand und feierlichstem Gepränge Statt. Besser wurde von dem Anblick ungewöhnlich getroffen, merkte genau die Gebräuche und Ordnungen, die befolgt wurden, und fing von dieser Zeit an, die Ceremonialsachen zum Gegenstande seines ernstlichen Studiums zu machen, welches bei der schon kundbaren Vorliebe des Kurprinzen für Pracht und Festlichkeiten in der nächstbevor-

stehenden Zeit seinen Werth und Lohn zu gewärtigen hatte. Der brandenburgische Gesandte Ezechiel von Spanheim, der im April 1685 von Paris nach London kam, bestärkte und unterstützte Besser'n in diesen Studien, welche jener würdige und grundgelehrte Mann neben seinen griechischen und römischen Schriftstellern, um die er sich verdient gemacht, mit gleicher Genauigkeit verfolgt hatte. Mittlerweile hatte Besser mehrmals seine Zurückberufung nachgesucht und endlich erlangt, er machte noch eine kurze Reise nach Oxford, sah nach der Rückkehr in London das unglückliche Schauspiel der Enthauptung des Herzogs von Monmouth, und bereitete sich dann zur Abreise. Er empfing von dem Könige das übliche Geschenk, und als er am 11. August in Windsor sich beurlaubte, die gnädigsten Versicherungen und ehrenvollsten Zeugnisse, wie denn der König in seinem Schreiben an den Kurfürsten ausdrücklich sagte, Besser habe sich so benommen, daß kein Andrer seinem Herrn nützlicher, noch ihm, dem Könige, hätte angenehmer sein können. Bevor Besser London verließ, hatte er noch einen widrigen Vorfall, in welchem seine Stärke und Gewandtheit abermals sein Heil wurden. Eine reiche Kaufmannsfrau, sehr schön und liebenswürdig, empfing in ihrem öffentlichen Handelsgewölbe häufig Besuch, und auch Besser fand sich öfters daselbst ein, um einige Stunden angenehm hinzubringen. Seine Anwesenheit aber war einem Engländer verdrießlich, der in ihm vielleicht einen Nebenbuhler

sah, und den lästigen Fremden wegzuschaffen beschloß; er benahm sich mit Grobheit, und als Besser ihm sein Betragen, vorzüglich in Betracht der Dame, verwies, zog jener rasch den Degen, sagte, er wolle dem Deutschen Füße machen und ihn aus dem Gewölbe hinausjagen, und drang hitzig auf ihn ein; dieser aber zog nicht einmal, sondern schlug dem Gegner den Degen aus der Hand, faßte seinen Mann mit einem Griff, und trug ihn, trotz alles Sträubens, wie einen kleinen Knaben, durch das ganze Gewölbe bis hinaus auf die Straße, in deren Mitte er ihn, zum Wunder und Gelächter der Zuschauer, gelassen absetzte, und dann ruhig in das Gewölbe zurückging, während jener das Weite suchte. Im Rufe solcher zu guter Letzt noch vollbrachten That reiste Besser endlich am 24. August von London ab. Er begab sich zunächst über Dover und Calais nach Paris, wo er einige Zeit verweilen wollte. Sein Aufenthalt daselbst dauerte drei Monate, die er unter andern dazu benutzte, bei dem gelehrten Sprachkenner Richelet im Französischen und bei dem berühmten Lautenspieler Gallot in der Musik sich zu vervollkommnen. Endlich, nach fast zweijähriger Abwesenheit, traf er in der Mitte des Dezembers über Leipzig wohlbehalten in Berlin wieder ein.

In Potsdam hatte Besser sogleich Zutritt bei dem Kurfürsten, der keine Spur mehr von ungnädiger Erinnerung zeigte. Dagegen war Fuchs noch immer sehr aufgebracht, und hielt sich kalt und schroff, ohne auch

nur auf entschuldigende Erörterung eingehn zu wollen. In Bezug auf diese Verhältnisse, die in dem Kreise des Hofes nicht unbesprochen blieben, sagte der französische Gesandte, Graf von Rebenac, unverhohlen: „Ich würde allemal im Nothfall eher wählen, meinem Könige, als einem seiner ersten Staatsdiener zu mißfallen, jener kann durch diese leicht wieder besänftigt werden, diese hingegen sind unversöhnlich, und haben Gelegenheit, uns alle Tage aus seiner Gnade zu verdrängen." Daß die Bemerkung richtig sei, konnte Besser zugestehn, ohne deßhalb auch die Meinung recht zu finden. Canitz nahm die Sache leicht, und meinte scherzend, wenn Besser einen solchen Fehler gemacht, so sei das einem Anfänger wohl zu verzeihen, und ihm höchstens als eine licentia poetica anzurechnen. Inzwischen war Besser für den Augenblick sehr im Nachtheil, und mußte sich, um nicht vereinzelt zu bleiben, nach andrer Stütze umsehn. Diese fand er in Eberhard von Danckelman, der von der Erzieherstelle bei dem Kurprinzen zu hohen Staatsämtern übergegangen war, und durch seinen wohlgegründeten Einfluß künftig noch höher steigen mußte. Schon früher hatte er für Besser besondere Gunst, jetzt aber schloß dieser sich ihm völlig an, und indem beide Theile gegenseitig einander ihren Eifer bestens bethätigten, knüpfte sich das Verhältniß immer fester. Auch war der Kurprinz sehr gnädig für Besser gestimmt; diesem widerfuhr bei zufälliger Anwesenheit zur Ostermesse in Leipzig, als der Prinz dort auf der

Durchreise nach Kassel einen Tag verweilte, die hohe Auszeichnung, zu des Prinzen Tafel geladen zu werden, und an dessen Seite spazieren zu fahren. Mehrere Gedichte, hohen Anlässen gewidmet, unter andern im Jahre 1686 auf die Absendung brandenburgischer Hülfsvölker nach Ungarn gegen die Türken, und auf den Tod des Herzogs Alexander von Kurland beim Sturm von Ofen, im Jahre 1687 auf den Tod der Frau von Danckelman, und im April desselben Jahres auf das Ableben des schon erwähnten Markgrafen Ludwig, trugen gleichfalls dazu bei, Bessers Ruf und Ansehn zu vermehren. Inzwischen durfte der grollende Minister nicht versäumt werden, und Besser unterließ nichts, ihn zu begütigen, wiewohl geraume Zeit vergebens. Die Gevatterschaft, zu welcher die Frau von Fuchs bei Besser's neugeborener Tochter geladen wurde, ein Glückwunschgedicht, welches Besser auf die Vermählung der Fräulein von Fuchs mit dem Geheimen Staatsrath von Schmettau drucken ließ, und andere Vorgänge, vermittelten endlich eine Aussöhnung, und Fuchs lud nicht nur Besser'n nebst dessen Gattin zur erwähnten Hochzeit seiner Tochter, sondern ließ sich auch wieder bereit finden, demselben in seiner Laufbahn förderlich zu sein. Schon im August 1687 war Besser zum Regierungsrath im Herzogthum Magdeburg ernannt worden; er sollte nach Halle ziehen, woselbst ihn Meinders, und nach geschehener Aussöhnung jetzt auch Fuchs durch nachdrückliche Briefe dem Kanzler von Jena,

als seinem neuen Vorgesetzten, eifrigst anempfahlen. Ein unvermutheter Auftrag wies ihm jedoch, vor Antritt jener Bestimmung, fürerst noch eine andre zu.

Es war vorauszusehn, daß die Wittwe des Markgrafen Ludwig, Prinzessin von Radziwill, wegen ihrer großen Besitzungen und angesehenen Verhältnisse in Polen, alsbald ein Gegenstand neuer hohen Bewerbungen sein würde, der brandenburgische Hof konnte dies nicht hindern, wenn auch ihre Wiederverheirathung seinen Wünschen entgegen war; inzwischen durfte er sich wohl berechtigt halten, geheimen Ränken und Umtrieben in dieser Hinsicht keinen Raum zu gestatten. In Königsberg hatte sich ein Baron Piccinardi, der als Kaiserlicher Agent auftrat, in das Radziwill'sche Haus eingeschlichen, und betrieb allerlei Dinge, welche dem brandenburgischen Hofe dringenden Verdacht gaben. Es schien nothwendig, sich dieses Mannes zu versichern, zugleich aber, damit jeder Lärm und Einspruch vermieden bliebe, dies so geheim als möglich auszuführen. Die Sache war schwierig, und bedurfte eines so gewandten als entschlossenen Mannes. Besser wurde durch Danckelman vorgeschlagen, nahm den Auftrag an, und reiste zu Anfang des Dezembers 1687 nach Königsberg. Piccinardi war dem Ballschlagen sehr ergeben, und Besser, als ein geübter Spieler, machte auf dem Ballhause leicht dessen Parthie und nähere Bekanntschaft; die Dichtkunst selbst, welche der Italiäner in seiner Muttersprache und in der lateinischen mit Glück ausübte,

mußte die falsche Rolle spielen helfen; Besser wußte den Mann ganz für sich einzunehmen. Schon am dritten Tage war sein Anschlag reif, zu welchem der Kanzler von Creutz ihm alle Hülfe zu leisten befehligt war. Besser schlug mit dem Italiäner, wie schon die Tage vorher, am Vormittage Ball, hielt ihn durch allerlei Mittel so lange hin, bis die Mittagszeit gekommen war, und bat ihn dann im Hinausgehn, für heute sein Gast zu sein. Piccinardi, ohne Arg, aber schon versagt, entschuldigte sich, allein sie kamen unterdeß bis zu dem Wagen, niemand war in der Nähe, als ein ein Offizier und einige Soldaten, welche schon Befehl hatten, der Augenblick war günstig, mit einem raschen Griffe hatte Besser plötzlich dem Italiäner den Degen und mit der andern Hand ihn selbst bei der Brust gefaßt, hieß ihn im Namen des Kurfürsten ohne Widerstand folgen, setzte sich mit ihm und dem herbeigekommenen Offizier in den Wagen, und so wurde der Gefangene ganz insgeheim zu sichrer Haft abgeführt, ohne daß jemand ahndete, wie und wohin er verschwunden. In Folge eines Befehls von Berlin wurde Piccinardi nachher auf die Festung Pillau gebracht, wo er in wiederholten Verhören alles eingestand, daß er zwar den Namen eines Kaiserlichen Agenten mit Unrecht führe, doch aber ein Kaiserlicher Kammerjunker und mit geheimen Aufträgen abgeschickt sei. Besser war bei jedem Verhör zugegen, und berichtete das Ergebniß sogleich nach Hof. Im Februar 1688 kam er nach Berlin zu-

rück, um den ganzen Hergang nebst allen erlangten Aufschlüssen mündlich darzulegen. List und Entschlossenheit hatte Besser unläugbar glänzend bewährt; größere Zartheit hätte ihn wohl einen Auftrag dieser Art lieber vermeiden lassen, doch ist die Frage, ob dies in seiner Macht gestanden. Genug, der Hof rechnete ihm die Sache zum großen Verdienst, dem angemessene Belohnung verheißen wurde. Dem ganzen Unternehmen indeß verknüpfte sich kein wesentlicher Erfolg. Piccinardi wurde nach einiger Zeit wieder in Freiheit gesetzt, und die verwittwete Prinzessin schritt zur zweiten Ehe, sie heirathete bekanntlich den Pfalzgrafen Karl Philipp, nachherigen Kurfürsten von der Pfalz.

Bevor noch Besser nach Halle ziehen gekonnt, erfolgte im April 1688 der Tod Friedrich Wilhelms des großen Kurfürsten, und mit ihm eine Aenderung in Besser's Aussichten. Der neue Kurfürst Friedrich der Dritte ließ ihn sogleich die Wirkung seiner Gewogenheit empfinden, indem er ihn am Hofe zurückbehielt. Doch dem neuen Glücke, welches für Besser aufging, und ihn endlich in eine durchaus wünschenswerthe Lage versetzen sollte, drängte sich ein Unglück voran, welches jenem gleichsam allen Boden raubte, und kaum noch einen Reiz übrig ließ. Besser's Gattin war in seiner Abwesenheit erkrankt, und bei seiner Rückkehr von Königsberg noch nicht völlig hergestellt; er begleitete sie im Mai, ihrem Wunsche gemäß, nach dem Karlsbade, allein bei dem Anschein wiederkehrender Gesundheit

dauerte das Siechthum fort, die Gedanken an den Tod prägten sich ihrer Vorstellung ein, und mit ihnen war sie fast immer, doch ohne Furcht beschäftigt. Sie gebahr im Dezember eine Tochter, welche nur zwei Tage lebte, und sie selbst verschied einige Tage nachher an heftigem Fieber, doch vollkommen gefaßt, in frommer Ergebung, und mit zärtlichstem Abschied von dem geliebten Gatten. Sie war noch nicht 27 Jahr alt, und erst 7 verheirathet. Besser wurde durch diesen Schlag in gränzenlosen Schmerz gestürzt; sein Leid überstieg seine Fassungskraft, seine stets erneute Trauer wußte kein Ziel; was im Augenblicke selbst als Spiel der Uebertreibung erscheinen konnte, bewährte sich durch die Folge nur allzusehr als tiefster Ernst. Im Verlaufe des Jahres hatte Besser dem Ableben des großen Kurfürsten und dem Schmerze des Kurfürstlichen Hauses den Ertrag seiner Dichtkunst reichlich zugewandt, ein unvollendetes Lobgedicht auf den abgeschiedenen Heldenfürsten, in etwa 1000 Zeilen dessen Thatenfolge begleitend, gehört zu dem Ausgezeichnetsten, was uns von Besser übrig ist; jetzt umschlang zu letztem Troste noch sein Talent in ganzer Fülle die theure Gattin; in Versen und in Prosa feierte er ihr Andenken, rief er ihr Bild zurück, und die ausführliche Erzählung ihres Lebenslaufs, die er im folgenden Jahre nebst zahlreichen Gedichten und Briefen, die ihm über den Todesfall zugefertigt worden, als Ehrengedächtniß der Verstorbenen drucken ließ, bleibt ein schönes Denkmal

inniger Freundschaft und gefühlvoller Beredsamkeit. In dem beigefügten Anhang sind Gedichte von den angesehensten Männern, zwei — ein französisches und ein lateinisches — im Namen des Staatssekretairs von Ilgen verfaßt, ein lateinisches Trostschreiben von Samuel von Pufendorf, ein deutsches von Thomasius, und andre Zeugnisse der großen Theilnahme, zu welcher dieses Trauergeschick einen weiten Lebenskreis anregte. Bald nachher starb auch Besser's einziger Sohn, und ihm blieb von dreien Kindern nur noch eine Tochter übrig.

Die Pflichten und Aufmerksamkeiten des Hoflebens wurden für Besser zur wohlthätigen Zerstreuung, wenn sie ihn auch keineswegs dem Gefühle seines häuslichen Unglücks ganz entreißen konnten. Unter allen Umständen kam sein Dichtertalent in Anspruch, und hatte für ihn und Andre vielfache Wirkung. Bei Gelegenheit einer glänzenden Wirthschaft, welche der Hof im Januar 1690 zu Berlin gab, hatte Danckelman, schon damals erster Minister, durch das Loos, doch nicht ohne absichtliches Zuthun einiger schadenfrohen Höflinge, die untergeordnete Rolle eines Scheerenschleifers erhalten, und befand sich in Verlegenheit, wie er sich den ganzen Abend in dieser, ohne Zweifel vielfachem Spott ausgesetzten Rolle schicklich betragen sollte. Besser half ihm aus der Noth, er rieth ihm, den Spott auszutheilen statt einzunehmen, und schrieb ihm dazu eine Folge von satirischen Strophen, durch welche der Scheerenschleifer zur bedeutendsten Person der ganzen Wirth-

schaft wurde. Die ganze Gesellschaft wurde ohne Schonung durchgezogen, und in Gestalt des Scherzes so grimmer Ernst losgelassen, daß die unerwartet Getroffenen, die gar nicht ahndeten, den strengen Staatsmann so überaus lustig zu finden, auf ihre eignen Kosten nur um so mehr lachten, als sie innerlich Verdruß empfanden, den sie nicht merken lassen wollten. Der Verkleidete hob seinen Umzug mit folgenden Worten an:

„Zum Scheerenschleifer hat das Loos mich heut erkoren.
Ich bin es eben nicht, auch nicht darzu geboren:
Jedoch weil sich der Mensch in alles schicken soll,
Gefällt auch dieser Stand mir diesesmal gar wohl.
Wohlan, so will ich dann, durch die vermummte Schaaren,
Der Schleifernahrung nach, mit meinem Wagen fahren.
Was nur den Stein verträgt, und sich der Mühe lohnt,
Das schleif ich ab und zu, der Größten unverschont.
Es ist doch heute Brauch, in fremdes Amt zu greifen,
Trägt's mit den Scheeren nichts, so werd' ich Menschen schleifen."

Und nun sprudelte rechts und links der kühnste Muthwillen, der beißendste Hohn, der wildeste Ausdruck, daß die Sache mehrmals weit über die Gränzen des Scherzes ging. Nur Danckelman durfte dergleichen wagen, nur er die Sache glücklich durchführen; auch im Spiel wollte er einen Widerschein der Macht und Scheu walten lassen, deren man ihm gegenüber eingedenk sein sollte, und nur insofern können Besser's Verse für zweckmäßig gelten; sie wären sonst als höchst unangemessen zu ver-

werfen; ihre allzufreien Anspielungen, heutiges Tages in vornehmer Gesellschaft schlechterdings unerträglich, waren auch damals kaum zu dulden, zum Beispiel auf den Ratzenfänger und dessen Frau, eine Dame vom Hofe, deren Athem übel empfohlen war:

„Hört, Meister Fledermaus, geöhrter Ratzenfänger,
Was führt ihr an der Hand für einen alten Gänger?
Mein Handwerk dient euch nicht, doch kann mein Rath was stiften,
Fangt ihr die Ratzen nur, das Weib mag sie vergiften;"

oder an den Schloßhauptmann von Kolbe, der einen Koch vorstellte:

„Wie manches groß- und klein- und ungebohrtes Loch
Hat euer Bratspieß nicht gemacht, berühmter Koch?
Weil aber ihr nicht freit, will euer Spieß wo fehlen?
Ich schleife nicht allein, ich kann auch wohl verstählen."

Nicht gar zu freundlich und fein, obwohl sonst gut ausgedrückt, war auch der Schluß, in welchem die Narren bei der Wirthschaft zu einander sagten:

„Wir Narren müssen heut uns zu der Narrheit zwingen:
Ein Amt, das mancher hier natürlich kann vollbringen.
Was aber gäben sie, für uns dies Werk zu treiben!
Wir sind's auf Einen Tag, sie müssen Narren bleiben."

Diese Scheerenschleifer-Wirthschaft und die Gedichte darauf wurden in der That einige Jahre später dazu gebraucht, die Zahl der Beschuldigungen zu vermehren,

welche gegen Danckelman, der in Ungnade gefallen war, angehäuft wurden. Im Augenblicke selbst aber war der Erfolg so glänzend als unfehlbar, und niemand wagte sich offenbar dagegen auszusprechen. Bald erfuhr Besser das Wohlwollen seines mächtigen Gönners in voller Wirksamkeit, er begleitete im Frühjahr den Hof nach Königsberg, und empfing bei Gelegenheit der dortigen Erbhuldigung, früherem Versprechen des Kurfürsten gemäß, die Ernennung zum Ceremonienmeister mit einem Gehalt von 700 Thalern, zugleich wurde er in den Adelstand erhoben. Im Sommer folgte er dem Hoflager nach den Niederlanden, wo die Brandenburger in dem wieder ausgebrochenen Kriege des deutschen Reichs gegen Ludwig den Vierzehnten mit ausgezeichnetem Ruhm und Erfolg mitkämpften; der Kurfürst übertrug ihm hier eine Sendung an den Fürstbischof von Lüttich, um während des Feldzuges die brandenburgischen Angelegenheiten bei diesem geistlichen Herrn bestens wahrzunehmen, und insbesondre denselben zu bereden, seine Truppen zu den Brandenburgern stoßen zu lassen; auch sollte er alle dort vom Feinde eingehenden Nachrichten sammeln und in das Kurfürstliche Hauptquartier melden; alle diese Zwecke wurden vollkommen erreicht, im November stattete Besser in Kleve dem Kurfürsten mündlichen Bericht von seiner diplomatischen Thätigkeit ab, und reiste hierauf nach Berlin zurück.

Die nächstfolgenden Jahre brachten für Besser

gleiche, zwischen Staats- und Dichtkunst abwechselnd hin und her bewegte Thätigkeit. Der Kurfürst Friedrich der Dritte, bedacht seine Regierung durch Ruhm und Glanz jeder Art zu verherrlichen, stiftete im Jahre 1694 mit Danckelman's Rath und That die Universität zu Halle; schon der große Kurfürst hatte diesen Gedanken gehabt, die Ausführung aber war seinem Nachfolger verblieben. Der ganze Hof wohnte daselbst am 12. Juli der Einweihung des neuen Musensitzes bei, deren Ceremoniel Besser angeordnet hatte, von welchem auch die Beschreibung der ganzen Feierlichkeit nachgehends im Druck erschien. Andre Veranlassungen, seine Geschicklichkeit in Anordnungen von Sachen und Worten an den Tag zu legen, boten sich reichlich dar; den Ereignissen am Hof und im Felde, den Vermählungen, Trauerfällen und Feierlichkeiten aller Art, welche in seinen Bereich trafen, fehlte selten seine bald amtlich aufgeforderte, bald freiwillig beeiferte Theilnahme. Im Jahre 1696 folgte er dem Hoflager wieder nach Kleve, und nahm die Rückreise über Hamburg, wohin Canitz ihn zum Besuch eingeladen hatte. Hier kam er in einen angenehmen und glänzenden dichterischen Kreis; außer Canitz beflissen sich auch der Kaiserliche Gesandte Graf von Eck und der nachmalige Bürgermeister von Bostel mit Leidenschaft der deutschen Dichtkunst; die zahlreichen Gedichte des erstern litten zwar sehr, wie erzählt wird, an der österreichischen Mundart, die des letztern waren sogar völlig in der

sassisch-hamburgischen, allein um so herrlicher glänzten Canitz und Besser in ihrer hochdeutschen Reinheit. Auf anderer Seite dagegen gerieth Besser in Nachtheil; die vornehme und reiche Gesellschaft, in der er lebte, spielte nicht bloß mit Reimen, wobei er leicht gewann, sondern auch mit Karten, und er verlor beträchtliche Summen; doch Canitz half ihm durch ein Darlehn von 500 Thalern aus der Verlegenheit. — Sein Werth wurde vom Hofe stets vortheilhafter anerkannt; seine Feder galt für die gewandteste von der Welt, an sichrem Takt und reicher Eleganz that es ihr keine gleich, ihre Erzeugnisse wurden allgemein bewundert, der Ruhm ihrer Vortrefflichkeit drang nach Frankreich, Holland und England. Berühmte Männer aus allen Fächern traten mit ihm in Verbindung, übersetzten und empfahlen seine Werke. Auch in französischer Sprache wußte er sich geschickt auszudrücken, und Staatsschriften, von ihm in dieser Sprache verfaßt, wurden in Frankreich gedruckt. Der Kurfürst sah mit Zufriedenheit auf die Bemühungen eines Mannes, welcher den Glanz seiner Regierung so wesentlich förderte. Dichtkunst und Beredsamkeit schienen für den Dienst des Hofes nicht zu entbehren. Häufige Geschenke, zuweilen von 1000 Thalern und darüber, belohnten gnädig solch erfolgreiche Arbeiten. Mit nicht minderer Anerkennung schätzte die Kurfürstin Sophie Charlotte, die geistreichste und herrlichste Frau ihrer Zeit, die würdige Schülerin des großen Leibnitz, den Werth der Dichter und schönen Gei-

ster, und auch Besser's Verdienste waren ihr nicht unbekannt geblieben; allein ihr Sinn zog sie mehr zu ausländischer Litteratur und Sprache hin, wo eine mächtiger vorgeschrittene Bildung ihrer eignen Geistesentwickelung angemessener entgegen kam. Die deutsche Dichtkunst hatte schon damals gegen die Vorliebe zu kämpfen, welche fast ein Jahrhundert hindurch im eignen Vaterlande ihr die mächtigsten und bedeutendsten Stimmen entzog. Dieselbe Klage, welche Klopstock mit Unmuth und Bitterkeit späterhin gegen Friedrich den Großen in erhabenen Oden aushauchte, wagte Besser an die hohe Kurfürstin zu richten, doch in lauter Bescheidenheit und Demuth, wie folgt:

„Noch hat die deutsche Poesie
Vor dir, erlauchtigste Sophie,
Sich nimmer dürfen sehen lassen;
Noch hat ihr Lied sich nicht gewagt,
Was man in allen Sprachen sagt,
Vor dir in einen Reim zu fassen.

Dies würd' auch heute nicht geschehn,
Allein, nachdem sie wohl gesehn,
Daß das, was ihr scheint zu gebrechen,
Auch andern Sprachen noch gebricht,
So denkt sie: Warum soll ich nicht
Auch einmal unvollkommen sprechen?

Dies unterfängt sie sich nun heut.
Du fragst: Hat sie mehr Lieblichkeit,

Als sie bisher gehabt, zu singen?
Nein! sie kennt ihren rauhen Ton,
Und weiß, daß unser Helikon
Nicht kann vor deinen Ohren klingen.

Allein, was sie verwegen macht,
Ist, daß sie aller Sprachen Pracht
Für dich doch mangelhaft gefunden.
Sie sieht, daß keiner möglich ist,
Es auszusprechen, wie du bist,
Drum hat sie sich's auch unterwunden.

Sie spricht: Ei, steht es Fremden frei,
Was trag' ich dann, ich Deutsche, Scheu,
Sophiens Lob herauszustreichen?
Weicht jede Sprache gleich nicht mir,
So muß, o deutsche Fürstin, dir
Doch aller Völker Schönheit weichen!"

Man muß bekennen, daß dieses Gedicht die Sache der deutschen Dichtkunst durch die That gar wohl führte, denn artiger und freier hätte man auch französisch den Vorwurf, der denn doch solcher Huldigung zum Grunde lag, nicht ausdrücken können.

Nächst diesen höchsten Gönnern widmete Besser auch andern, für seine Lage nicht weniger einflußreichen, unausgesetzt seine aufmerksamste Beflissenheit. Vor Allen war Danckelman, der im Jahre 1695 als Oberpräsident fast unumschränkt an die Spitze der ganzen Staatsverwaltung getreten war, der Gegenstand seiner heißesten

Lobrede. Noch vor dieser letzten Erhebung des höchstbegünstigten und mächtigschaltenden Staatsmannes hatte Besser auf ihn eine ausdrücklich so genannte Lobschrift von beinahe 600 Versen gedichtet, worin derselbe nach seinen Eigenschaften, Umständen und Beziehungen förmlich durchgelobt, und auf allen Seiten so glatt und blank gerieben wird, daß man ordentlich fürchtet, er möchte beim geringsten Hauche wieder anlaufen! Dabei war das Stück zugleich für den Kurfürsten eingerichtet, der dasselbe kaum von Besser hatte vorlesen hören, als er sogleich den Druck anbefahl, der auch alsbald in Leipzig mit aller Pracht veranstaltet wurde; Abdrücke wurden am Hofe und durch das ganze Land freigebig vertheilt, und neue Lobgedichte strömten auf Besser wegen seines Lobgedichtes zurück. Von Danckelman empfing er ein Geschenk von 200 Thalern, und nach dem Druck ein zweites von 700. — In höchster Gunst bei dem Kurfürsten nach Danckelman, ja persönlich vielleicht schon höher, als dieser, stand der damalige Schloßhauptmann Kolbe von Wartenberg. Dieser besuchte Besser'n öfters, und speiste bei ihm; sein schnelles Emporsteigen aber beschränkte allmählig die Vertraulichkeit, und ließ nur die entschiedenste Gönnerschaft übrig. Der Vater, ein Edelmann aus der Pfalz, hatte eine väterliche Unterweisung für seinen Sohn in deutscher Sprache verfaßt und herausgegeben, Lehren sittlicher Klugheit für das Weltleben, nach welchen ein treuer Befolger unfehlbar glücklich werden sollte. Besser schrieb zu einer zweiten

Auflage dieses Buchs im Jahre 1696 eine ausführliche Vorrede, und später eine neue, noch ausführlichere, zu der dritten Auflage, die im Jahre 1704 herauskam, als Kolbe schon Graf von Wartenberg, Oberkammerherr und oberster Staatsminister war. Diese Vorreden sind wo möglich noch lobreicher, als selbst die Lobschrift auf Dankelman. Von allen Tugenden, die der Vater verlangt, wird der Sohn als Muster aufgeführt, sein Lebensgang, sein Erfolg und Glück gleichsam als die lebendige Darstellung jener theoretischen Weisheit geschildert, mit Einem Wort, Kolbe wird durch alle Krümmungen und Steilen der mühsamsten Pfade mit unnachlassender Beharrlichkeit zum höchsten Gipfel so künstlich hinaufgelobt, daß man abermals in Besorgniß geräth, eine so feine Spitze der Vollkommenheit möchte augenblicklich abbrechen! Diese Vorreden wurden jedoch als Meisterstücke deutscher Beredsamkeit allgemein bewundert und gepriesen, übersetzt und wiedergedruckt, und in der That müssen wir darin eine große Geschicklichkeit des Ausdrucks anerkennen. Kolbe mußte sein Bild in diesem künstlichen Spiegel mit erhöhtem Wohlgefallen erblicken, und seine dankbare Gunst wurde seitdem für Besser von lebhaftester Wirksamkeit. Sie verschaffte demselben zuerst bei Gelegenheit einer Staatsschrift, welche er über die Wiedergabe der Stadt Elbing französisch abgefaßt, und auf Befehl des Kurfürsten in Druck gegeben hatte, eine Kurfürstliche Verschreibung auf die erste erledigte Domherrnstelle in den Stiftern

Magdeburg und Halberstadt, welche ihm späterhin, als er dieselbe noch vor eintretender Erledigung wieder abtrat, ansehnlich vergütet wurde. Andre beträchtliche Gaben und Vortheile sollte er jener Gunst in der Folge noch zu danken haben. Genug, das Verhältniß der Gönnerschaft stand hier in schönster Ergiebigkeit, beide Theile gaben reichlich, und empfingen in gleichen Maßen, man konnte wechselseitig mit einander zufrieden sein. Betrachten wir jene Lobschriften, die jetzt in solcher Gestalt niemand ohne Erröthen geben noch annehmen könnte, aus allgemeinem Standpunkte, so werden wir sie mehr wegen des Geschmackes jener Zeit, als wegen ihres eigentlichen Inhalts unter ähnliche Erzeugnisse neuerer Zeit herabsetzen, denn die Schmeichelei weiß durch jede, auch noch so veredelte Ausdrucksweise ihren Weg zu finden, und der Gesinnung nach würde manche bewunderte Phrase unsrer Tage in dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten vielleicht hinter den Ausdrücken von Besser oder Boileau noch weit zurückstehn müssen.

In diesen Zeitraum fällt auch Besser's berühmtes Gedicht auf den Tod der Frau von Canitz. Er hatte daran lange und mühsam gearbeitet, und erst nach mehrfacher Rücksprache und wiederholter Mahnung dasselbe zu Stande gebracht. Unter andern fand er Schwierigkeit, den Ausdruck eines Gedankens, welchen er für die fünfte Strophe bestimmt hatte, in solcher gehörig abzurunden. Er theilte dem Freunde seine Verlegenheit

mit, und forderte ihn auf, seinerseits auch die Sache zu versuchen. Canitz, rascher und fertiger, sandte schon nach drei Tagen eine zwiefache Lösung der Aufgabe; man könnte setzen, meinte er, wie folgt:

„Wer glaubt, daß nur verwirrtes Wesen
Der Welt durch Frauen widerfährt,
Ist werth, und ist es bald nicht werth,
Sich eine solche zu erlesen,
Die ihm sonst keinen Kummer macht,
Als wenn sie wird in's Grab gebracht.“

Oder auch in dieser andern Wendung:

„Du schreibst die Unruh hier auf Erden
Zwar nur allein den Weibern zu;
Doch müsse, Spötter, deine Ruh
Von einer Frau gestöret werden,
Die dir nie Unruh hat gebracht,
Als da sie dich zum Wittwer macht!“

Besser lobte beide Versuche höchlich, und wollte eine — er entschied noch nicht, welche — der beiden Strophen in sein Gedicht aufnehmen, allein er brütete deßhalb nicht weniger noch stets an seiner eignen Ausführung. Endlich, nach vieler Arbeit und langem Zögern, trat er nun auch mit seiner fertig gewordenen Strophe hervor; sie lautete:

„Gewiß, die von den Weibern sagen,
Daß sie die Unruh, die man spürt,
Zum ersten in die Welt geführt,

Die sollten deinen Jammer tragen,
Und lernen, daß ihr Spott erst wahr
Auf eines Weibes Todtenbahr."

Da bekannte denn Canitz seine Strophen weit übertroffen, nahm sie, trotz Besser's Einspruch, beide zurück, und versicherte, hier sehe man wieder einmal recht deutlich, wie wahr es heiße: Nicht was bald, sondern was gut! Wir haben dieser Probe hier einen Platz gegönnt, weil sie uns einen Blick in das Innere der Werkstatt und des Verkehrs damaliger Dichtkunst thun läßt. Das ganze Gedicht Besser's, endlich vollendet und gedruckt, fand allgemeinen Beifall, und hat in der That, ungeachtet des wenig erhabenen Anfangs:

„So ungeneigt ich auch zum Schreiben,
Kannst du dennoch, betrübter Freund,
Indem dein treues Auge weint,
Von mir nicht ungetröstet bleiben,"

einige schöne Stellen, kommt jedoch Canitz'ens eignem Gedicht auf Doris keineswegs gleich. Dieser war indeß so sehr erfreut über seines Freundes Arbeit, daß er denselben, mit seinen eifrigsten und verbindlichsten Danksagungen, zugleich den Schein über das in Hamburg geschehene Darlehn zurücksandte, dessen Erstattung er schon bisher niemals hatte zugeben wollen. Man wird gestehn müssen, nach allem hier Angeführten, daß Besser's Muse in Betracht irdischen Vortheils nicht unter die zu wenig begünstigten zu rechnen ist!

Die Anerkennung, der Ruhm, die großen Vortheile und ausgezeichneten Ehren, deren Besser von allen Seiten theilhaft wurde, riefen, wie zu geschehen pflegt, auch Neid und Feindschaft gegen ihn hervor, und er blieb von ihren Angriffen nicht verschont. Doch war ihm so leicht nichts anzuhaben, ihn schützte Gunst und Ansehn, und wo es galt, stand er muthig und entschlossen noch immer selbst für sich ein. Dies zeigte sich unter andern bei einem öffentlichen Einzuge zu Berlin, wo der Vorrang, welchen sein Amt als Ceremonienmeister ihm gab, manchen Altadlichen verdrießlich war; sie mochten schon öfters darüber mißfällig geredet haben, diesmal aber beschloß einer von ihnen, ein General, den Ceremonienmeister durch einen bösen Streich von seinem Platze und so aus der Fassung zu bringen, daß er dem allgemeinen Spott und Gelächter preisgegeben würde. Besser ritt ruhig in seiner Ordnung, bei einer Brücke aber, wo der Raum sich verengte, sprengte plötzlich der General seitwärts auf Besser ein, und rief, als könne er sein Pferd nicht halten noch wenden: „Herr, auf die Seite! mein Gaul beißt!“ und gab ihm nun erst noch die Sporen. Jener aber, schnell das Stück durchschauend, und nicht weichend, rief ihm hastig wieder zu: „Herr, auf die Seite! mein Gaul schlägt!“ warf sein Pferd, einen Streithengst aus dem Marstalle, kurz herum, drückte die Sporen ein, und nun schlug das Thier mit beiden Hinterfüßen so gewaltig aus, daß des Generals Pferd, schwer getroffen, seinen Rei=

ter beinah in den Graben geworfen hätte. Schaden und Spott fielen nun auf den Anstifter zurück, der überdies noch die Ahndung des Kurfürsten erfahren mußte, und somit denen, welche noch Lust fühlten sich an Besser'n zu reiben, in doppelter Weise zur Warnung wurde.

Im Jahre 1697 begab sich der Kurfürstliche Hof nach Königsberg in Preußen, um daselbst eine moskowitische Großgesandtschaft, bei welcher, wie man wußte, unter fremdem Namen der Zar Peter selbst war, feierlich zu empfangen. Besser war mit Anordnung der Ceremonien beauftragt, und reiste der Botschaft bis Insterburg entgegen. Er hatte hier sogleich von Seiten des mächtigen Selbstherrschers, der sich wenig zu bezwingen gewohnt war, eine harte Prüfung auszuhalten. Der Zar, von dem Anblick des prächtig geputzten Hofmannes neugierig angeregt, ging auf ihn los, nahm ihm die reiche, großgelockte Staatsperücke vom Haupte, besah sie eine Weile mit höhnischem Lachen, und schleuderte sie dann, indem er jenen kahlköpfig dastehn ließ, verächtlich in den Winkel. Doch Besser verlor die Fassung nicht, holte seinen mißhandelten Haarschmuck zurück, und als der Zar, verständigt, jener Mann habe vom Kurfürsten den Auftrag, alles Erforderliche zu besorgen, durch den Dolmetscher ein Begehren ausdrückte, welches dieser nicht ohne Scham wiederholen konnte, wußte Besser klüglich zu thun, als habe er nichts vernommen. Der Einzug in Königs-

berg fand den 28. Mai Statt; die Beschreibung dieser Feierlichkeit, von Besser verfaßt, erschien im Druck, und er selbst empfing zur Belohnung seines Eifers und Fleißes in dieser wichtigen Sache von dem Kurfürsten ein Geschenk von 1000 Thalern. Dies war jedoch die letzte Gunst, welche durch Danckelman's Vermittlung ihm zu Theil wurde. Die, nach neunjährigem, zwischen Deutschland und Frankreich geführtem Kriege, mit dem Jahre 1697 durch den Frieden von Ryßwyck eintretende Ruhe gab am brandenburgischen Hofe der Entwicklung neuer Verhältnisse Raum, welche sich im Stillen schon lange gestaltet hatten. Die Königswürde, deren Annahme schon dem großen Kurfürsten von mancher Seite, besonders aber von dem französischen Hofe, dringend nahgelegt worden war, schien der besonderen Stellung des einflußreichsten und mächtigsten Kurhauses so völlig angemessen, sie entsprach dabei so sehr dem persönlichen Wunsche Friedrichs des Dritten, daß deren Erwerbung ernstlich beschlossen wurde. Die Bewegung, welche durch einen solchen Gegenstand in der Thätigkeit, in den Meinungen und Bezügen der höchsten Hof- und Staatsbeamten erregt wurde, war groß genug, um die bisher festesten zu erschüttern und umzuwerfen. Mit diesen Dingen im Allgemeinen verflochten, obwohl im einzelnen Zusammenhange noch keineswegs genügend nachgewiesen, erfolgte gleich im Jahre 1698 der Sturz Danckelman's, welcher von dem Gipfel der Gunst und Machtausübung plötzlich in die völligste Ungnade fiel,

zur Untersuchung gezogen und als Gefangener auf die Festung Peitz abgeführt wurde. Besser verlor an ihm einen edlen Beschützer, allein seine eigne Stellung hatte den Verlust nicht zu empfinden; der Fall des einen Gönners ersetzte sich ihm durch das glänzende Steigen des andern; Kolbe von Wartenberg wurde Danckelman's Nachfolger in Gunst und Einfluß, und Besser's Eifer und Talent blieben in der gewohnten Bahn nicht minder anerkannt und gebraucht. Sein Bemühen am Hofe gewann ihm täglich größeren Boden, bei Festlichkeiten war er nicht zu entbehren, theatralische Vorstellungen, Singspiele, Aufzüge, Ballette, empfingen durch seine Erfindung, durch seine glücklichen Verse, ihren entschiedenen Werth. Auch die geistreiche Kurfürstin versagte ihm ihren Beifall nicht, und übertrug ihm unter andern das dichterische Beiwerk eines von ihr zum Geburtstage des Kurfürsten im Jahre 1700 festlich angestellten Jahrmarktes in Kostümen und Masken, für welcherlei Aufgaben er immer das wundervollste Geschick bewies. Ein Gedicht andrer Art machte in einem noch weiteren Kreise Glück. Seit neue Art und Sitte vor manche Gegenstände, welche das klassische Alterthum ohne Scheu gradezu nannte und behandelte, einen Schleier der Scham gezogen hält, erneut sich den Dichtern immerfort ein Reiz, auch dasjenige, was mit den eigentlichen Ausdrücken jetzt nur roh und anstößig gesagt werden konnte, mit uneigentlichen fein und zart und dennoch vollständig anzudeuten, und so Freiheit

und Gebundenheit innig zu vereinen. In dieser Weise hatte auch Besser sich versucht, und sein Talent in ganzer Schärfe bewiesen. Sein Gedicht, Ruhestatt der Liebe genannt, darf in der That noch heutiges Tages für ein meisterliches Kunstwerk gelten, wie sogar das Allerbedenklichste durch geschickten Vortrag noch anständig und bescheiden erscheinen kann. Leibnitz, welcher bei seiner Anwesenheit in Berlin im Jahre 1700 dieses Gedicht bei dem Verfasser zufällig zu sehn bekam, war so davon bezaubert, daß er sich nicht enthielt, dasselbe der verwittweten Kurfürstin Sophie nach Hannover zu senden, welche nicht nur selber großes Gefallen daran fand, sondern auch eine Abschrift davon nach Paris an Madame, die verwittwete Herzogin von Orleans schickte, welche als geborne pfälzische Prinzessin mit seltner Beharrlichkeit ihrer deutschen Muttersprache treu blieb, in der sie, wie ihre bekanntgewordenen Briefe bezeugen, sich mit vielem Verstande und in weit derberen Worten, als Besser, ausdrückte. Diesem meldete Leibnitz bald nachher den Erfolg seiner Zusendung: „Weilen Denselben aufzuwarten — schrieb er — heute die Ehre nicht haben kann, so wollte doch nicht unterlassen, sofort dasjenige auszurichten, was die Kurfürstin von Braunschweig Durchlaucht an Sie mir aufgegeben; zu welchem Ende ich die selbsteignen Worte dieser großen Fürstin hiehersetze: J'ai reçu les vers amoureux de M. de Besser, je ne manquerai pas de les envoyer à Madame, quoique le sujet en soit passé pour elle et

pour moi, et qu'il n'ait été que trop propre pour les nouveaux mariés. Je vous prie de remercier l'auteur d'avoir bien voulu me communiquer son invention et ses belles pensées, dont Madame la duchesse d'Orleans aura sa part par le premier ordinaire." Die letzten Zeilen beziehen sich auf lyrische Scenen, welche Besser zum Vermählungsfeste des Erbprinzen von Hessen-Kassel, nachherigen Königs von Schweden, mit einer Tochter Friedrichs des Dritten zum Behuf einer Tafelmusik gedichtet hatte. Für die höchst sorgsam abgefaßte Beschreibung dieses Beilagers und aller dabei vorgefallenen Feste und Lustbarkeiten erhielt er, durch Vermittlung seines Gönners Kolbe, ein Kurfürstliches Geschenk von 1000 Thalern.

Im Jahre 1701 erhob sich mit der preußischen Königskrone, welche der Kurfürst, jetzt als König Friedrich der Erste genannt, am 18. Januar zu Königsberg seinem Haupt aufsetzte, auch für Besser eine neue Stufe des Glücks. Sein Gönner, bereits Oberkammerherr und erster Minister, war für diese Gelegenheit durch den Kaiser zum Reichsgrafen von Wartenberg ernannt worden, und setzte sich in der Gunst seines Herrn immer fester. Besser selbst empfing die neue Ehrenstelle eines Königlichen Ober-Ceremonienmeisters, dabei eine Besoldungszulage von 500 Thalern jährlich, und freies Futter für sechs Pferde. Neuen ersprießlichen Vortheil hatte sogleich auch sein Talent von jenem großen Ereigniß einzuziehen. Die Krönung in Versen zu besin-

gen und in Prosa zu beschreiben, gehörte gleichsam zu seinen Rechten und Obliegenheiten. Mit angestrengtem Eifer wandte sich sein Fleiß auf diese Arbeit. Erst im folgenden Jahre kam er damit zu Stande; ein stattliches Gedicht suchte im Allgemeinen den Glanz und die Wichtigkeit des Geschehenen pomphaft darzulegen, ein prosaischer Aufsatz gab die Folge aller einzelnen Vorgänge mit genauer Ausführlichkeit an; eine Zuschrift an den König selbst über seine neugestiftete Krone vollendete das Ganze, welches, von ihm vor dem Druck dem Könige vorgelesen, so sehr dessen Beifall gewann, daß er dafür, nicht ohne Mitwirkung des Grafen von Wartenberg, ein Geschenk von 2000 Thalern erhielt. Dem Gedicht können wir schwerlich noch Geschmack abgewinnen, die Erzählung in Prosa hingegen behält ihren geschichtlichen Werth als würdiges Prachtgemählde einer Handlung, welche, als der Anfang einer neuen Zeitrechnung in der vaterländischen Geschichte, noch des spätesten Preußen nachdenkliche Betrachtung anziehen muß. Besser wurde auch zum Ceremonienmeister des neugestifteten Ritterordens vom schwarzen Adler ernannt, und als er bald nachher selber mit dem Orden de la générosité geschmückt wurde, durfte er diesen am orangefarbenen Bande jenes Ordens tragen. Von jedem neugeschlagenen Ritter empfing er satzungsmäßig 400 Thaler, und da er in seiner Stellung bei allen Gelegenheiten auch von fremden Höfen und deren Ge-

sandten mit Geschenken und Gaben bedacht wurde, so stiegen seinen Einkünfte höchst ansehnlich.

Bedeutende Ereignisse, welche Gelegenheit gaben, die Hofdichtkunst im stärksten Vermögen auftreten zu lassen, waren im nächsten Zeitraume hauptsächlich folgende. Der unerwartete Tod der Königin Sophie Charlotte, welche am 1. Februar 1705 zu Hannover, wohin sie zum Besuch ihrer Mutter gereist war, nach einer kurzen Krankheit so geisteskräftig und hochherzig starb, wie sie gelebt hatte, erfüllte den ganzen Hof mit Schrekken und Betrübniß. Der König war untröstlich, und suchte wenigstens das Andenken der herrlichen Fürstin auf alle Weise zu ehren und zu feiern. Ihr Leichenbegängniß wurde mit nie gesehener Trauerpracht gehalten; das Lustschloß Liezenburg, welches sie zu erbauen angefangen, erhielt den Namen Charlottenburg; ein großes Trauer- und Trostgedicht von siebzig Strophen, welches Besser dem Könige vorlas, versetzte denselben in die tiefste Rührung, und bei diesem Anlasse war es, daß der Verfasser, durch Vermittelung des Grafen von Wartenberg, für die Wiedergabe der ihm früher verliehenen Verschreibung auf eine Domherrnstelle, deren Erledigung sehr ungewiß war, die Summe von 3000 Thalern ausgezahlt erhielt. Sein Gedicht, von Nikolaus Gürtler in's Lateinische übersetzt, verdient nicht den Ruhm, der ihm damals von allen Seiten zu Theil wurde; dem klug berechneten Eindrucke des Augenblicks ist der gediegnere Gehalt geopfert. Im De-

zember des folgenden Jahres vermählte sich der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Sophie Dorothee von Hannover, wozu Besser auf Befehl des Königs ein Ballet und Singspiel in drei Aufzügen dichtete, dessen Vorstellung bei Hof überaus glänzend ausfiel, und dem Verfasser abermals ein Geschenk von 1000 Thalern zuwege brachte. Wie glücklich er im Ausdrucke des Sinnreichen und Zarten sein kann, bezeuge folgende lyrische Strophe:

„Ein Herz mit seiner Gegenwehr
Gleichet dem erregten Meer
Unter seinem Stürmen.
Anstatt sich dadurch zu schirmen,
Giebt es in dem größten Stürmen
Seine Schätz' und Perlen her.
Es giebt in dem Sturm uns mehr,
Als wenn es geruhig wär'.
Will es wallen, will es stürmen,
Kann es minder sich beschirmen.
Es giebt in dem Sturm uns mehr,
Als wenn es geruhig wär'."

Die Wiedervermählung des Königs mit der Prinzessin Sophie Luise von Mecklenburg-Schwerin am 28. November 1708 gab abermals Gelegenheit zu einem Singspiel, welches in drei Aufzügen Alexanders und Roxane's Heirath vorstellte, und für Besser ein Geschenk von 2000 Thalern zur Folge hatte. Auch aus diesem theilen wir einige Liederzeilen mit, deren Anmuth und

Glätte noch jetzt den Tonsetzer ansprechen darf, wenigstens günstiger, als gewöhnlich Sinn und Wortlaut unsrer vernachlässigten Operntexte sich ihm darbieten. So wenn es heißt von der Macht der Liebe:

„O du wunderbare Pein,
Der man sich umsonst verziehen,
Weil kein Mensch dir kann entfliehen,
Mußt du Gott,
Oder etwas Göttlichs sein!
Mit dir trieb ich ehmals Spott;
Aber weil dir zu entfliehen,
Keinem Menschen ist verliehen,
Mußt du Gott,
Oder etwas Göttlichs sein!“

Ferner diese wohlgegründeten Zeilen:

„Das Verschieben
In dem Lieben
Dient uns oft zur Arzenei.
Den ein Anblick heut gewonnen,
Wird oft, wenn er sich besonnen,
Morgen wieder frei.“

Oder auch folgende:

„Schweres Lieben, wenn man schweigen,
Und sein Leid verhehlen muß!
Meinen peinlichen Verdruß
Darf ich keinem Menschen zeigen!
Auch der, die mein Herze bricht,
Auch selbst der Roxanen nicht.

Schweres Lieben, wenn man schweigen,
Und sein Leid verhehlen muß!"

Endlich noch diese:

„Sei, Rorane, voller Freuden,
Dies erfordert dein Geschick.
Sei vergnügt; nur laß mich leiden,
Gönne mir dies herbe Glück!
Gönne, daß bei deinen Freuden
Sich mein Herze mit erfreu;
Aber auch bei seinem Leiden
Für sich selbsten traurig sei."

Solche Strophen, welche den Keim der Musik schon in sich tragen, machen es denn doch möglich, daß der Komponist bei dem Dichter bleibe, und nicht ohne ihn seinen Weg suche. Vorbilder, aber zugleich auch Nebenbuhler, gegen welche schwer wurde sich zu halten, waren für den deutschen Dichter in diesen Künsten die italiänischen Meister, welche der schon damals in Berlin nicht minder als an anderen deutschen Höfen blühenden italiänischen Oper angehörten.

Im häuslichen Leben ereignete sich während dieser Zeit für Besser eine Veränderung durch die Heirath seiner einzigen Tochter Sophie Charlotte. Sie vermählte sich im Jahre 1708 mit Herrn von Drost aus Königsberg, dessen eine Schwester an den Staatssekretair von Ilgen, eine andre an den Staatsminister von Kraut verheirathet war. Durch diese doppelt begünstigende Verwandtschaft wurde bewirkt, daß die Gnade

des Königs dem Schwiegersohn den Titel eines Ceremonienmeisters und die Anwartschaft auf das Hofamt seines Schwiegervaters verlieh, der auch sogleich, zur größeren Sicherung, von seiner Besoldung jährlich 500 Thaler auf jenen übertrug. Frau von Drost vereinigte mit allen Vorzügen körperlicher Schönheit die der feinsten Weltbildung. Die Königin Sophie Charlotte hatte sie früherhin zur Hofdame zu machen gewünscht, was jedoch Besser's Ansichten weniger entsprach; sie war ihm als glänzende Führerin seines Hauswesens unentbehrlich, und auch verheirathet vertrat sie dasselbe mit größtem Anstande. Besser war vielmals aufgefordert worden, und selber zuweilen versucht gewesen, zur zweiten Ehe zu schreiten; seine Freunde Canitz und Alvensleben ließen es sich angelegen sein, ihm vortheilhafte Parthieen auszusuchen, aufblühende Jungfrauen und ansprechende Wittwen, allein Umstände und Bedenklichkeiten traten jedesmal dazwischen, Hofgeschäfte hinderten eine schon verabredete Zusammenkunft, eine der Vorgeschlagenen gefiel ihm nicht genug, der andern er nicht, und so verblieb er im Wittwerstande, den ihm die eigne und fremde Schmeichelei wohl auch als eine Treue gegen die verstorbene Gattin auslegte. Doch vermochten darum nicht stärker Herz und Sinn den Eindrücken lebendiger Gegenwart zu widerstehn. Manche Neigung erwuchs zu dauerndem Verhältniß. Eine Tänzerin aber, die schöne Konradine, welche bei Hof in einem Ballet die Göttin Venus vorgestellt hatte, und

bei dieser Gelegenheit mit ihm bekannt geworden war, scheint seine Glut am stärksten erregt zu haben. Er besingt ihren Reiz in einem huldigenden Gedicht, welches entschiedene Wünsche zu erkennen giebt. Auch nahm er an ihrem ferneren Geschicke besorglich Theil, und nicht ohne seine Mitwirkung geschah es, daß sie in der Folge den Grafen Gruzewski heirathete, und sich dadurch einer bequemen und ansehnlichen Stellung in der Welt zu erfreuen hatte.

Der Verlauf eines solchen reichausgestatteten Weltlebens, in welchem Ruhm und Erfolg und Glanz und Genuß üppig verbunden waren, wurde einigermaßen gestört durch den harten Schlag, der im Jahre 1710 Besser's hohen und mächtigen Gönner, den Grafen von Wartenberg traf, und der zugleich als Vorbote dienen konnte noch weiteren Unglücks, welches den bisherigen Hofverhältnissen bevorstand. Der Sturz jenes Ministers war vorbereitet worden durch den gränzenlosen Uebermuth seiner Gemahlin, vor welcher, wiewohl sie aus niedrigem Stande und schlechten Verhältnissen emporgestiegen, der ganze Hof und selbst die fremden Gesandten sich beugen mußten. Sie war die Tochter eines Schiffers und Schenkwirths in Emmerich, und glaubte ein wunderbares Glück zu machen, als ein Kammerdiener des Kurfürsten sich in sie verliebte und ihr seine Hand gab. Ihre Vertraulichkeiten mit dem Freiherrn von Kolbe hatten schon einige Jahre gedauert, als der Tod ihres Mannes ihr gestattete, was die Macht ihrer

einehmenden Reize und ihres gebieterischen Karakters ihr längst gesichert hatte, nämlich Gräfin von Wartenberg zu werden. Sie behauptete den ersten Rang am Hofe; mit einer holländischen Gesandtin, welche ihr denselben bestreiten wollte, kam sie zum Handgemenge, und nur mit Mühe konnte Besser, der als Ceremonienmeister anwesend war, den Kampf trennen, in welchem die Gräfin auch durch den Ausspruch des Königs den Sieg behielt. Der Uebermuth wurde ihr denn doch zuletzt bei andrer Gelegenheit verderblich, und nachdem ihr Ansehn einmal gelitten hatte, blieb auch das ihres Gatten nicht unberührt. Endlich verließen beide in völliger Ungnade den Hof und das Land, und eine neue Gestaltung der Dinge kündete sich für die nächste Zukunft immer deutlicher an. Zwar behielt Besser auch nach dem Falle seines Beschützers noch seine Würden und Einkünfte, so wie seine Verrichtungen, allein die Stimmung am Hofe war merklich verändert, und selbst die Gelegenheit, durch Leistungen in gewohnter Art Eifer und Talent darzuthun, verschwand endlich ganz. Einige Strophen auf den Geburtstag des Königs am 12. Juli 1710 sind gleichsam der letzte Athemzug von Besser's Dichtkunst am Hofe zu Berlin. Ohne den Hof aber vermochte er kaum noch zu dichten, von daher mußte ihm Anlaß, Trieb und Belohnung kommen, außerhalb dieses Elements fühlte er sich in gemeine Prosa versetzt, ohne Reim und Silbenmaß. Seine dichterische Ader versiegte auf geraume Zeit.

Das längst befürchtete Geschick trat ein, König Friedrich der Erste starb am 25. Februar 1713. Eine der ersten Handlungen des neuen Königs Friedrich Wilhelms des Ersten war die Abschaffung der vielen unnützen Hofbedienungen; mit einem Federzuge war die lange Reihe von Namen durchstrichen, auf welcher Besser obenan stand; eine Menge bisher durch Ansehn und reichliches Einkommen verwöhnter Personen fanden sich plötzlich entlassen, ohne Gnadengehalt noch Aussicht andrer Anstellung; der König meinte der Ceremonien so wenig wie ihres Meisters zu bedürfen. Besser empfing die erste Nachricht dieses Unglücks durch seinen Freund, den Königlichen Leibarzt von Gundelsheim, der dabeigewesen, als der König jenen verhängnißvollen Strich gezogen. Im Gefühl seiner Lage tief gekränkt, aber in der Vorstellung seiner Verdienste und seines Werthes nicht erschüttert, faßte er sich ein Herz, dem Könige in einer Denkschrift die mehr als dreißigjährigen Dienste, welche er dem Staat geleistet, wie auch das große Vermögen, das er mit seiner Frau in's Land gebracht und zu des Hofes Ehren angewandt habe, lebhaft vorzustellen, und seine Erwartung einer anständigen Versorgung entschieden auszusprechen. Ein günstiger Umstand für ihn war, daß der König gleich nach seiner Thronbesteigung den ehemaligen Oberpräsidenten von Danckelman, der unter der vorigen Regierung so harte Ungnade erfahren, an seinen Hof berufen und durch ehrenvolles Vertrauen ausgezeichnet hatte; dieser Gön-

ner war seinem Günstlinge, vielleicht mehr als dieser ihm, treu geblieben, und gab ihm gleich den Rath, seine Vorstellung, die mehr im Tone der Beschwerde als der Bitte geschrieben war, demüthiger einzurichten. Doch dazu war Besser nicht zu bewegen, er glaubte schon etwas wagen zu dürfen, und ließ die Schrift unverändert. Sein Selbstvertrauen hatte, wie der Erfolg bewies, übel gerechnet. Der König wurde schon durch die ersten Zeilen in solchen Zorn versetzt, daß er die ganze Schrift, ohne sie weiter zu lesen, mit höchstem Unwillen in's Kaminfeuer warf. Vergebens traten Danckelman, der Hofmarschall von Prinzen, Ilgen, der im vollen Vertrauen des Königs an der Spitze der auswärtigen Staatsgeschäfte geblieben war, und selbst Grumbkow, dem an Gunst und Einfluß kein Andrer gleichkam, wiederholt als Fürsprecher auf, der König wollte nichts mehr von Besser hören, und die ungnädige Entlassung blieb unwiderruflich.

Hart getroffen, doch ungebeugt, fügte sich Besser in sein neues Loos. Er schaffte sogleich Pferde und Wagen ab, schränkte sein Hauswesen ein, und ließ Tochter und Schwiegersohn, der gleichfalls Besoldung und Anwartschaft eingebüßt hatte, sich auf dessen Güter nach Preußen zurückziehen. Für ihn selbst bot die Welt noch vielerlei günstige Aussichten, viele angesehene Freunde blieben ihm nach seinem Unfalle mit Rath und That zur Seite, unter andern der Geheime Staatsrath von Kamecke, der Domprobst von Bredow und ein

Herr von Schweinichen; auch fand er die Meinung, die er von der Schätzbarkeit seiner Kenntnisse und Erfahrungen, von seinem Talent und sonstigen Werth hegte, sehr bald durch vortheilhafte Anträge, die ihm von verschiedenen Seiten gemacht wurden, ehrenvoll bestätigt. Der russische Gesandte von Galloffkin suchte ihn mit großen Zusicherungen für den Dienst seines Hofes zu gewinnen, der auch seine Büchersammlung, welche besonders über das Ceremonielwesen sehr reich war und einzige Stücke besaß, für Sankt-Petersburg anzukaufen wünschte. Der Freiherr von Görtz und der Geheimrath von Bassewitz machten ihm Eröffnungen wegen schwedischer oder holsteinischer Dienste, der Graf von Dehn wollte ihn zum Vorsteher der Ritterakademie zu Wolfenbüttel berufen lassen. Allein Besser, nun schon im sechzigsten Lebensjahre, scheute die weite Reise nach Rußland, und den übrigen Anträgen hätte er lieber einen Ruf nach Wien vorgezogen, welchen zu erlangen nicht unmöglich schien. Indem er seine Wahl nicht übereilen wollte, versäumte er sie ganz, es vergingen einige Jahre unter Zweifeln und Erwartungen, die Anerbietungen zerschlugen sich, und die Sache mit Wien kam nicht zu Stande. Zur Förderung der letzteren hatte er auch seine Dichtkunst wieder angestrengt, und ein Heldenlob des Prinzen Eugen von Savoyen, insonderheit seines im Jahre 1716 begonnenen Türkenfeldzugs, in Alexandrinern unternommen, aber auch sogleich, nachdem kein Zweck mehr dabei war, wieder

liegen lassen. Da er immer noch einen gewissen Aufwand machte, und die Summen, welche sein Schwiegersohn und andre Freunde, unter diesen besonders der Staatsminister von Kraut, ihm freigebig vorstreckten, nicht ausreichten, so gerieth er in drückende Schulden, und sah sich bald von allen Seiten im mißlichsten Gedränge. Die Rückerinnerung an seine frühere glänzende Lage machte ihm seine jetzige kummervolle nur um so peinlicher; Berlin, der Schauplatz seiner vorigen Herrlichkeit, aus einer prunkvollen Hofstadt jetzt in einen strengen Kriegs- und Waffenort verwandelt, war ihm verhaßt, er sehnte sich, diesen Aufenthalt mit einem andern zu vertauschen. Zum Glück erschien unverhofft nochmals eine Gelegenheit, und diese hielt er fest. Der sächsische Feldmarschall Graf von Flemming war als erster Minister des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen inmitten eines vielbewegten Hofes auf einem Platze, der sich nur unter fortgesetzter, regsamer Thätigkeit behaupten ließ; er bedurfte hiezu der Werkzeuge und Talente aller Art, und war gern bereit, Leute von Fähigkeiten und Ruf in seine Nähe zu bringen. Ihm selbst war Besser's Geschicklichkeit hinlänglich bekannt, der sächsische Gesandte in Berlin, Graf von Manteuffel, machte nicht vergebens aufmerksam, welchen Nutzen der Hof von Dresden bei den Feierlichkeiten, die wegen der Vermählung des Königlichen Prinzen bevorstanden, und bei jeder künftigen Gelegenheit, von der Wissenschaft eines Mannes ziehen könnte,

der in Ceremonielsachen nicht seines Gleichen habe. Der König August nahm auf den Antrag dieser Beiden sogleich Besser in Dienst, und machte ihn zum Geheimen Kriegsrath, Ceremonienmeister und Einführer der Gesandten, mit einer Besoldung von 1500 Thalern. Flemming schoß ihm zur Bezahlung der dringendsten Schulden 4000 Thaler auf seine Büchersammlung vor, um vor allem diesen Schatz, auf dessen Fortbringung man in Berlin eifersüchtig sein konnte, durch ein bestimmtes Anrecht für den sächsischen Hof zu sichern, und Manteuffel brachte darauf in seinem eignen Wagen Besser'n selbst im Oktober 1717 nach Dresden, wo derselbe sogleich in das neue Verhältniß eintrat.

Obwohl im Genusse hinlänglicher Vortheile und großer Auszeichnung fand Besser dennoch in seiner Lage keinen Ersatz für so vieles Verlorene. Der Hof war glänzend und angenehm, aber für den Neuangekommenen eine großentheils fremde Welt; sich in diese zu fügen, sich in ihr geltend zu machen, war dem Alten schwerer und dabei nöthiger, als einst dem Jüngling, der in seinem frischkräftigen Dasein jeden Anspruch im voraus erfüllte. Sein häusliches Leben war gestört durch ein Frauenzimmer, welches mit der Besorgung der Wirthschaft allmählich höhere Rechte verbunden hatte, und kein gutes Vernehmen Besser's mit seinen Verwandten bestehen ließ. Seine Dichtkunst, durch keinen mächtigen Antrieb des Herzens noch des Ehrgeizes aufgeregt, gab ihm, statt heiteren Spieles, nur

beschwerliche und selten ergiebige Arbeit, unter Qual und Zweifeln ihm selbst eine Last. Drückender fühlbar mußte diese werden, als ein jüngerer Dichter voll Kraft und Leichtigkeit des Talents im Jahre 1719 nach Dresden kam, und sich mit Eifer dem Fache der Hofdichtkunst widmete. Dieser war Johann Ulrich König, ein junger Mann von schönen Gaben, der aber glücklicherweise von Verehrung und Ergebenheit für den alten Meister durchdrungen war, und weit entfernt, sein Nebenbuhler sein zu wollen, nur sein Schüler zu sein begehrte. König's zuvorkommende Beflissenheit, voll aufmerksamer Rücksichten, bewährte sich Besser'n auf das schönste durch nachfolgende That. In dem Heldenlobe auf den König August, das der junge Dichter unternommen, und, so weit es fertig war, dem Meister vorgelesen hatte, fanden sich zwei Verse, welche dieser geändert wünschte, sie sagten von dem Könige:

„Zug, Ordnung, Anstalt, Lust geschieht allein durch dich,
Und alles, was geschieht, ist unverbesserlich."

Nun hatte Besser kurz vorher den Entwurf zur feierlichen Einholung der ankommenden Prinzessin aufsetzen müssen, aber sein Plan war nicht beliebt worden, und der König, dem an Einsicht und Geschmack in solchen Dingen niemand gleich kam, hatte nach eignen Vorstellungen alles selbst angeordnet; auf diesen Umstand, glaubte jener, würden die Uebelwollenden das Wort „unverbesserlich" nur allzu leicht deuten, und diese

Möglichkeit einer für ihn so kränkenden Anspielung sollte mit jenem Worte getilgt werden. König hatte nichts Arges gedacht, und hielt Besser's Besorgniß für übertrieben, aber die Aenderung geschah auf der Stelle, und für jene zwei Verse standen sogleich folgende da:

„Du ordnest alles selbst, giebst alles selber an,
Und so, daß auch die Kunst daran nichts meistern kann."

Zwar wollte die Gräfin Aurora von Königsmark, eine Dame von feiner Bildung und richtigem Sinn, welche sich das Gedicht vor dem Druck vorlesen ließ, die letzteren Verse durchaus nicht so gut finden, wie die ersteren, und tadelte die unzeitige Gefälligkeit des Dichters, der einer fremden Grille solches Opfer brachte; allein dieser zog die Freundschaft Besser's jeder andern Betrachtung vor, und behielt die letzteren Verse bei. Diesen Edelmuth rechnete Besser, der, im ähnlichen Falle, nach seinem Geständniß, nur mit großer Ueberwindung solches Entschlusses fähig geworden wäre, seinem jungen Freunde ungemein hoch an, und schenkte ihm nunmehr ohne Rückhalt seine Zuneigung und sein Vertrauen. Hieraus läßt sich abnehmen, wie sehr, wenn schon die Anspielung ihm so empfindlich war, die Sache selbst ihn müsse geschmerzt haben; zwar blieb es noch ehrenvoll, nur dem Könige zurückzutreten, doch war es immer zurücktreten.

Die Freundschaft mit dem Dichter König befestigte sich nach dessen Eintritt in die Hofdienste des Königs

August nur noch mehr. Jener bewies gegen Besser eine Unterwürfigkeit und Geduld, welche jede Eifersucht und jeden Zorn des reizbaren, eitlen und aufbrausenden Alten entwaffnen mußten. Durch diese Nachgiebigkeit und Anbequemung wurde König ihm stets unentbehrlicher, und zuletzt durfte kein Tag vergehn, ohne daß Beide zusammengewesen wären. Wegen König's lebhafter Beeiferung nannte Besser denselben im Scherz nur immer seinen hitzigen Freund, ohne dessen Rath oder Theilnahme kein häusliches noch litterarisches Geschäft mehr vorging. Besonders war ihm derselbe als kritischer Gehülfe von großem Nutzen. König giebt hievon mit folgenden Worten ergötzlichen Bericht: „Wie es ihm aber schon in der Jugend nicht leicht ward, etwas aufzusetzen, und er sehr viel Zeit, Arbeit und Nachdenken dazu verwenden mußte, so schien ihm in seinem Alter die Poesie ganz und gar nicht gewogen zu sein. Weil er nun wohl verspürte, daß es ihm allzu sauer ward, weiter etwas Neues zu verfertigen, so gab er sich, auf mein Zureden, in den letzten Jahren die Mühe, seine besten Stücke wieder vorzunehmen, mit mir durchzugehen, und soviel möglich auszubessern. Ich mußte manchmal zu vier bis fünf Stunden auf solche Weise mit ihm zubringen, und die äußerste Behutsamkeit anwenden, wann ich ihm etwas ausstellen wollte, weil er, ungeacht er mich darum ersuchte, dannoch sehr mißtrauisch und empfindlich in solchen Dingen war. Wann er sodann lang Obstatt gehalten, aber

doch endlich eine Stelle geändert hatte, welches er öfters auf zehen bis zwanzig und mehrmalige Weise that, so las er mir dieselben sämmtlich nacheinander her, und forschte, welche mir am besten gefiel. Sobald ich mich nun für eine vor den andern erklärte, merkte er sich solche sowohl, als meine dabei angeführte Gründe. Alsdann las er mir, nach etlichen Tagen, solche wieder vor, und wann ich meiner Sache nicht gewiß gewesen wäre, und nur ein einzigmal dieselbe Veränderung nicht wieder getroffen hätte, so würde er auf einmal alles Vertrauen zu mir in diesem Stücke verloren und sich überredet haben, daß ihm weniger aus einer redlichen Absicht zu Verbesserung seiner Schriften, als vielmehr bloß aus einer eitlen Tadelsucht, dergleichen Ausstellungen von mir wären gemacht worden. Er gestand mir daher öfters freiwillig, daß, ungeacht es sein Wille und er mir dafür verbunden wäre, wann ich hierunter aufrichtig mit ihm umginge und ihm nichts verschwiege, so würde er sich doch unmöglich überwinden können, wie gegründet auch meine Einwürfe sein möchten, dergleichen zu ertragen, falls ich sie nicht mit einer so bescheidenen Art und mit so weniger Eigenliebe hervorzubringen wüßte." Er lobte dafür hinwieder mit aufrichtigem Wohlgefallen König's Verse, gab ihm guten Rath in dichterischen Sachen, und suchte ihn auf alle Weise zu fördern. Aber der Gipfel seiner Dankbarkeit und Zuneigung war, daß er anfing, den wißbegierigen Jünger, der schon dadurch sein Glück an jedem

Hofe zu gründen glaubte, mit den kostbarsten Schätzen seiner Ceremonielwissenschaft bekannt zu machen, in welcher Besser's Kenntnisse und theils gedruckte, theils handschriftliche Sammlungen so berühmt waren, daß die größten Gelehrten ihn öffentlich angingen, diese ihm eigengehörige Wissenschaft in einem besonderen Werk auszuarbeiten, und daß der russische Hof deßhalb wiederholt ihn und seine Bücher nach Sankt-Petersburg zu ziehen suchte. So vergingen Jahre eines für Besser bei aller Unbefriedigung doch nicht unglücklichen Alters, bis ein unerwarteter Stoß ihn auf's neue hart erschütterte. Sein Schwiegersohn von Drost hatte ihm noch während der Bedrängniß in Berlin nach und nach über 3000 Thaler vorgestreckt, und ihn dieser Schuld wegen nicht sonderlich gemahnt, endlich aber doch, weil ihm eines seiner Güter abgebrannt war, zu dessen Wiederaufbau er dieser Summe bedurfte, die Zahlung ernstlich angefordert. Besser hatte kein andres Mittel, als seine Büchersammlung zu verkaufen, und mit schwerem Herzen entschloß er sich dazu. Nach mancherlei Planen und Schritten, dies auf die vortheilhafteste Weise in Sachsen, in Holland, oder wo es sein möchte, zu bewirken, kam endlich durch König's thätige Vermittelung im Sommer des Jahres 1727 der Handel mit dem sächsischen Hofe nach Wunsch zu Stande, Besser empfing für seine sämmtlichen Bücher und Handschriften, im Ganzen über 18,000 Bände betragend, eine Summe von 10,000 Thalern zugesichert, wobei ihm

seine Sammlungen zum Gebrauch auf Lebenszeit im Hause gelassen, dagegen aber die Verpflichtung auferlegt wurde, jemanden zum Dienste des Hofs in seiner Wissenschaft und in rechter Benutzung seiner Schriften zu unterweisen, damit auch der Geist dieser Dinge in treuer Ueberlieferung bewahrt bliebe. Mit Freuden erbat er sich, daß König zu diesem Zweck ihm beigegeben würde, und versprach diesem unter zärtlicher Umarmung in Mittheilung seines Wissens als ein leiblicher Vater gegen ihn sich zu erzeigen. König hatte inzwischen auch dafür gesorgt, daß die ersten 4000 Thaler der bedungenen Kaufsumme wirklich zur gehörigen Zeit ausbezahlt, und die Schuld, welche Besser'n keine ruhige Stunde mehr gelassen, nach Königsberg richtig abgetragen wurde.

Durch König's Bemühungen stellte sich auch das Vernehmen Besser's mit Schwiegersohn und Tochter in freundlichem Briefwechsel wieder her; und da inzwischen das Frauenzimmer, deren Gegenwart in Besser's Hause bisher vieles gestört hatte, verstorben war, so wollte die Tochter, voll Sehnsucht, den alten Vater noch einmal wiederzusehn, mit den Ihrigen zum Besuch nach Sachsen kommen. Dies jedoch war für Besser in vieler Hinsicht unbequem, er war nicht eingerichtet, wie vormals in Berlin, zahlreichen Besuch bei sich aufzunehmen, er scheute die mancherlei Störungen und Beschwerden. Da er jedoch gleichfalls lebhaft wünschte, mit den Seinigen nach fünfzehnjähriger Trennung wie-

der zusammenzukommen, so entschloß er sich, ungeachtet seines Alters, lieber selbst zur Reise, und erlangte leicht, daß König ihn auf derselben begleitete. Das Frühjahr 1728 verstrich wegen mancherlei Hindernissen unbenutzt, erst gegen Ende des August ging die Reise vor sich; in einem leichten Wagen mit Postpferden eilten sie, da Besser auf der Fahrt von hundert Meilen, eine Nacht in Danzig ausgenommen, nirgends ruhen wollte, unaufhaltsam fort, und kamen nach sieben Tagen, im Anfange des Septembers, glücklich in Königsberg an, wo die freudigste Bewillkommung sie empfing. Frau von Drost lebte in glücklichen Verhältnissen, ihr Mann stand als Tribunalsrath in gutem Ansehn; sie besaßen hinlängliches Vermögen; von ihren sechszehn Kindern waren sechs noch am Leben, gesund und wohlbegabt; die feine Bildung, welche den ganzen Kreis beseelte, erinnerte an die ausgezeichnete Erziehung, deren die Mutter im väterlichen Hause zu Berlin theilhaft geworden. Besser fand sich in dieser Umgebung ganz beglückt; auf dem Gute Kabkeim, welches Drost in der Nähe von Königsberg besaß, wurden die schönsten ländlichen Tage verlebt; alles wetteiferte in Aufmerksamkeit und Huldigung. Der reizbare und eitle Dichter hatte jedoch Mühe sich inmitten so vieler Angeregtheit zu fassen. Sein gerührtes Herz wandte sich voll Dank und Anerkennung zu König, den er als seinen besten Freund vorstellte, und bei jeder Gelegenheit eifrigst rühmte. Noch lebhaftere Empfindung bezeigte er seiner ältesten

Enkelin, einem bildschönen Fräulein von neunzehn Jahren, deren Verstand, Anmuth und vielfaches Talent ihn ganz bezauberten. König hatte nicht ermangelt, der Frau von Drost einen Abdruck der von ihm neu herausgegebenen Gedichte von Canitz mit einigen Versen darzubringen, welche das Lob der Tochter mit dem des Vaters artig verbanden. Hiedurch fand Besser sich ungemein geschmeichelt, erhob die Freundschaft, welche König ihm hierin bezeigt, über die Maßen, und fügte die Bitte hinzu, doch seiner Enkelin zu Ehren gleichfalls einiges zu dichten; ein Gedicht Königs sah er gleichsam noch als sein eignes an, und so lange der Jünger nicht allzu selbstständig erschien, und nur immer den Meister noch mehr verherrlichte, war alles vortrefflich. Doch wir wollen den Verfolg dieser Sache und den seltsamen Ausgang, welchen sie nahm, lieber durch König selbst erzählen lassen, der als unmittelbarer Theilnehmer und glücklicher Darsteller hier in doppeltem Werthe steht. „Da es nun, fährt er fort, weder eine große Kunst brauchte, noch eine schwere Sache war, auf eine Person von so viel edlen Eigenschaften etwas Taugliches hinzuschreiben, Besser auch nicht nachließ, einige Tage nacheinander mir auf das inständigste deßhalb anzuliegen, so fand er mich eines Morgens frühe in meinem Bette mit Ausarbeitung des begehrten Gedichts beschäftiget, welches, seinem Verlangen gemäß, eine Abbildung gedachter Fräulein sein sollte. Niemals habe ich ihn auf eine angenehmere Weise überrascht

gesehen, als da ich ihn versicherte, daß ich in Zeit von einer halben Viertelstunde damit zu Stande sein, und die Ehre haben würde, ihm solches bei dem Kaminfeuer vorzulesen, an welchem er, um mich zu erwarten, sich inzwischen niedersetzte. Als er endlich das ganze Gedicht von Anfang bis zu Ende mit größter Aufmerksamkeit angehört hatte, sprang er mit einer freudigen Bestürzung auf, umhalste und küßte mich herzlich, und betheuerte mir unter dem vertrautesten Händedrücken, daß ich ihn weder auf eine empfindlichere Weise verbinden, noch ihm ein angenehmeres Merkmal meiner redlichen Zuneigung als dieses hätte geben können. Er lief unverzüglich in der Fräulein Zimmer, ihr zu verkündigen, was ich ihr für einen Gefallen erwiesen, und was ich ihr zum Ruhme verfertigt hätte. Des Mittags bat er mich über der Tafel, daß ich selbst der Fläulein die Verse laut vorlesen möchte; und ich muß gestehen, ein ihr bei Anhörung derselben in's Gesicht gestiegenes Schamroth war ein sichtbarer Beweis, daß sie der darin enthaltenen Lobsprüche weit würdiger, als ich desjenigen Danks gewesen, welchen sie mir, wegen dieser kleinen Bemühung, vorzusagen beliebte. Der Herr von Besser selbst ermüdete nicht, ihr ernstlich einzuschärfen, mit was besondrer Gegenfreundschaft sie mir hiervor begegnen sollte, weil dieses eine Sache wäre, davon sie nicht nur jetzo, sondern auch noch künftig Ehre zu gewarten hätte, wann ich solches dereinst einer Sammlung meiner eigenen Gedichte mit einver-

leiden würde; warum er mich auch zugleich ersuchte, mit der Versicherung, daß es eines der besten Stücke wäre, so er jemals von mir gelesen. Er gestand öffentlich, daß er dergleichen Fertigkeit von der Natur nicht empfangen, und schon in seinen besten Jahren wenigstens so viel Monate zu Abfassung eines solchen Gedichts würde vonnöthen gehabt haben, als ich Stunden zu dessen Verfertigung aufgewendet hätte. Er las es mehr als einmal durch, und wies den Seinigen jeden Einfall insbesondere, wie auch den Schwung und den Ausdruck der Gedanken, nebst der ganzen Erfindung überhaupt; worüber er mehr Lobeserhebungen verschwendete, als ich, ohne beschämt zu sein, damals anhören konnte, geschweige, daß ich unbescheiden genug sein sollte, dergleichen allhier nachzuerzählen. Er wiederholte von neuem, was er ihnen gleich anfangs bei unsrer Hinkunft vielfältig bekräftiget hatte, daß sie nämlich ihre Liebe gegen ihn nicht nachdrücklicher würden zu Tage legen können, als wenn sie sich allerseits um die Wette bestreben wollten, seinen liebsten und aufrichtigen Freund, wie er mich nannte, durch alle möglichste Gefälligkeit und Gunstbezeigung dahin zu verpflichten, daß ich eine so weite, und bloß allein ihm zu Gefallen übernommene beschwerliche Reise mich nicht möchte gereuen lassen. Sonderheitlich, sagte er, hätte seine Leonore Ursache, mir ihre Erkenntlichkeit zu zeigen, weil er aus meinem Gedichte so viel vortheilhafte Theile und Stücke auf einmal an ihr bemerken lernen,

die er vielleicht in so kurzer Zeit, als er bei ihnen bleiben könnte, schwerlich alle zusammen würde beobachtet haben. Aber, wer hätte sollen denken, daß eben diese Verse zu einem ganz widrigen Ausschlag Anlaß geben würden? Er fand, nach öfterem Ueberlesen derselben, soviel Vergnügen in dem Umgange dieser tugendsamen Enkelin, und seine Neigung gegen dieselbe und zugleich auch gegen seine sämmtliche Angehörige vermehrte sich dergestalt, daß er, als wir wieder in die Stadt kamen, nicht nur niemanden mehr besuchen, sondern auch nicht, ohne äußersten Widerwillen, von jemand mehr Besuch annehmen wollte, und es auch mir verargte, wenn ich dergleichen gab oder annahm. Je mehr nun die Liebe gegen die Seinigen sich erhitzte, je kälter ward nach und nach seine Freundschaft gegen mich, bis es endlich so weit kam, daß ich meine Empfindlichkeit über sein seltsames Verfahren nicht mehr verbergen konnte, nachdem ich mich noch diese Stunde keines andern Verbrechens schuldig weiß, als daß er sich einbildete, man habe keinen genugsamen Unterschied zwischen ihm und mir gemacht; weßwegen er auch nunmehr die allergleichgültigste Höflichkeit, so mir erwiesen ward, für eine Geringschätzung seiner Vorzüge und für eine Sache ansah, die ihm entwandt worden. Dannoch that ich mir Gewalt an, meinen Verdruß auf Zureden seines Herrn Schwiegersohns zu verbeißen." Aber jenes Verbrechen, in ungeliehenem Werthe selbstständig zu erscheinen, wird von denen, welche darin eines sehn,

für das größte, für das unverzeihlichste gehalten, und Besser glich hier einem Liebhaber, dessen Eifer und Zärtlichkeit nur sich selbst in dem geliebten Gegenstande sucht, denselben aber, bei dem geringsten Zweifel, sich selbst in ihm zu finden, mit Haß und Abscheu verwirft und befeindet. Auch gegen seine Verwandten mochte sich Besser über jede Kleinigkeit heftigst ereifern, die größten Auftritte verursachen, und keine Beflissenheit konnte seinen übellaunigen Eigensinn zufrieden stellen. Unter diesen Verstimmungen kam der Tag der nah angesetzten Rückreise; die Rührung des Abschiednehmens und die nothgedrungene Gemeinschaft im Wagen bewirkten nur unvollkommene Herstellung der früheren Vertraulichkeit. Auf dem Rückwege besuchten die beiden Reisenden in Soldin den damals achtundachtzigjährigen Geheimen Kammerrath von Weiß, Canitz'ens gewesenen Hofmeister, der sein hohes Alter in edler und geistvoller Fassung dahinlebte. Die Reise ging sodann mit geringem Aufenthalt über Danzig und Frankfurt an der Oder nach Dresden zurück, wo sie am 14. September wohlbehalten wieder eintrafen.

Die große Aufregung, welche Besser durch dieses angestrengte Reiseunternehmen sowohl an Körper als an der Seele erfahren, zeigte sich für beide nicht vortheilhaft. Er war die sechs bis sieben letzten Jahre kaum noch aus seinem Zimmer gekommen, hatte ruhig und geordnet und sehr mäßig im Essen und Trinken gelebt, nur wenige Freunde gesehn, und jede unange-

nehme Berührung mit der Welt gemieden. Die Reise hatte diesen Lebensgang plötzlich gewaltsam unterbrochen, durch Beschwerden und Leidenschaften, durch ungewohnte Ueppigkeit der Tafel sowohl mittags als abends, endlich durch Zwiespalt mit seinem besten Freunde. Die alte Ordnung wollte sich auch in Dresden nicht wieder herstellen; er fand sich unbehaglich, ihm schmeckte das Essen nicht, selbst der Kaffee nicht mehr wie sonst; das Verhältniß zu König blieb unerfreulich gedrückt. Zwar hatte die Krankheit, von welcher dieser bald nach der Rückkunft befallen wurde, zur Folge, daß Besser die nöthigen Schritte zur Versöhnung that, allein die Sache hatte keinen Bestand; er hegte gegen jenen immer noch heimlichen Groll, der absichtlich von manchen Seiten genährt wurde, indem man sein Mißtrauen durch allerlei Zuflüsterungen weckte, oder ihm Schriften zubrachte, in welchen er nicht, wohl aber König mit Lob erwähnt war. Dies alles reizte ihn dergestalt auf, daß er gegen den einzigen Freund, dessen Umgang und Fürsorge seinen Lebenstagen unentbehrlich geworden, noch zuletzt den allertreulosesten Anschlag versuchte, der aber mißlang, und nur dem Urheber selber nachtheilig wurde; König verschweigt was es eigentlich gewesen, sucht aber in der Altersschwäche noch die leidlichste Entschuldigung für ihn geltend zu machen. Wirklich hatte Besser sich überlebt, sein Gemüth und Geist waren getrübt, sein Talent fast ganz erloschen. Nur kurze Zeit vor seinem Tode wachte seine Dichtkunst in aller sinnreichen Ge-

wandtheit seiner besten Zeit nochmals in folgenden Versen auf, die wir als äußerst glückliche, und als die letzten, die er gedichtet, hier einrücken. König hatte ihn abends in eine Gesellschaft geführt, und ein Fräulein daselbst ihm folgende Gesundheit zugebracht:

„Hier hast du meine Hand, das Herze hast du schon,
Gieb mir das deinige, dies ist der Freundschaft Lohn.“

Nach einigen Wochen, denn er bedurfte hinlänglicher Zeit, sandte Besser diese Antwort:

„Was forderst du mein Herz zum Lohn?
Du hast es, schöne Chloris, schon.
Dich kennen und dich nicht erlesen,
Ist noch in Keines Macht gewesen;
Wie sollte dann es nur allein
In meiner Macht gewesen sein?

Doch als er hernach vermerkte, daß die Sache so ernstlich nicht gemeint gewesen, änderte er solches auf diese Art:

„Was forderst du mein Herz zum Lohn?
Ist es dein Ernst, hast du es schon.
Ist aber es ein bloßes Scherzen,
So richt' ich mich nach deinem Herzen.“

Macht auch Zeit und Mühe dergleichen Ereignisse leicht allzu kostbar, so kann man doch diesem Beispiele alle beste Aehnlichkeit mit einem glücklichen Wurf aus dem Stegreife nicht absprechen.

Indessen nahm seine Schwäche zu, und ihm selbst entging dies nicht. Seine Liebe zu längerem Leben, die außerordentlich stark war, hielt sich an mancherlei Hoffnungen. Er war seit dreißig Jahren nicht krank gewesen, aber mehrmals todt gesagt worden, und gern überließ er sich der Volksmeinung, daß dies auf langes Leben deute. Ein Sachwalter Namens Job, der in Berlin wegen seiner Wahrsagereien angesehn zugleich und verrufen war, hatte ihm daselbst vor Jahren, auf sein Verlangen, seine künftigen Schicksale schriftlich aufgezeichnet, und da vieles davon schon eingetroffen war, so gewährte das ihm gleichfalls darin verkündigte Alter von 74 Jahren, so lange dasselbe noch entfernt war, eine beruhigende Aussicht. Als dasselbe jedoch näher rückte, wurde er mißmuthig, tadelte solchen Aberglauben, und warf die ganze Prophezeihung in's Feuer, ja er äußerte gegen König, er fühle wohl, daß sein Zustand sich verschlimmere, allein er hoffe bloß darum in diesem Jahre noch nicht zu sterben, weil er nicht glaube, daß Gott des elenden Job's Prophezeihung werde wahrmachen wollen. Mit Begierde wandte sich seine Zuversicht nun auf die vielen Beispiele, die er fleißig gesammelt hatte, von Menschen, die über achtzig Jahr alt geworden; der alte Weiß in Soldin war ihm in dieser Beziehung ein besonders werthes Vorbild. Ein damals vielgelesenes Buch, Les consolations de l'âme fidèle contre les frayeurs de la mort par Charles Drelincourt, hatte er nebst andern Erbau-

ungsbüchern, wie auch die Bibel, beständig zur Hand; auch hielt er fest an der lutherischen Kirchenlehre, und entbehrte keiner Zuversicht, welche dieser Glauben gewähren kann; allein bei aller Betrachtung des Himmelreichs blieb er mit dem irdischen Jammerthal hienieden gar sehr befreundet. Vier Tage vor seinem Tode wurde er bettlägerig. In großer Schwäche brachte er die letzte Nacht unruhig und verwirrt hin, fand sich aber am Morgen ungewöhnlich gestärkt, und sagte zu dem Prediger, der an seinem Bette saß, mit heiterem Verstande: „Nun, Gottlob! ich habe überwunden, die Krankheit hat mich ganz verlassen, und ich werde dieses Jahr noch überleben!“ Doch eine Stunde darauf war er in sanftem Schlummer dahingeschieden, ohne Schmerz und Angst; er starb den 10. Februar 1728 im vierundsiebenzigsten Jahre seines Alters. König, den er noch zuletzt voll Reue und Verlangen zu sprechen gewünscht, traf ihn nicht mehr am Leben. Er trug Sorge für sein Begräbniß und für seinen Nachlaß, der, mit Ausnahme der Bücher und Schriften, welche schon dem sächsischen Hofe verkauft waren, ganz an die Familie von Drost fiel. Besser's Geschwister, die von ihm reichliche Unterstützung erfahren hatten, unter ihnen drei Brüder in dänischem, französischem und schwedischem Kriegsdienste, waren ihm gestorben.

Wir schildern Besser's Person und Karakter am sichersten mit König's eignen Worten, der ihn so vertraut und vieljährig gekannt, und vor Andern fähig

war, ihn in allen seinen Beziehungen würdigend aufzufassen. Er giebt von ihm folgendes Bild. „Besser war lang, hager und etwas ausgetrocknet, blaß von Gesicht; dabei aber noch so sicher auf den Beinen, und so knapp in deren Anzug, als der jüngste Mann. Er hatte noch den ganzen Mund voll reiner Zähne, und ein so gutes Gesicht, daß er sich zwar der Brillen schon seit vielen Jahren, aber mehr zur Erhaltung seiner Augen, als wegen eines darin verspürten Mangels, bediente. Das Alter hatte ihm zwar die Gesichtszüge sonderlich auf seiner hohen Stirne etwas tiefer gefaltet, und auf der einen Wange bezeichnete eine ziemliche Narbe denjenigen Biß, den er, bloß vor seinem Abzug aus Berlin, von einem gemeinen Kerl durch einen verdrießlichen Zufall bekommen hatte. Sonst aber war sein Gang noch so hurtig, und sein Leib noch so aufgeweckt, daß auch Ihro Königliche Majestät von Preußen, als Sie ein paar Jahre vor seinem Ende ihn hier in Dresden sprachen, sich darüber verwunderten, und ihn versicherten, daß Sie ihn ganz nicht verändert fänden. Wirklich kannte oder fühlte er fast keine Beschwerlichkeiten des Alters, und war von einer so dauerhaften Leibesbeschaffenheit, daß er auch in dem rauhesten Winter, in einem ungeheizten Zimmer, wo seine Bücher waren, mit einer leichten Mütze auf dem Kopfe viele Stunden saß. Von seinen Hofmanieren und seinem ehmaligen angenehmen Umgange hingegen hatte er ein vieles verloren, seit er aus der großen Welt geschie-

den und mit den Jahren eigensinniger geworden war. Er hatte eine desto schönere Jugend gehabt, und war vor diesem von so gutem Geschmack in seiner Kleidung und in allen dergleichen Dingen, sonderlich was Spitzen und Perücken betrifft, daß auch der Freiherr von Canitz und andre Großen des damaligen berlinischen Hofes sich die ihrigen durch ihn verschreiben ließen. Dieses aber verleitete ihn, daß er nachmals auch noch allhier in seinen Kleidern bei einem ziemlich altväterischen Aufzuge blieb, und sich selten ohne eine große helle, zur Hälfte hinten getheilte, und vorne bis über die Brust herabhängende, viereckigte Staatsperücke sehen ließ, über unsere itzige Weise aber sich zu kleiden sein Gespötte trieb, weil er, nach der Gewohnheit aller alten Leute, nur das von vorigen Zeiten für schön hielt. Ehrgeiz und Liebe waren in der Jugend seine beiden Schooßneigungen gewesen, und hatten ihn zu manchem edlen Unternehmen angespornt, bis er dadurch sein Glücke fand. Da sie ihn aber auch noch in seinem hohen Alter nicht eher als bis vor der Grube verließen, so verleiteten sie ihn zu mancher Schwachheit; dann er war eben so eifersüchtig wegen seines Ruhms als wegen seiner Liebe, und selbst seine Jahre, die ihm doch am meisten hinderlich fielen, in beiden weiterzukommen, sollten, seiner Meinung nach, ihm zu einem Vorzug angerechnet werden. Er war nicht karg, sondern so mildthätig gegen Hausarme, als hart gegen muthwillige Straßenbettler. Er bezahlte willig und richtig, aber

bei der allermindesten Kleinigkeit, die er wegschenkte, ward er so wenig müde, dessen Werth selbst herauszustreichen, als Danksagungen von denen anzuhören, die dergleichen nur annahmen, um ihn durch keinen Abschlag zu beleidigen. Er erzählte nicht nur, sondern fragte auch eine Sache sehr oft, und sprach ganze Stunden von sich allein; wer aber die mindeste Ungeduld dabei spüren ließ, hatte es auf einmal bei ihm verdorben. Wie er von Kindheit auf ungeduldig und hastig gewesen, so war er nun im Alter mürrisch, auffahrend und jähzornig. Zwar, wo sich ihm niemand widerspenstig entgegensetzte, oder wo ihn keiner in seiner Uebereilung steifte, da ging es öfters bald vorüber; außerdem aber war er heftig, rachgierig, und schwer zu versöhnen. In solcher Zeit vergaß er um das geringste Widrige nicht nur alles Gute, was er vorher selbst erkannt und gerühmt hatte, sondern trug auch kein Bedenken, hernachmals sich selber zu widersprechen. Dannoch ist nicht zu bezweifeln, wann das Unglück früher als erst in seinem Alter sein Lehrmeister geworden wäre, es würde ihn weit sanftmüthiger gezogen haben. So aber, da ihm seine stärkste Bedrängniß in seinen späten Jahren, und allererst nach dem Tode seines ihm so gnädigen Königs aufstieß, machte es ihn nur störrischer, weil er der Welt, und nicht sich die Schuld gab, auch sich nun nach Andern so leicht nicht mehr, wie in der Jugend, zu bequemen wußte. Die Eigenliebe, so er vielleicht besser in seinen jüngern Jahren bemeistern können, hatte

nun allzuviel Herrschaft über ihn gewonnen; daher war es eben so schwer, mit ihm umzugehn, als schwer hingegen er jemand in seine Freundschaft nahm." König merkt an, daß, außer ihm selbst, von allen Besuchen und Bekanntschaften, die er auf Besser's Verlangen demselben zugeführt und verschafft, in Dresden eigentlich nur noch drei Personen in einiger Vertraulichkeit mit ihm gestanden hätten, der sächsische Generallieutenant Cosander von Goethe, der schon am Hofe zu Berlin mit ihm befreundet gewesen, der preußische Gesandte von Viebahn, und sein kurländischer Landsmann von Bülow, nachher sächsischer Gesandter in Berlin.

Nach allem diesen, worin der Karakter eines alten Dichters vorzugsweise in seinen Schwächen sich darstellt, und allerdings anstatt herrschender Gesinnung fast nur dienendes Talent hervortritt, dürfen wir um so weniger den Umfang und Glanz seiner außerordentlichen Begabung außer Acht setzen. Es glühte gewiß ein ächter Dichterfunken in ihm, den er, wie seinen Muth, seine Tapferkeit und Gewandtheit, mit vielem Erfolg in der Welt gelten machte. Das Glück, dem er aber auch stets opferte, begünstigte ihn trefflich, auch noch zuletzt, in seinen liebsten Wünschen. Der strahlende Ruhm seines Dichternamens erwärmte und erhellte seine alten Tage, und neue Verherrlichung war ihm gesichert durch König's wiederholt geleistetes Versprechen, seine Gedichte herauszugeben und sein Leben zu beschreiben, wie er bereits preiswürdig für Canitz

gethan. Zuerst im Jahre 1711 waren die Schriften Besser's gesammelt erschienen, wozu früher seine Einwilligung nie hatte erlangt werden können; eine neue Auflage trat im Jahre 1720 an's Licht; die vollständige, von König besorgte und trefflich ausgestattete Sammlung erschien zu Leipzig 1732 in zwei Bänden, welche die prosaischen und dichterischen Arbeiten zusammenfassen. Vergleichen wir, was er geleistet und gelebt, mit dem Leben und Wirken, in welchem Canitz und Flemming uns erschienen sind, so werden wir eine merkwürdige Abstufung der Verhältnisse finden, in welchen dieselben Grundstoffe der Dichtkunst, der Weltlichkeit und des aus beiden hervorgehenden Geschickes, selbst in Hinsicht der Lebensdauer, sich in diesen dreien Individuen verschieden gemischt haben, und wenn in Flemming die frische Jugend des begeisterten Dichters, in Canitz das edle Maß des gebildeten Weltmannes vorzugsweise den Blick anziehen, so mag derselbe doch auch in Besser manche Begünstigung des Dichters und des Menschen gewahren, welche in der Vorstellung eines höchsten Lebensganzen kaum vermißt werden mag.



Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel.

Paul Flemming.

Geist- und weltliche Poemata Paul Flemming's, Med. D. et Poet. Laur. Caes. Jena, 1652. 8.

Wird für die beste Ausgabe gehalten, ist aber keineswegs eine gute. Sehr beklagenswerth bleibt, daß Triller, der Herausgeber des Opitz (Frankfurt am Main, 1746), eine schon vorbereitete Ausgabe der Gedichte Flemming's nicht zu Stande gebracht. Er hatte vielleicht noch Hülfsmittel, die uns jetzt fehlen; zwar nahm er sich in Betreff der Lesarten bei Opitz manche Freiheit, zeigte dieselbe aber doch jedesmal getreulich an; daß er dem Dichter noch fast um ein Jahrhundert näher war, als wir, kommt hier als ein nicht geringer Vortheil gleichfalls in Betracht.

P. Flemmingi Rubella seu suaviorum liber I. Lipsiae, 1631. 4.

Paulli Flemmingii promus miscellaneorum epigrammatum et odarum, omnem nuperorum dierum historiae penum abundanter extradens. Lipsiae, 1631. 4.

Taedae Schönburgicae, Paulli Flemmingi. 1631. 4.

Früelings-Hochzeit Gedichte, welches auf derer Wohlgebornen Herrn Christianen und Fräulein Agnesen, beider von Schönburgk, rc. herrliches Beilager zu Harttenstein von Leipzig übersendet Paull Flemming. Leipzig, 1631. 4.

Davids, des hebräischen Königs und Propheten, Bußpsalme, und Manasse, des Königs Juda, Gebet, als er zu Babel gefangen war. Durch Paul Flemmingen in deutsche Reime gebracht. Leipzig, 1631. 4.

Paul Flemming's Klagegedichte über das unschuldigste Leiden und Tod unsers Erlösers Jesu Christi. Leipzig, 1632. 4.

Diese Drucke gehören zu den größten Seltenheiten.

Paul Flemming's erlesene Gedichte. Aus der alten Sammlung ausgewählt und mit Flemming's Leben begleitet von Gustav Schwab. Stuttgart und Tübingen, 1820. 8.

Auserlesene Gedichte von Paul Flemming. Herausgegeben von Wilhelm Müller. Leipzig, 1822. 8.
Näheres über diese empfehlungswerthe Auswahl ist im Buche selber schon angemerkt.

Des weltberühmten Adami Olearii colligirte und vielvermehrte Reisebeschreibungen, bestehend in der nach Mußkau und Persien, wie auch Johann Albrechts von Mandelslo morgenländischen, und Jürgen Andersen's und Volq. Yversen's orientalischen Reise u. s. w. Hamburg, 1696. Fol.
Der Werth dieses trefflichen Buches ist hinreichend bekannt.

Kurzer Begriff einer holsteinischen Chronik von 1448 bis 1663. durch A. O. Schleßwig, 1663. 12.
Von Adam Olearius.

Sam. de Pufendorf de rebus suecicis libri XXVI. Ultrajecti, 1686. fol.

Der Gesellschafter. Blätter für Geist und Herz. Berlin, 1817 ff. 4.
Im Jahrgange 1819 ist ein Aufsatz über Otto Brüggemann, von Ludwig Achim von Arnim.

Voltaire histoire de Pierre le Grand.

Lettre à M. le rédacteur du Globe au sujet de la prétendue ambassade en Russie de Charles de Talleyrand. Par le prince A. Labanoff. Paris, 1828. 8.

Réponse de M. Varnhagen d'Ense à la lettre du prince A. Labanoff. Paris, 1828. 8.

Freiherr Friedrich von Canitz.

Des Freiherrn von Canitz Gedichte, nebst dessen Leben, ausgefertigt durch Joh. Ulr. König. Berlin und Leipzig, 1750. 8.
Eine sorgfältige, trefflich ausgestattete Ausgabe.

Des Herrn von Besser Schriften. Von Joh. Ulr. König. Leipzig, 1732. 2. Thle. 8.

Sam. de Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni, Electoris brandenburgici, libri XIX. Berolini, 1695. fol.

Mémoires de Brandebourg, par Frédéric II.

Mémoires de Poellnitz.

Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés français etc.

Par M. M. Erman et Reclam. Berlin, 1782—1799. 9. Voll. 8.

Ritratti della casa elettorale di Brandenburgo. Da Gregorio Leti. Amsterdam, 1687. 2 Voll. 4.

Theatrum europaeum. T. 12. 13.

Gaben der Milde. Von F. W. Gubitz. Berlin, 1817. 4 Bdchn. 8.

Darin: Fragmente zur Erinnerung an Doris Freifrau von Canitz. Von Franz Horn. Lobrednerisch, aber nicht genau.

Erzählungen und kleine Romane. Von F. Kind. Leipzig, 1822.

Im Bd. 4. eine Skizze: Doris von Canitz.

Johann von Besser.

Des Herrn von Besser Schriften. Nebst dessen Leben und einem Vorberichte ausgefertiget von Joh. Ulr. König. Leipzig, 1732. 2 Thle. 8.

Besser's Leben ist hier vortrefflich erzählt, nur nach damaliger Weise weitschweifig und lobrednerisch, daher für unsre Lesewelt, ungeachtet aller Vorzüge, nicht mehr genießbar.

Des Herrn von Loen gesammlete kleine Schriften. Frankfurt und Leipzig, 1753. 4 Thle.

Thl. 1. S. 254 ff. „Der Herr von Besser." S. 203 rc.

Des Freiherrn von Canitz Gedichte u. s. w. Von König.

Des Herrn von Königs Gedichte, aus seinen von ihm selbst verbesserten Manuscripten gesammelt und herausgegeben. Dresden, 1745. 8.

Von Königs entschiedenem Talente finden sich hier die reichsten Zeugnisse. Einiges auf Besser Bezügliche kommt vor.

Sam. de Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni.

Mémoires de Brandebourg, par Frédéric II.

Mémoires de Poellnitz.

Mémoires des réfugiés français.

Theatrum europaeum. T. 11.



